WIDENER LIBRARY
HX K2N1 A

P Germ 147.18

1951

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Monatsschrift.

1791. September.

Berlin,
bey Friedrich Viewegs, dem älteren.

Inhalt.

I. Gedichte. Seite 1.

II. Ueber das gesellschaftliche Leben in Rom. Fortsetzung; von Herrn von T—us. 18.

III. Ist Fortschreiten nur Mittel zur Glückseligkeit, oder höchster Zweck der Menschheit? Von Herrn L. Bendavid. 29.

IV. Der Blumenfreund in Venstädt. Von Herrn Rektor Starke. 43.

V. Ueber die Gränzen der Aufklärung; von Herrn Rektor Fischer. 62.

VI. Ueber das Elysium der Griechen; ein Brief an eine Freundinn. Von Herrn Rektor Bodenburg. 75.

VII. An die Freunde, von Herrn Canonikus Gleim. 85.

VIII. Der würdige Erzbischoff; von Herrn Doctor Kramer. 87.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
Dec 21, 1931

Digitized by Google

Mit dem ersten Tage jeden Monats ist diese Zeitschrift in den mehresten Buchhandlungen Deutschlands, und da wo es deren keine gibt, in den Post-Aemtern eines jeden Orts, das Stück für 8 gr. zu haben. Letztere belieben sich an das hiesige Königliche Hof-Post-Amt zu adressiren.

Der Verleger.

Im Verlage der Schulbuchhandlung in Braunschweig sind in der Leipziger Jubilate-Messe 1791 folgende Neuigkeiten erschienen:

A. B. C. instructif pour apprendre aux Enfans les elemens de la langue françoise, nouv. édition. 8.

Auszüge aus den französ. Classikern, von Trapp. 3r Th. g. 12.

Berchtolds, des Grafen von, Anweisung für Reisende, nebst einer Sammlung zweckmäßig- und nützlicher Fragen; aus dem Engl. vom Prof. Bruns. gr. 8.

Campens Sammlung interessanter Reisebeschreibungen, 9r Th. in 16. 8. und gr. 8. auf Druck- und Schreibpr.

— Reisen, 1ster Theil, dritte Auflage, 8.

— Revision des Erziehungswesens, 15ter Theil.

— väterlicher Rath für meine Tochter, ein Gegenstück zum Theophron, vierte vermehrte Auflage. 8. auf Druck- und Schreibpap.

— Versuch einiger Sprachbereicherungen. 8.

— Seelenlehre für Kinder. 3te verbesserte Auflage. 8. Druck- u. Schreibp.

— Entdeckung von Amerika, 3 Theile, dritte verbesserte Aufl. mit gestochenen Titel und Titelkupfern. 8. Druck- u. Schreibpap.

Eisenharts, Versuch einer Anleitung zum Teutschen Stadt- und Bürgerrechte. 8.

Encyclopädie der lat. Classiker, 3ter Theil, die Metamorphosen des Ovids, und 4ter Th. die Oden des Horaz enthaltend. 8.

Faust, wie der Geschlechtstrieb der Menschen in Ordnung zu bringen. 8.

Funke, Naturgeschichte und Technologie ꝛc. 2ter Th. gr. 8.

Geschichte Sandfords und Mertons, 3r Theil. 16

Heinels Versuch eines kleinen Katechismus. 8.

Digitized by Google

Helmuths Anleitung zur Kenntniß des Weltgebäudes. 8.

Henkens allgemeine Geschichte der christlichen Kirche, 3r Th. gr. 8.

Hildebrands Anatomie des Menschen. 3r Th. gr. 8.

Horstig Vorschläge, wie sich der Prediger die Liebe seiner Gemeinde ꝛc. gr. 8.

Hundeikers Privatfibel ꝛc. gr. 8.

Journal, Braunschweigisches, herausgegeben vom Prof. Trapp, Jahrg. 1791.

Mauvillons gerichtliche Verhöre und Aussagen. gr. 8.

de la Morale naturelle, nouv. edition. 8.

Murray Arzneyvorrath, 5ter Band. 8.

Remers statist. Tabellen, 8te Tabelle. fol.

Schreiben eines jungen Selbstdenkers. 8.

Spatziergänge von Andre und Bechstein, 2n Jahrg. 2r Th. 8.

Vezins Familiengespräche, 8. auf geglättetem Schweizerpapier und auf holländ. Papier.

v. Winterfelds Anfangsgründe der Mathematik, 1r Theil, 8.

Wolfs Predigt-Auszüge, 1r Jahrg. gr. 8.

Nachricht.

Von der vor einiger Zeit durch den Herrn Hofrath Forster in Mainz und die unterzeichnete Buchhandlung angekündigten Geschichte der Reisen, welche seit Cook an der Nordwest- und Nordost-Küste von Amerika und in dem nördlichsten Amerika selbst unternommen worden sind, (drey Bände in Quart) ist nun der erste Band erschienen, welcher Meares und Douglas Reisen nach der Nordwestküste von Amerika enthält. Hoffentlich wird das Publikum finden, daß in der Ankündigung derselben nicht zu viel zum Lobe dieses Werkes gesagt war, und daß die Verlagshandlung sich bemühet hat, durch schön gestochene Karten und Kupfer, so wie wie durch saubern Druck, einem Buche von diesem inneren Werthe auch äußere Schönheit zu geben.

Der zweyte Band, welcher schon seit dem vorigen Jahre in den Händen des Publikums ist, enthält: Dixons Reise nach der Nordwestküste von Amerika und um die Welt.

Der dritte Band erscheint in vierzehn Tagen, spätstens drey Wochen, und enthält: 1) einen zweckmäßigen Auszug aus Portlocks Reise um die Welt, besonders an die Nordwestküste von Amerika;

Digitized by Google

2) Cox Reise nach Unalaschka; und 3) Long's Reisen durch Nordamerika, mit einer von Herrn Geh. Sekretair Sotzmann gezeichneten großen Karte, auf welcher die neuesten Entdeckungen in Nord-Amerika aus der zweyten Ausgabe von Arrowsmiths vortreflicher Weltkarte eingetragen sind.

Longs Reisen

läßt die unterzeichnete Buchhandlung zugleich in groß Oktav, mit eben der Schrift wie das Magazin der Reisen, abdrucken, und sie werden mit der erwähnten Karte hoffentlich binnen drey Wochen in allen Buchhandlungen für Zwanzig Groschen zu haben seyn.

Berlin, den 8. August 1791.

Die Vossische Buchhandlung.

Uranie, Königin von Sardanapalien, ein Werk Weseim Saffra des genanten Weisen, aber eines Thoren unter seinen Brüdern, verteuscht von einem niedersächsischen Landprediger. Zwey Theile.

Laune und Vortrag zeichnen dem Verfasser dieser Schrift aus, welche zwar einem Romane so ähnlich sieht, wie äußerlich ein Ey dem andern, in ihrem Innern aber von dem, was diese Produkte des Thier- und Genie-reichs einander immer ähnlich macht, sehr abgeht. Nicht undeutlich, aber auch nicht übertrieben, und noch weniger beleidigend, trägt derselbe Wahrheiten und Fakta vor, und er hat unsrer politischen Lesewelt ein angenehmes Geschenk gemacht. Er beurtheilt richtig, und dringt in den Sinn und Geist unsrer Zeiten ein. Er sagt Dinge vorher, die erschienen sind, und wir wünschen die erschienenen von ihm eben so bearbeitet zu sehen. Unter dem Dunkel seiner Einkleidung schwindet das Bittere, was dem Großen bey Enthüllung ihrer Geheimnisse weh thun könnte, und doch gibt er Lehren, die, wenn sie sie auch nicht lesen, durch den Mund derer, die um sie sind, auf eben die Art an sie gelangen könnten, wie der Verfasser sie dem Publikum mittheilt. Mehr als dem Leser aufmerksam auf ein Buch zu machen, welches er selbst lesen muß, um sich über so viele Dinge Licht zu verschaffen, hieße die Grenzen überschritten. Ein Auszug wäre zu unbefriedigend.

Digitized by Google

C. W. Kolbe del. H. Arndt sculp.

Anna Louise Dürbach, künftige Kurschen

Deutsche Monatsschrift.

1791.

September bis December.

Dritter Band.

Mit Kupfern.

Freymüthig und bescheiden.

Berlin, 1791.
bei Friedrich Vieweg dem älteren.

Digitized by Google

P Germ 147, 18

Digitized by Google

Deutsche Monatsschrift.

1791. September.

I.

Gedichte.

1.

An die Preußen.

Bey Erscheinung
des neuen allgemeinen Gesetzbuches.

Heil euch, Bürger des glücklichen Landes!
Vollendet steht das unsterbliche Werk,
Friedrichs und Friedrich Wilhelm's Denkmahl,
Vor euern Augen da!
Brennen, euer gerechtester Stolz,
Der Fels, auf welchem unerschüttert
Eure Freyheit und Sicherheit ruht!

Nicht der, o Bürger, ist frey, —
So laut sein aufgethaner Mund
Von seiner Freyheit prahlt! —
Der, ohne Gesetz, der Ordnung trotzt

Digitized by Google

Und keinen Herrn erkennt!
Nicht der, der zügellosem Trieb
Und seines Herzens Gelüsten folgt!
Ach, denn sein böser Wille
Ist ihm selbst ein harter Tyrann;
Und zitternd wohnt und mit Furcht
Sein Nachbar neben ihm!

Nur da ist Freyheit, wo Weisheit herrscht;
Und Weisheit, o Bürger, nur da,
Wo über menschenfreundlichem Gesetz
Ein guter König wacht!

Heil euch, o Brennen, Heil!
Für euch trägt die Gerechtigkeit
Keine Binde des Auges mehr!
Frey und offen, keinen Weisen fürchtend,
Blickte sie forschend umher,
Sprach eure Sprache klar und recht,
Forderte jeden Brennensohn auf,
Zu prüfen sein künftig Gesetz,
Hörte denkend jeden, und belohnte
Den weisesten! — Heil, Brennen, euch;
Denn unter selbst geprüften, selbstgewählten
Gesetzen lebt ihr froh und frey! —
Auf gleicher Wage wägt für euch
Die Göttinn Kron' und Hirtenstab.
Aber seht ihr der Göttinn Blick?
Auf Kron' und Hirtenstab
Blickt er nicht hin, indem sie wägt;
Auf die Zunge der Wagschal nur

Digitized by Google

Blickt er schärfer, damit sie nicht
Hierhin oder dorthin sich neige! *) —
Hämisch, mit feigen heimlichem Zorn
Sieht, wer Böses im Herzen brütet,
Der Himmlischen unbefangenen Blick:
Aber fest, nicht weichend und nicht wankend,
Ist auf gebauenem Felsen ihr Sitz!

Heil euch, Bürger des glücklichen Landes,
Und Friedrich, Ihm, der das unsterbliche Werk
Entwarf und begann,
Und Friedrich Wilhelm, der's vollendet, Preis!
Und, Carmer, dir, und euch, ihr Weisen all,
Die ihr den Bau vollführt,
Der Welt und Nachwelt Dank!

Fischer.

*) Siehe das Kupfer vor dem neuen Gesetzbuch.

2.

An Manso,

Uebersetzer des Torquato Tasso.

O könnte jetzt Torquato wiederkehren,
Und hier, wie schön sein Lied aus Manso's Leyer tönt,
Auf Deutscher Flur, in Deutschen Lauten hören,
Er würde sicherlich mit Deutschem Geist versöhnt!
Und wär' auch gleich sein Ohr von Elisäer Chören
Durch himmlischen Gesang und Harmonie verwöhnt:
So würd' er doch gestehn, daß, in dem schweren Streite,
Den Lorberkranz des Siegs der Deutsche nur erbeute.

Zwar haben Mirabaud *), und Hool **) aus Albion,
Und andre mehr, in ihren Mutterzungen
Das Heldenlied des Ausoniden schon
Von Westen bis nach Osten nachgesungen:
Doch keinem ist, wie Dir, Thuiskons Sohn,
Die Nachbildung des Meisterstücks gelungen!
Dein kühner Genius goß in die Sprache Teuts
Des Urbilds Fülle und Kraft, des Wohllauts Zauberreitz!

*) Mirabaud, der beste Französische Uebersetzer des befreyten Jerusalems.

** Hoole hat die beste Englische Uebersetzung von eben diesem Gedicht geliefert. Es ist übrigens bekannt, daß dieß Gedicht fast in alle Sprachen, und sogar ins Türkische, übersetzt wurde.

Digitized by Google

Wie glücklich ist Dein Loos! Du, von Apoll erkoren,
Gabst uns, — wie Stollberg, Voß und Bürde jüngst so treu
Der fremden Barden Lied gesungen Deutschen Ohren, —
Von Tasso's Meisterstück ein lieblich Konterfey! —
Nimm meines Herzens Dank; denn, Trotz des Spott's der Thoren,
Entzückt mich immer noch die süße Melodey,
Die nur die Muse lehrt, und die das Herz erweitert
In Frohsinn und Genuß, und uns beym Schmerz erheitert!

Kramer.

Digitized by Google

3.

Lebensweisheit.

Nur einmal blüht der May
Und bringt uns frohe Tänze
Und junge Veilchenkränze,
Und ach, er ist so bald vorbey!

Wir leben einmal nur!
Dieß Wirken und dieß Sehnen,
Dieß Lächeln, diese Thränen
Schenkt uns nur einmal die Natur!

Wohl, wer sein Leben lebt,
Bald thöricht und bald weise,
Und auf der kurzen Reise
An nichts mit festem Herzen klebt!

Die Trennung schmerzt so sehr!
Wo heute Rosen düften,
Umweht von Frühlingslüften,
Da ist es morgen wüst und leer.

*) Wir machen uns beynahe einen Vorwurf, diese schätzbaren, von dem Verfasser der Abhandlung über die neuern lateinischen Dichter D. M. S. 1790. Nov. S. 195 ff) die wir bald nach Einrückung jener Abhandlung erhielten, dem Publikum so lange vorenthalten zu haben. Wir glauben, unsere Verzögerung dadurch wieder gut zu machen, daß wir die ganze kleine Sammlung, so wie wir sie dem uns unbekannten Herrn Verfasser danken, auf einmal geben. Dichter und Mahler, die Charakter haben, gewinnen so durch nichts mehr, als wenn man mehrere Stücke derselben neben einander aufgestellt sehen kann. d. H.

Digitized by Google

Wohl, wer mit gleichem Sinn
Auf jedem Wege gehet,
Und niemals stille stehet,
Führt er auch über Dornen hin.

4.
Ballade.

„So alleine wandelst du?
Schon ist Mitternacht vorüber,
Regenwolken ziehn herüber;
Mädchen, Mädchen, geh zur Ruh!“ —

„Ruhen kann ich nicht allein!
Mein Geliebter hat versprochen
Heute bey mir anzupochen:
Ruhen kann ich nicht allein.“ —

„Ruhen sollst du nicht allein!
Hat dein Buhle dir gelogen,
Nun so sey er auch betrogen,
Bring mich in dein Kämmerlein.“ —

„Bringen will ich dich dahin,
Eng' ist's nur, mißt kaum drey Schritte,
Aber Ruh in seiner Mitte,
Ringsum blüht der Rosmarin.“

„Wie die Winde schaurig blasen!
Wie das Leichhuhn ängstlich ruft!
Ha! ich wittre Gräberduft!
Ist dieß nicht der Kirchhofrasen?“ —

„Sieh, hier ist mein Schlafgemach,
Eng' und klein und still und düster,
Sieh da stört uns kein Gestister,
Und da wohnt kein Weh und Ach!“ —

„Weh, dieß ist Luisens Grab,
Die ich treulos einst verlassen!
Mädchen, mußt mich nicht umfassen!
Weh, du ziehst mich ja hinab!“ —

„Sieh, Luise steht vor dir!
Hast mich ja zur Braut gewählet;
Komm, der Tod hat uns vermählet,
Komm und schlummre nun bey mir.“

Digitized by Google

5.

An Lyda.

Nach Horat.

Daß dich Amor nicht ereile,
Fliehest du mit schnellem Fuß?
Armes armes Mädchen, seinem Pfeile
Wehrt kein Berg und wehrt kein Fluß!

Klimmst du über Alpenhöhen,
Die kein Wandrer noch betrat,
Nimmer wirst du ihm entgehen:
Wisse, daß er Flügel hat!

Der Apfel des Paris.

An eine Dame.

Er war einst Aphroditens Ehre
Itzt reich ich Dir ihn billig dar:
Ich bin gerecht, wie Paris war,
Sey du erkenntlich wie Cythere!

Digitized by Google

7.
Erſte Liebe.

Erſte Liebe, erſtes Leben
Der erwachenden Natur,
Du allein, du kannſt uns nur
Einen Himmel auf der Erde geben!

Wenn ein unbekanntes Sehnen
In dem jungen Herzen glüht,
Und es da und dorthin zieht
Unter leiſen, ungerufnen Thränen;

Wenn wir über See und Hügel
Suchen möchten, was uns fehlt,
Schweben durch die weite Welt,
Wie der Aar mit nimmermüden Flügel;

Welch ein neues, ſüßes Leben,
Wenn wir nun die Holde ſehn,
Und im erſten Blick verſtehn
Dieſes Drängen, dieſes ſüße Beben!

Wenn umſonſt wir zu verhehlen
Suchen, was ihr Blick erſpäht,
Eins das Andere verſteht,
Ob die Worte gleich der Sprache fehlen.

Digitized by Google

Süßes, nahmenloses Schweigen,
Wenn nun Aug' an Auge hängt,
Sich das Herz zum Herzen drängt,
Und die Lippen auf einander neigen!

Schöner Himmel, schöne Sterne,
Ohne Liebe was seyd ihr?
Alles Ahnden in der Ferne
Wünsche, Träume, alles find' ich hier.

Wehe, wer dieß nicht verstehen,
Wehe, wer's nicht fassen kann!
Armes Mädchen, armer Mann,
Könnt, wo Rosen blühn, nur Dornen sehen!

Hört im Summen und im Brüten,
Und im Leben der Natur
Nur das Triebwerk einer Uhr,
Seht die Jahrszeit nur im Keim der Blüthen.

Dieses erste, schöne Leben,
Schicksal, gib noch einmal mir:
Gerne will ich dir dafür
Meiner Tage Ueberrest dann geben.

Digitized by Google

8.

Grabschrift Rousseau's des Philosophen.

Aus dem Französischen.

Flistert sanft in diesen Pappeln Weste,
Sie beschatten Rousseau's Ueberreste!
Gute Menschen nahet euch mit mir,
Euer Freund und Bruder schlummert hier.

9.

Am Geburtstage.

Viel des Guten hast du mir gegeben,
Schöne Erde, und des Bösen viel!
Freundlich war der Traum von meinem Leben,
Eh der Täuschung Vorhang niederfiel!

Fröhlich hüpft' ich durch die bunten Scenen
Meiner sorgenfreyen Kindheit hin;
Doch des Herzens halbverstandnes Sehnen
Zog mich bald nach Luftgestalten hin:

Digitized by Google

In der ersten, reinen Jugendfülle
Hielt ich sie umschlungen, fest und warm,
Aber bald verschwand die Zauberhülle,
Und ich hatt' ein Wolkenbild im Arm.

Alles, dem ich rasch entgegeneilte,
Schimmerte nur im erborgten Licht!
Freuden, die ich mit den Göttern theilte,
Stillten meines Busens Wünsche nicht.

Wo heut Rosen aus der Knospe schlüpften,
Fand ich morgen kahle Sträuche nur,
Und, wo tausend Leben mich umhüpften,
Trat ich bald auf der Verwesung Spur.

Meines Herzens heilig, glühend Leben
Schwand dahin, ach, ohne Wiederkehr!
Einsam stand ich nun, von Nacht umgeben,
Sah die Schöpfung ringsum öd' und leer,

Sucht' umsonst nach einem matten Schimmer,
Der mich leitete auf sichern Pfad:
Alles Graus und unbekannte Trümmer
Und Zerstörung, was mein Fuß betrat!

Fruchtlos waren meine lauten Klagen,
Fruchtlos griff ich nach dem morschen Stab,
Den mir, in der Kindheit bessern Tagen,
Mich zu stützen einst, die Hoffnung gab.

Digitized by Google

Bange Ungewißheit ist hienieden,
Oder trauriges Entsagen unser Loos,
Und wir finden den ersehnten Frieden
Einst vielleicht nur in der Erde Schooß.

Aber wehe, wem, wie mir, die Hülle
Schon so frühe von dem Auge fiel,
Wer verlassen von des Herzens Fülle
Ohne Führer wandern muß ans Ziel!

Wer des Lebens zentnerschwere Ketten
Unter seinen Blumen liegen sieht,
Wer nicht glauben kann, und sich zu retten
Nach dem Dunstgebilde, Wahrheit, flieht!

Schaudernd steh' ich auf der grausen Stätte,
Die schon meine Lieben zu sich nahm,
Wo der Tod seit Ewigkeiten spate,
Und von wannen keiner wiederkam.

Werd' ich sie wohl jenseits wiedersehen,
Die so theuer meinem Herzen sind?
Wird mein ganzes Selbst dereinst verwehen,
Wie der Blume Staub im Abendwind?

Ist die Hoffnung, deren Trost wir lauschen,
Die den Geist in beßre Welten trägt,
Da nur, um den Sklaven zu berauschen,
Daß er seine Fesseln nicht zerschlägt.

Wesen,

Wesen, das mit diamantnen Ketten
An des Schicksals ew'gen Fels uns band,
O von diesem Abgrund mich zu retten,
Reiche mitleidsvoll mir deine Hand!

Deckt mich stets das nächtliche Gefieder
Hellt kein Strahl des Grabes Finsterniß.
O so gib mir jene Träume wieder,
Die mir grausam die Vernunft entriß.

Kann der Wahrheit Glanz mich nicht beglücken,
O so nimm von mir auch ihren Schein!
Laß ein Wolkenbild ans Herz mich drücken!
Laß mich wieder Kind und glücklich seyn!

S.

II.

Ueber das

gesellschaftliche Leben in Rom.

Fortsetzung. D. M. S. 1791. März, S. 288.

Zu den Gesellschaften des Adels gehören die feyerlichen Zusammenkünfte, die bey dem Neffen des Pabstes Duca Braschi sind. Sie werden in den Anniversarien der Regierungsjahre des Pabsts, seinen Geburtstagen, den Jahrstagen seines Wiedergenesens, und dergleichen sich auf den Pabst beziehenden feyerlichen Vorfällen gehalten. Hier kommt alles in größter Pracht zusammen. Die Damen prangen mit sehr zierlichem Geschmeide, unter denen sich die Fürstinn Borgheſe, und die Gemahlinn des Nepoten auszeichnet. Der gute Geschmack, in dem die Juwelen gefaßt sind, und die Menge derselben bilden allerdings einen prächtigen Anzug. Der Nepote empfängt in diesen Gesellschaften auf die feyerlichste Weise die Glückwünsche zu dem Wohl seines heiligen Oheims, und beantwortet und danket in seinem Nahmen. Diese Gesellschaften, deren ich nur eine sahe, sind in Rücksicht der Pracht und der Weise sie zu äußern, merkwürdig.

Unter die gebildesten Männer dieses Standes gehört der Fürst R... co; seine Reisen, seine Kenntnisse ausländischer

Sprachen und Litteratur, seine natürliche Lebhaftigkeit machen ihn zum gesuchtesten Gesellschafter. Ehemals waren große Akademien wöchentlich bey ihm, die er dieß Jahr unterließ aus verschiedenen geheimnißvollen Gründen, (welches überhaupt den Sinn des gesellschaftlichen Vergnügens im Winter 1790 in Rom verminderte). Er gab nur eine feyerliche Musik, in der eine Kantate von dem sehr beliebten Musikus Crescentini gesungen wurde. R... co hat zu seinen musikalischen Gesellschaften einen besondern Saal im besten Geschmack bauen und verzieren lassen. Die Form ist einfach; die Verzierungen nach dem Muster jener, die der unsterbliche Raphael in seiner kleinen Villa anwandte, gewählt; die Wände sind mit einem gemahlten, schmalen Kranz von Blumen und Laubwerk eingefaßt: in der Mitte einer jeden Wand sind zwey tanzende Bacchantinnen, die durch die schlanke, behende Beugung ihres Körpers, und die Falten des Gewandes, und die jauchzende Munterkeit, die das Schwingen ihrer Arme anzeigt, auf der Oberfläche zu schweben scheinen. Diese Verzierungen sind von großer Wirkung; sie enthalten etwas Aufheiterndes, Munteres, beschäftigen die Fantasie, ohne sie zu überladen.

Zu dem gesellschaftlichen Leben muß man jene Feste nehmen, die die fremden Gesandten in dieser Zeit geben. Es vergeht wenigstens selten diese Periode der Gesellschaften, ohne daß einer irgend einen Anlaß hat, ein Festin zu geben. Der Portugiesische Gesandte war es diesen Winter, der ein sehr geschmackvolles gab. — Er bekam von seiner Monarchinn den Auftrag, das Jahresfest des Gelangens des jetzigen Pabstes auf den heiligen Stuhl zu feyern. Der Gesandte ist ein junger geschmackvoller Mann; sein Nahme Almeida. Da seine Wohnung ziemlich von dem bevölkertesten Theil der Stadt abgesondert ist: so

waren alle Straßen, die auf seinen Pallast zuführten, sehr gut beleuchtet, und mit wachhabenden Soldaten aus dem Regiment der Korsen besetzt, um alle Unordnung zu vermeiden. Die Menge der Wagen war so groß, daß man eine halbe Stunde verzögern konnte, ehe man zum Aussteigen gelangte. Das Fest fing mit einer Kantate an, die Crescentini, und die damals in Rom sich aufhaltende Sängerinn Banti sang. Das Gedränge der Zuhörer war so groß, daß man kaum mehr sich den Zimmern nahen konnte, die an den Musiksaal stoßen. Nachdem diese Kantate geendet war, wurde ein anderer Flügel seines Hotels geöffnet, der ganz neu, mit eben so viel Geschmack als Eleganz zu diesem Feste meublirt war. Die meisten Zimmer waren mit Atlaß von gefälligen Farben, nach dem neuesten Geschmack gezeichnet, behangen; die Fußteppiche waren eben so schön; die verschiedenen Beleuchtungen gut gewählt; die Sopha's ungemein einladend und zierlich. So waren eine Reihe Zimmer, jedes von besonderer Form und verschieden meublirt. Die Oefnung dieser Apartemens war ein schöner Anblick. Alles drängte sich hin, um sie zu bewundern. Die Gesellschaft war gewählt, indem man nur durch besondre Billets des Gesandten zu dem Feste, kam; das Ganze ein reitzendes Schauspiel. Nachdem man lange genug diese zierlichen Zimmer besehen hatte, begaben sich die Tänzer und Tänzerinnen in den Musiksaal zurück. Die Gesellschaft theilte sich; die Römerinnen und Römer blieben in einem, und die Fremden aller Nationen in einem andern daran stoßenden Saal, damit jeder nach seinem Geschmack und nach seiner Landessitte tanzen möchte. — Die Römischen Tänze sind zwang- und kunstlose Sprünge. Die Schönen überlassen sich dem Vergnügen, ohne an Regelmäßigkeit der Schritte oder besondre Grazie zu denken. Sie werfen sich in die Arme der Tänzer und

ſpringen ſo die Reihe durch; nicht ohne Grazie, denn jene, die die Natur in ihren gelenken, ſchönen Körperbau verwebt hat, können ſie nicht ablegen. Ich hatte ſehr viel Freude, dieſen Tänzen zuzuſehen. Sie ſind voll natürlicher, aber keiner conventionellen Pantomime, wie die Tänze der Franzoſen; jede macht ſie, wie ſie ſie fühlt. Die Kontretänze der Franzoſen kann man durch geſchickte Mechanik allenfalls eine Puppe lehren, aber nicht die Geberden einer Römerinn. Jene ſenkt ſich mit entfeſſeltem Buſen in die Arme ihres Tänzers; dieſe, etwas behutſamer, reicht ihm nur ihre Hände, und verheißt durch ihren Blick, was ihre Nachbarinn ſchon gewährt. Eine Italieniſche Frau im wärmern Augenblick der Leidenſchaft iſt ein Meiſterſtück der Natur; Vernunft, Fantaſie, Liebe, alles iſt im höchſten Grad bewunderungswürdig: im Gegentheil iſt dieſelbe Italieniſche Frau ohne Leidenſchaft, bey kaltem Blut, gefährlich und unangenehm, intrigant und rachevoll. Ich verließ, um jene der Fremden zu ſehen, öfters die Tänze der Römer. Da hüpfte alles nach den Linien, die der erſte vorgezeichnet hatte; man gab ſich mit vieler Grazie die Spitzen der Finger; zwängte die Spitzen der Füße gegen den Boden, und zeigte allerdings viel Kunſt, zu welchen unnatürlichen Verkrümmungen der menſchliche Körper ſich zwingen läßt der Körper des Franzoſen, ſonderbar genug, zeigt darin die meiſte Fähigkeit. Dem Engländer und dem Deutſchen will es nicht recht gelingen. Der erſtere, zu gymnaſtiſchen Uebungen gewöhnter, bringt noch etwas heraus, er behandelt den Gegenſtand wie Voltigiren, daher werden die Umriſſe der graciöſen Figur etwas grob: der letztere, deſſen Gelenkſamkeit von Jugend an etwas vernachläſſigt wird, verhunzt ſo einen verwickelten Sprung noch mehr. — Auf dieſe Abwege hat mich Almeida's ſchöner Abend geführt.

Gegen zwey Uhr nach Mitternacht verlor sich die Gesellschaft allmählich. Da die Wagen in Reihen standen, und nicht aus der Reihe vorfahren durften: so mußte immer ein großer Theil der Gesellschaft, Herren und Damen, auf der Treppe die Ankunft ihres Wagens abwarten. Die schöne Treppe war prächtig beleuchtet, und zur Unterhaltung unten und auf der Mitte derselben Musik gemacht, zum Vergnügen derer, die da warteten.

Noch eine andere Gesellschaft gibt der Fürst Doria. Sie wird wenig von Fremden besucht. Ich freute mich über die alte Pracht und den verjährten Prunk, der die Reichthümer, das Alter, und das Fürstliche dieses Hauses ankündigt. Die prächtigen Vorhallen in dem ungeheuern großen Pallast, das Feyerliche des Empfangs; alles kündigt eine Familie wie die der Doria an. — Es scheint auch, daß die Sprossen dieses ehrwürdigen Hauses von Jugend auf an die alten gothischen Formen, von Gold strotzend, gewöhnt, keinen Geschmack für die feinern Verzierungen haben, die die Neuern in allen ihren Einrichtungen anwenden. Der jüngere Kardinal dieses Hauses hat Raphaels Villa gekauft; und wo ehemals der Genius des besten Geschmacks, seit die alten Griechen nicht mehr sind, thronte, werden jetzt mit vielen Kosten die armseligsten Zierrathen gehäuft, ohne Geschmack, mit einer Kleinheit, deren man keinen Menschen, in Rom geboren, fähig halten sollte. Eine kleine travestirte Pyramide des Cästius, ein kleiner Wasserfall, einige Korallenfelsen, ein kleiner Parnaß ist in dem Raum von einer Ruthe Landes zusammengedrängt. —

Nur um das Gesellschaftliche dieses einzigen Standes in Rom zu zeichnen, führe ich noch einige Nahmen an. So wird das Haus des Principe Rospiglioſi, eines Mannes von Geschmack, der vor einigen Jahren mit seiner Gemahlinn die interessantesten Hauptstädte Europens besuchte, als ein sehr angeneh-

Digitized by Google

mes Haus gepriesen. — Die kleinern Gesellschaften in dem Hause des Duca Landi, die des Kardinals Herzan, und dergleichen mehrere, erfüllen des gesellschaftlichen Reisenden Wünsche, der ohne sich von dem Hauptaugenmerk seines Römischen Lebens, dem Studium der Kunst, zu sehr zu entfernen, gern jene gesellschaftlichen Sitten beobachtet. —

Unterhaltender und fröhlicher sind die kleinen gesellschaftlichen Zirkel des zweyten Standes. Die Frauen dieser Klasse sind gebildeter, sie verstehn Musik, haben wohl auch die besten Dichter gelesen, und ihre Künste zu gefallen, sind feiner angelegt. Man trifft wirklich unter ihnen die reitzendsten Geschöpfe an, sowohl in Rücksicht auf Schönheit, als auf ihre Weise sich zu betragen. Der Gegenstand des Gesprächs sind witzige Gedanken über irgend eine Mode, einen Cicisbeo, ein mißlungenes Rendezvous, u. s. w. Diese kleinen Gesellschaften werden gewöhnlich mit Musik beschlossen. — Unter die schönsten und angenehmsten Frauen dieser Gesellschaft gehörte während meines Aufenthalts Signora Theresa P...i, eine schöne, stolze Römerinn. So viel Anstand die edle Figur ihres Körpers zeigt, so angenehm lächelnd war immer ihr schönes Gesicht. Sie sprach immer witzig und schön; singt außerordentlich angenehm und gefühlvoll; in ihrem Hause, wo sie täglich Leute empfängt zu einer bestimmten Stunde, ist man gewiß, die schöne Signora Teresa singen und sprechen zu hören. Sie und ihr zärtlicher Cicisbeo, ein schöner, junger Kavalier, der durch seine Verbindungen zu den ersten Römischen Familien gehört, machten ein schönes Paar. Die Signora kannte auch den Werth dieser Verbindung. Stolz die erste zu seyn, der dieser junge Kavalier opferte, dessen Verbindungen ihn zu den ersten Gesellschaften gerufen hätten, die er ihr zu Liebe ganz vernachlässigte, weihte sie ihm alle Zärtlichkeit. — Bey einer

Digitized by Google

andern Signora Pellice, die zwar sehr von großem Tone, aber nicht so schön wie die Signora Teresa ist, waren alle Sonntage Abends Feste di Ballo, wo alle Damen vom ersten Range, und die Schönen Cittadine hinkamen, und recht herzlich nach Römischer Sitte getanzt wurde. Hier erschienen die Cittadine und die Principesse in ihrem Glanze, die Nepotesse des Pabstes, die schöne Duchessa Corbara, die reitzende P..; alles tanzte da vermischt in bunten Reihen. Es waren freudige Abende, wo aller Unterschied der Stände aufhörte; und nur Schönheit und die größte Gelenkigkeit des Körpers galt. — Unter die angenehmen Gesellschaften dieses Standes, wo man immer musikalische Unterhaltungen, d. h. Vokalmusik, hört, sind die Häuser Oringo, Digni, Vagnolini, u. s. w. zu rechnen. In diesen allen wird man freundlich empfangen, trifft gewöhnlich die Frau, die Tochter oder eine Freundinn des Hauses mit einer Harfe an, die ihre schöne Stimme bey einer Arie des Cimarosa, Tritta, Amfosi, oder sonst eines gefälligen Komposiseurs begleitet. Diese kleine Gesellschaft beleben Schönheit, Witz, munstre Laune und im Allgemeinen die schöne harmonische Stimme einer Römerinn. — Was kann ein Reisender, der auch die größte Anstrengung des beobachtenden Lebens liebt, und dem wissenschaftlichen Theil auf seiner Reise ganz sich weiht, besseres wünschen, als eine solche musikalische Gesellschaft? — Merkwürdig ist auch eine Signora Flaviani. Ihre Liebe zur Tonkunst und ihr meisterhaftes Singen machen sie in Rom und bey allen Fremden bekannt. Alle Wochen ist einmal Musik bey ihr, bey der sie die Sonderbarkeit hat, keine Frauen anzunehmen, wenn es auch die erste Römische Dame wäre. Sie behauptet, es sey ihnen unmöglich, in die Länge still zu seyn, und sie wollte lieber ihrer Mitschwestern Liebe, als einen Theil einer schönen Arie ver-

Digitized by Google

lieren. Die fremden Herren empfängt sie sehr höflich; doch rathe ich keinem, ein Wörtchen zu schwatzen, sie würde sich die Freyheit nehmen, seine Gesellschaft zu verbitten. So wie die Musik anfängt, ruft sie ein gewaltiges Tacete; und wer nun ihr Freund bleiben will, darf nicht die geringste Bewegung mehr machen. So wie die Arie geschlossen ist, bricht sie in ein ihren ganzen Körper belebendes Lob aus, die Musik setzt sie in eine Art von Wahnsinn, sie hüpft und beträgt sich wie ein Kind, wenn eine Musik meisterhaft ausgeführt wird. Sie selbst singt nach den schwersten Grundsätzen von der Reinheit und Harmonie der Vokalmusik; macht aber von ihrem eigenen Gesange nicht viel Aufhebens, und nimmt keine Lobsprüche darüber an. Diese leidenschaftliche Liebe für Musik macht diese Frau interessant. —

Die größten Reitze des gesellschaftlichen Lebens von der gebildeteren Art haben jene kleinen Zusammenkünfte bey Fremden, die sich aus Liebe zu Wissenschaften oder Künsten in der Stille für sich Jahre lang in Rom aufhalten, und nur Fremde bey sich sehen, die eben der Zweck und die Neigung zu Wissenschaft und Kunst in Rom belebt. Von allen Nationen sind so einige, in der Geschichte der Alten, in ihren Wissenschaften, in ihren politischen Verfassungen, ihrer Kunst und ihren Sitten eingeweihte, in Rom, die mit philosophischem Geist die Spuren dieses großen Volks verfolgen, und in den klassischen Schriftstellern und den übriggebliebenen Kunstwerken der Alten Jahre lang studiren. Dieß Studium und die Abgezogenheit von andern Geschäften, gibt diesen Menschen ein eigenes Gepräge. Sie vergessen das Rom, in dem sie leben, und befinden sich beständig in jenem, das ihren Geist beschäftigt. — Da nun ein Reisender fast täglich mit diesen Gegenständen sich beschäftigt, so ist es ungemein nützlich und interessant, die Früchte der genauern Beobachtungen so

eines Mannes mit der Weise, in der man selbst die Sachen sah, zu vergleichen; man wandelt so in den Gesprächen in das Colisseum, in die Thermen, bemerkt überall das Vollkommene der Architektur, die äußerst richtigen Kalkuls, in denen diese Gebäude ihrer Bestimmung gemäß gebaut sind u. s. w.

So wie sich einige bloß mit den Alten und ihren Kunstwerken beschäftigen, so sind andere, obschon selbst keine Künstler, Verehrer der neuern Kunst. Hier wird über alle Meister und ihre Schulen gesprochen; Raphael und Leonardo werden erhoben, die Schönheiten eines individuellen Bildes eines dieser Meister entwickelt, jeder bestimmt das was er vorzüglich darin fand, nach der ihm eigenen Weise es anzusehn. So wurde mancher Abend, mit jenem meisterhaften Bilde des Leonardo im Pallast Barberini, das die Tugend und das Laster vorstellt, zugebracht; die Wahrheit und meisterhafte Charakteristik, die in den Gesichtern und überhaupt den Köpfen dieses überaus großen Kunstwerks ausgedruckt sind, entwickelt; welchen scharfen richtigen Blick in die Natur des Menschen, welche feine Nüancirung der Künstler anwandte, um diesen moralischen Gegenstand sinnlich so wahr vorzustellen. Von diesem Bilde kam man auf jenen unaussprechlich schönen Kopf eines Christus von demselben Meister, in den Zimmern des Don Paolo im Pallaste Borgheſe. Und so von einem Bilde zum andern kommend, untersucht man anfänglich nüchtern und mit dem kalten Genius des Scharfsinns und des Verstandes die Kunstwerke, ihre Schönheiten, den Gang der Ideen des Meisters; und so nüchtern erhält sich die Gesellschaft, bis endlich die Fantasie sich der kalten Zergliederer bemächtigt, und das Gespräch in Schwärmerey ausartet. Doch ereignet sich das nur gegen Ende des Gesprächs, wie die Munterkeit der Gäste gegen Ende eines Mahles;

Digitized by Google

denn es ist in Rom nicht die Weise der wahren Eingeweihten, in die Schätze der alten und neuern Kunst, diese Meisterstücke in Schwärmerey zu betrachten, in der Manier, wie ein Ardinghello oder ein Düpaty uns diese Sachen wollte ansehn machen. Ueber diese und andere Visionnaires wird in der guten Kunstgesellschaft in Rom gelacht, wie über jene fremden Damen, die beym Anblick des vatikanischen Apolls Vapeurs bekommen. — Untersuchung ist das Losungswort der wahren Verehrer des Schönen und Großen in der Kunst; man bewundert die Wahrheit, die ächte Charakteristik; das tiefe Studium des moralischen und physischen Menschen, das ein großes Kunstwerk bey seinem Meister voraussetzt, und dann die meisterhafte Ausführung, den Effekt aller dieser Eigenschaften zusammengenommen studirt man, und geräth endlich über das Schöne und Große in Ekstase. Aber ein gesuchter Effekt, der die Prüfung der vorausgesetzten Eigenschaften nicht aushält, eine Berninische Daphne in Konvulsionen, wo der Marmor zu leiden scheint, durch die Verdrehung der Glieder; so ein Kunstwerk erregt weder Ekstase noch Bewundern, obschon leider diese Werke so lange der Gegenstand des Studiums der jungen Künstler zu seyn pflegen, und früher oder später in ihren Werken diese Manier herrscht. — Die nähere Bestimmung des herrschenden Tones in diesen Gesellschaften von Gelehrten und Kunstliebhabern führte mich auf diese Nebenideen; da ich längst fand, daß junge Männer in unserm Vaterlande, wenn von Rom und dem dortigen Kunstleben die Rede ist, immer nur an die schwelgende Fantasie, und die süßen Empfindungen denken, die der Anblick der schönen Formen, von der holden Brust der Venus an, bis zu der etwas mehr als männlichen der Amazoninnen, die das leichte Gewändchen so schön deckt, erregen muß.

Eines vortreflichen, äußerst seltenen Mannes muß ich noch erwähnen, dessen Gesellschaft seiner ungewöhnlich ausgebreiteten Kenntnisse wegen sehr schätzbar ist; es ist der gelehrte Zoega. Alle Sonntage Abend war ein kleiner Zirkel von Auserwählten bey ihm, unser vortreflicher Landsmann Hirt brachte gewöhnlich diese Abende da zu. Es war ein wahres antiquarisches Kollegium, diese Stunde. Zoega soll einen Schatz von gelehrten Auszügen und Beobachtungen besitzen, die hauptsächlich die Erklärung der ägyptischen Alterthümer und die Hieroglyphen zum Zweck haben. Dieser äußerst gelehrte Mann arbeitet ununterbrochen; er hat sich in Rom verheirathet, und lebt so unter beständigem Studium und dem Glück seiner Familie. Er ist für die dortigen Gelehrten ein Orakel, und wenn man irgend einen Zweifel in antiquarischen Sachen hegt, so wird Zoega zu Rathe gezogen.

v. T—us.

Digitized by Google

III.

Ist Fortschreiten nur Mittel zur Glückseligkeit, oder höchster Zweck der Menschheit?

Es gibt nur wenige Menschen, die nicht mit einer Art von wehmüthigem Vergnügen an die Jahre ihrer Kindheit zurückdenken. Jener Stand der Unschuld und der Fröhlichkeit hat in unsern Augen noch immer einen Reitz, der selbst von dem Genuß der lautersten, eines Mannes würdigen Freuden nicht ganz vertilgt werden kann. — Den Stand der Kindheit aber zurückzuwünschen fällt wohl niemand im Ernst ein. Wer diesen Wunsch in sich aufsteigen läßt, will gewöhnlich die Zwanglosigkeit des Kindes mit dem Genuß des Mannes vereinigen; will das eine, ohne auf das andere Verzicht zu thun; und will daher — Unmöglichkeiten.

Diese bekannte Erfahrung steht mit einer andern in genauer Verbindung. Die Beschreibung der patriarchalischen Lebensart, die Schilderungen der Dichter vom goldenen Zeitalter, und selbst die einfache Erzählung des Geschichtschreibers

von den Sitten der Vorwelt, belebt uns stets mit einer eigenen Art von Frohsinn. Wir können den Wunsch nicht unterdrücken, daß doch die Welt so wirklich, oder auf diesem und jenem Punkte stehen geblieben seyn möchte. — Fragen wir uns in eben dem Augenblick: Ob wir wohl alle die Bequemlichkeiten entbehren wollten, die nur das fernere Fortschreiten des Menschengeschlechts in der Aufklärung uns verschaffen könnte? Ob es uns ein Ernst sey, unsere weit gespanntern Bedürfnisse, und das Vergnügen, das in dem Streben nach ihrer Befriedigung liegt, gegen jene leicht zu befriedigenden Bedürfnisse umzutauschen? so lag warlich dieses keinesweges in unserm Wunsche! Begeistert von der Glückseligkeit der Vorzeit, schufen wir uns ein Ideal, das ohne alle Mängel seyn sollte, und auch daher nicht wirklich werden konnte.

Sonderbar genug kam mir dieser innere Streit des erwachsenen oder aufgeklärten Mannes immer vor; und so viel ich weiß, ist er durch den Spruch des weisen Königs: Sage nicht, die vorigen Tage waren besser, als diese! noch nicht beygelegt. Weltweise haben sich bemüht, den Grund zu diesem anscheinenden Widerspruche im Menschen in der Seelenlehre aufzusuchen, und daher die streitenden Theile von ihrem Richterstuhl abgewiesen. Man begnügte sich zwey Funktionen der menschlichen Seele anzunehmen, die mit einander im Streit wären, und im Streit seyn könnten, ohne dadurch den Menschen zu dem widersinnigsten Geschöpf auf Gottes Erdboden zu machen. Man sagte: die Einbildungskraft wünsche, was die Vernunft nicht billigen könne. Oder: die Einbildungskraft stelle uns einen gewissen Stand als wünschenswerth vor, den sie ganz umfassen, von dem sie nicht weichen, bey dem sie gern stehen bleiben will; — die Vernunft hingegen befehle

Digitized by Google

fortzuschreiten, sich immer mehr zu vervollkommnen, nie stehen zu bleiben.

So entschied die eine Partey der Richter. Andere dachten hinwiederum anders. Sie zeigten, daß Fortschreiten ein Kind der Einbildungskraft, Begierden hingegen, oder, welches einerley ist, Stehenbleiben auf einem behaglichen Zustande, Werk der Vernunft sey. — Wer von beyden Richtern hat Recht?

Eine andere Erfahrung verwirrt die Streitfrage vielleicht noch mehr. Es ist gewiß, daß der vernünftige Mensch nie nach den beyden äußern Enden des menschlichen Schicksals streben wird. Die arbeitsame Dürftigkeit des Tagelöhners würde ihm eben so unerträglich, als das müßige Wohlleben des Hofmannes seyn. Er sucht das Mittel zwischen beyden zu halten, gleichweit von Dürftigkeit und Müßiggang entfernt zu bleiben, und in diesem Zustande sein Leben zu beschließen. Was will nun der vernünftige Mann? Will er Thätigkeit, des Wohllebens halber? oder will er Wohlleben, um thätig seyn zu müssen? welches ist Zweck, welches Mittel?

Wäre nun vollends unbedingtes Fortschreiten Zweck des Menschen, läge es in dem Plane der Vernunft, das gesteckte Ziel, nach Erreichung desselben, weiter zu stecken, und wäre eigentlich hierin die wahre Glückseligkeit des Menschen zu suchen: warum sieht der vernünftige Mann gewisse Stände, die über ihm sind, und die ihm mehr Thätigkeit gewähren, mit der äußersten Gleichgültigkeit an? Warum beschränkt er sich auf ein einziges Fach, sucht in diesem allein sich auszuzeichnen, und vernachlässigt die andern Fächer, als wären sie nicht für ihn in der Welt? Streben müßte er wenigstens nach jeder Art von Vollkommenheit, wenn er sie gleich nicht erreichen kann! Denn erreichen soll er doch eigentlich nichts. Und doch hat

Digitized by Google

in neuern Zeiten schwerlich je ein Gelehrter gewünscht, die Fähigkeiten des Feldherrn mit den seinigen zu verbinden. Er bewundert sie in jenem, ohne sie besitzen zu wollen.

Hier wäre nun Vernunft mit Vernunft, oder Einbildungskraft mit Einbildungskraft im Streit. Strebte sie wirklich nach allem, was groß und edel ist; schriebe sie sich wirklich das Gesetz vor, nach allem, was sie für groß und edel erkennt, streben zu müssen: wie könnte sie sich befehlen, auch nicht einmal einen Versuch, zur Erlangung anderweitiger Vollkommenheiten, als in einem Fache, zu wagen?

Man wird diese Frage vielleicht keiner Antwort würdigen; vielleicht durch Hinweisung auf einige Ausnahmen von der Hand weisen. Ich will sie daher von einer andern Seite darstellen.

Je vollkommener die Einrichtungen in einer bürgerlichen Gesellschaft ist, je genauer sind auch die Stände, in ihr von einander unterschieden. Der Staat theilt Bürger in Zünfte, Gilden, Innungen, u. s. w. ein; beschränkt durch Befehle die Thätigkeit, die ungebundene Vervollkommnung derselben, und weiset ihnen ein bestimmtes Feld an, das sie zwar bearbeiten und verbessern, aber außer welchem sie sich nicht wagen sollen. Welches Recht hat der Staat dazu? Wäre Fortschreiten wirklich Zweck der Menschheit überhaupt, und daher auch des einzelnen Menschen; wäre es gar unbedingter Zweck der Vernunft: wie dürften menschliche Gesetze sich unterstehen, diesen Zweck zu hintertreiben, zu zerstören? Woher vollends die unabwendbare Kälte des vernünftigen Mannes für den sogenannten Tausendkünstler; auch dann noch, wenn dieser alles, was er unternimmt mit Geschicklichkeit ausführt.

Ich

Ich weiß nicht, ob ich recht sehe; mir scheint aber hier eine wahre Antinomie zu liegen, die aufgelöst, und eine von den nothwendigen Täuschungen vorzugehen, deren Quelle nachgespürt zu werden verdient. Man muß die Vorwürfe billigen, die Rousseau uns über unsere Abartung von der Natur macht; und kann doch nicht umhin, die Ablehnung dieser Vorwürfe gegründet zu finden: auch dieser Stand, den du Abartung nennst, sagt man, ist Natur.

Vielleicht machen diese Fragen andern gar keine Schwierigkeit; vielleicht gibt es mehr als einen Weg zur Beantwortung derselben. Ich, für mich, konnte sie mir nur durch folgende Betrachtungen auflösen, die ich zur Beurtheilung hier mittheilen will.

So weit ich den Menschen beobachtet habe, entdecke ich zwey verschiedene Quellen des Fortschreitens in ihm: Nacheifer, oder das Bestreben nach Gleichheit, und Dichtungsvermögen, oder die Fähigkeit, Mittel zur Erhaltung der Gleichheit erfinden zu können. Von beyden vereinigt, wird der Mensch von Stufe zu Stufe der Aufklärung, wie von einem Strome fortgetrieben: aber die Stufen liegen alle in einem Kreise; er besteigt sie nach und nach alle mit der größten Mühe, ohne von der Stelle zu kommen, und muß sie besteigen, um nicht zu fallen. Ich erkläre mich.

Die Natur hat nehmlich ihre Gaben unter den Menschen nicht gleich ausgetheilt; körperliche Vorzüge sowohl, als geistige, hat sie dem einen vor dem andern verliehn, und dadurch, selbst in dem rohesten Zustande der Gesellschaft, den Grund zur Ungleichheit unter den Menschen gelegt. Nur außer der Gesellschaft, nur, wenn der Mensch isolirt leben, und von seinen überwiegenden Fähigkeiten keinen Gebrauch machen könnte: —

nur dann ließe sich mit Recht und im strengsten Sinne des Worts behaupten, daß die Menschen gleich geboren wären. Sobald aber Menschen in gesellschaftliche Verbindung traten — und wenn war das nicht? — findet Ungleichheit unter ihnen Statt. Der Stärkere hat einen natürlichen Vorzug vor dem Schwächern, der Weisere vor dem Dümmern.

Aber Vorzug maßt sich gewöhnlich Vorrang an; und diesen einzuräumen, finden sich die Menschen nicht immer willig. Möglich, daß dem Menschen, mitten in der Gesellschaft, ein dunkles Gefühl von seiner Selbstständigkeit, daß ihm das Bewußtseyn beywohnt, die Natur habe ihn mit Gaben beschenkt, die zu seiner Erhaltung auch außer der Gesellschaft hinreichend gewesen wären; — genug, es ist ihm unerträglich, die Vorzüge eines andern anzuerkennen, sobald jener sie braucht, um ihn zu meistern, zu unterdrücken. Er will, in Betracht seiner Freyheit, stets Gleichheit haben. Jenem die Vorzüge zu rauben, die er besitzt, ist nun freylich ein gutes Mittel, die Gleichheit wiederherzustellen; und in dem rohen Zustande eines angehenden Volks ist die Hinwegschaffung eines vorzüglichen Menschen nichts Unerhörtes. Aber so gewiß dieß Mittel auch zum Zwecke führt, mit so viel Schwierigkeit ist es doch verbunden, und so gewiß führt es am Ende auf die Zerstörung der Gesellschaft selbst. Man muß einen andern Weg einschlagen.

Der Nacheifer gibt uns den Gedanken ein, jenem seine natürlichen Vorzüge zu lassen, aber durch Kunst, wo nicht dieselben, doch andere zu erwerben, um mit Anstand neben ihm erscheinen zu können; und das Dichtungsvermögen setzt diesen Gedanken ins Werk. Hat sich der eine durch seinen Muth unentbehrlich gemacht, und dadurch stillschweigend die Huldigung der ganzen Gesellschaft erworben: so wird ein anderer, dem es an

Digitized by Google

dieser Eigenschaft fehlt, die Gesellschaft durch seinen weisen Rath, ein dritter durch seine Arbeitsamkeit, und jeder auf eine andre Art verbindlich zu machen, und die Gleichheit wieder herzustellen suchen. Die erste Stufe des Fortschreitens ist bestiegen; aber, sonderbar genug, die Gleichheit eben dadurch wieder zerstört.

Denn durch dieses Streben nach Gleichheit, durch die Bemühung, den Mangel natürlicher Vorzüge durch künstliche zu ersetzen, wird jenem, der die natürlichen besitzt, der Rang abgelaufen, und nun darf er nicht stehen bleiben, ohne aus seinem eignen Standpunkt zurückgeworfen zu werden. Er, der vormals allein in dem Besitze der Achtung aller gewesen, allein ausgezeichnet war, wird nun allen gleich, wo nicht unter alle gesetzt. Er hat alles der Natur, sie haben alles ihrem Fleiße zu verdanken.

Um der Verachtung zu entgehen, muß er wieder von neuem nach Achtung streben, muß fortschreiten, und mit seinen natürlichen Fähigkeiten noch die der Kunst zu verbinden suchen. Der Nacheifer beginnt aufs neue, jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft vervollkommnet sich, das Ganze schreitet zu fernern Stufen fort.

Dieser Weg, den, meiner Meinung nach, die Aufklärung der Gesellschaft nimmt, wird durch die Geschichte aller Zeiten und Völker bestätigt. Das Ermorden der Tyrannen, als vorzüglicher Menschen, und die Schwierigkeiten, die diese hinwiederum in den Weg legen, damit sich ihnen keiner gleich setzen soll; der Bürgerkrieg und die beynah völlige Aufreibung der Gesellschaft, die aus diesem gewaltsamen Mittel zur Erhaltung der Gleichheit entsteht; die Einsicht in die Unstatthaftigkeit dieses, und die Wahl eines gelindern Mittels, — alles dieß

sind Thatsachen, die in den Jahrbüchern eines jeden Volkes aufbewahrt werden.

Hier glaube ich einen Augenblick stehen bleiben, und die erste Epoche der Gesellschaft bestimmen zu müssen. Nacheifer und Dichtungsvermögen trieben dieselbe wechselsweise von Stufe zu Stufe, und führten sie zu einem Grade der Glückseligkeit, der in dem Vergnügen besteht, Bedürfnisse befriedigen zu können, die wir wirklich fühlen. Zu dieser ersten Epoche rechne ich aber nur die Zeit, wo die Bedürfnisse den Mitteln zu ihrer Befriedigung vorhergehen. Man fühlte jene, ohne diese zu kennen. Der Nacheifer, der die Menschen zur Erhaltung der Gleichheit antrieb, forderte das Dichtungsvermögen auf, Bedürfnisse, die die Gesellschaft wirklich hatte, zu befriedigen, und sie uns dadurch zu verpflichten. Diesen Zustand derselben, in welchem sie ein Bedürfniß eher fühlt, als sie das Mittel zu seiner Befriedigung kennt, erlaube man mir, den Stand der Natur der Gesellschaft, und dergleichen Bedürfnisse natürliche Bedürfnisse zu nennen. Und wirklich, glaube ich, wofern je vom Stande der Natur mit Recht gesprochen werden kann, daß man nichts anders darunter verstanden habe, als einen Stand, in welchem die Menschen erst das Bedürfniß fühlten, ehe ihnen die Mittel bekannt waren, wodurch es befriedigt werden könnte.

Die zweyte Epoche beginnt. Nun die natürlichen Bedürfnisse alle, durch den Nacheifer und das Dichtungsvermögen der einzelnen Menschen, befriedigt, die Mitglieder der Gesellschaft, durch eine gleichmäßige Theilnahme an der Aufrechthaltung derselben, wieder in den Stand der Gleichheit, und Alle in Thätigkeit gesetzt worden: erwacht aufs neue das innere Gefühl dessen, dem die Natur Vorzüge ertheilt hat. Er muß abermals nach Vorrang streben. Aber nun ist es ihm nicht mehr möglich, sich

Digitized by Google

vor seinen Mitbürgern durch einen wirklichen Dienst auszuzeichnen, den er der Gesellschaft leistet. Ihre Bedürfnisse sind alle befriedigt; sie kennt keine mehr, sie wünscht nichts mehr, sie ist glücklich und zufrieden. Er aber muß nach Vorrang streben, und nimmt abermals zum Dichtungsvermögen seine Zuflucht, das ihm auch nun noch seine Hülfe nicht versagt. Er erfindet Mittel zur Befriedigung von Bedürfnissen, die er und andre noch nicht gekannt, noch nicht gefühlt haben; weckt Triebe, die in der menschlichen Seele schlummerten, hervor, bringt Keime zur Reife, und erhöht den Genuß des Natürlichen durch die Kunst. Er führt Pracht, Schwelgerey, Ueppigkeit und tausend Dinge ein, die vormals lauter unbekannte Gefühle für die Gesellschaft waren, und die ihr nach und nach zum Bedürfniß, zur Nothwendigkeit werden. Alles, um sich auszuzeichnen, alles, um durch das Stehenbleiben nicht unter seine Mitbürger herabzusinken.

Die Stetigkeit, die die Natur in allen ihren Werken beobachtet, herrscht auch hier, und das menschliche Auge, das nur merkliche Fortschritte, nur Sprünge wahrzunehmen vermag, wagt nicht, die Grenzlinie zu zeichnen, wo die natürlichen Bedürfnisse aufhören und wo die erkünstelten anfangen. Der Stufen, die ein Volk besteigen mußte, um von dem äußersten Stande der Rohheit bis zum höchsten Gipfel der Verfeinerung zu gelangen; — dieser Stufen sind so unendlich viele, jede von ihnen ist so klein, und der Sporn, der den Menschen von der einen immer zur andern treibt, bey allen so ähnlich, daß die Behauptung ein Wagestück wäre: es sey nicht alles Natur. Aber eben weil wir alles für Natur erkennen, und genau zwey Epochen in dem Fortschreiten des Menschengeschlechts unterscheiden müssen, muß die Seele in einem steten Kampfe mit sich selbst begriffen seyn; bald Befriedigung der Bedürfnisse, bald Fortschreitung als

Digitized by Google

Zweck der Menschheit ansehen; und am Ende, bescheiden, sich in sich selbst durch das Geständniß zurückziehn: der Zweck der Menschheit ist mir unbekannt.

Denn jener Gang, von dem ich glaube, daß ihn das Menschengeschlecht genommen habe, um fortzuschreiten, und den die Erfahrung zu bestätigen scheint, ist, genau erwogen, nichts weiter als ein ewiges Stehenbleiben. Der Nacheifer, der alles hinaufführt, und jeden Menschen von Stufe zu Stufe treibt, befiehlt ihm eigentlich stehen zu bleiben; wünscht eigentlich nur die Gleichheit zu erhalten. Isolirt, ist ein Mensch dem andern gleich. In der Gesellschaft aber gelten Vorzüge, verschaffen sie Vorrang. Der sie von der Natur nicht besitzt, muß sie durch Kunst erwerben, muß suchen die Gleichheit wieder herzustellen. Aber in diesem Augenblicke steht dieser Theil der Menschheit wieder eben da, wo er gestanden hatte, als er noch isolirt lebte. Er schritt nur vorwärts, um durch das Stehenbleiben nicht zurückgetrieben zu werden. Außer der Gesellschaft brauchte er niemanden einen Vorzug einzuräumen, und jetzt müßte er es dem, der Vorzüge hat. Er würde dadurch zurückgekommen, dadurch weniger geworden seyn, als er war. Kaum aber hat die Kunst den, dem natürliche Talente mangelten, in den Stand gesetzt, sich dem von Natur mit Vorzügen begabten Menschen an die Seite zu stellen, kaum ist dieser befriedigt, als sich jener herabgewürdigt fühlt. Die Vorzüge, die ihm die Natur verliehen, nutzen ihm nun zu nichts; er hat seinen Vorrang eingebüßt und ist erniedrigt. Und auch er muß nun der Kunstgriffe der andern Menschen sich bedienen, um seine Talente abermals geltend zu machen, und durch das Stehenbleiben nicht zurückzukommen; — allemal mit dem Wunsche, stehen bleiben zu können, aber alle-

Digitized by Google

allemal von einem unaufhaltbaren Strome gezwungen, fortzuschreiten.

Ich fühle es, wie schwer es mir fällt, diesen Gedanken, der so lebhaft in mir ist, mit aller Deutlichkeit zu übertragen. Oft zeigt in dergleichen Fällen ein einziges Beyspiel, ein Bild, unter dem man sich die Sache vorstellen kann, unsre Neigung besser, als viele Worte.

Ich stelle mir nehmlich zwey Menschen vor, die, um ihren Hunger zu stillen, einem Hirsch nachsetzen. Sie traten zusammen in Gesellschaft, weil jeder von ihnen glaubte, die Hülfe des andern benutzen, und durch die Vereinigung die erwünschte Beute erhaschen zu können. Aber siehe da! dem einen hat die Natur mehr Schnelligkeit im Laufen verliehn. Er allein erreicht den Hirsch, und erlegt ihn, ehe der andre noch hinzukommt; und auch er allein maßt sich das Recht über die Beute an. Er stillt seinen Hunger, und verweigert dem andern ein gleiches zu thun, oder läßt es ihn doch wenigstens als Wohlthat fühlen, wenn er ihm erlaubt, von den Ueberbleibseln auch seinen Hunger stillen zu dürfen.

Dadurch ist die Gleichheit zerstört. Vor ihrer Verbindung war jeder Mannes genug, seine Bedürfnisse zu befriedigen; er hatte wenigstens ihre Befriedigung keinem andern als sich selbst zu verdanken. Nun hängt der eine von dem andern ab; nun ist der eine Herr, der andre Unterthan; er ist weniger, als er war. — Um gleiche Rechte an der Vertheilung einer neuen Beute zu erlangen, sucht er ein Mittel auf, wodurch er bey der Erjagung derselben auch gleiche Dienste leisten kann. Er erfindet Stelzen, und freut sich, das nächstemal die Schnelligkeit des andern nun durch größere Schritte ersetzen zu können.

Einem zweyten Hirsche wird nachgesetzt. Aber wie erstaunt nun jener, der sich im Besitze der Schnelligkeit allein glaubte, sei-

nen Mitjäger mit ihm zu gleicher Zeit die Beute erreichen zu sehn. Ohne Ungerechtigkeit kann er ihm nun gleiche Rechte an der Vertheilung derselben nicht verweigern; aber er fühlt auch nun die ganze drückende Last dieser Gleichheit. Manchen leckern Bissen, den er vormals allein verzehrte, muß er jetzt wenigstens zur Hälfte entbehren; — er ist durch die Gleichheit weniger, als er war.

Aber wie? denkt er, sollten mir die Stelzen nicht auch die nehmlichen Dienste leisten? Verbände ich mit meiner, mir von der Natur verliehenen Schnelligkeit noch die künstliche Verlängerung meiner Füße, so müßte ich wieder das werden, was ich war; müßte jenem den Vorrang ablaufen, und allein im Besitze der Beute seyn.

Er thuts, und seine Erwartung täuscht ihn nicht, — und so schreiten sie wechselsweise fort; immer um stehen zu bleiben, aber immer gezwungen, den erwünschten Ruhepunkt weiter hinauszuschieben.

Sind diese Voraussetzungen der Erfahrung gemäß: so möchten folgende Resultate daraus fließen. — Die Natur, die ihre Gaben unter ihre Kinder ungleich vertheilt, und ihnen Nacheifer und Dichtungsvermögen verliehen hat, gab auch deutlich genug zu verstehen, daß sie weder Stehenbleiben, noch Fortschreiten für den Zweck der Menschheit bestimmt habe. Beyde dienen einander nur als Mittel, und beyde müssen daher einem höhern Zweck untergeordnet seyn. Das Menschengeschlecht, das in der Aufklärung fortschreitet, zeigt eben dadurch sein Streben nach Ruhe an: — aber es ruht nur dann, wenn es fortschreitet. Wäre Ruhe höchster Zweck der Menschheit: so würde die Natur alle Menschen mit gleichen Fähigkeiten begabt, aber nicht durch die wirkliche Ungleichheit, den Nacheifer belebt, und dadurch den Zweck selbst zerstört haben. Aber eben dieses Streben nach Ruhe, das eben-

Digitized by Google

falls aus der natürlichen Ungleichheit unter den Menschen entspringt; jenes Bewußtseyn, daß der Nacheifer nur zur Erhaltung der Gleichheit und der Ruhe abzweckt; um endlich jene deutliche Erkenntniß, daß wir nur fortschreiten, um nicht zurückzukommen, nicht weniger zu werden, als wir waren: — alles dieß bürgt mir von der andern Seite, daß auch Fortschreiten nur Mittel zu einem Zweck, aber nicht selbst Zweck der Menschheit sey.

Auch Befriedigung der Bedürfnisse kann nicht höchster Zweck der Menschheit seyn. Jetzt, in der zweyten Epoche der Gesellschaft ist Befriedigung immer dem Fortschreiten untergeordnet. Man kennt die Mittel zur Befriedigung immer vorher, ehe man das Bedürfniß selber fühlt, und erdichtet diese Mittel nur, um hier fortzuschreiten, dort zu ruhen. Das Ziel wäre dann schon längst überschritten, das Menschengeschlecht hätte müssen bey der ersten Epoche stehen bleiben, sollte es nur so lange fortschreiten, bis seine Bedürfnisse befriedigt sind.

Fortschreiten ist Streben nach Befriedigung; Befriedigung Streben nach Ruhe; und dieß führt abermals auf Fortschreiten. — So liegen diese drey Dinge in einem Kreise, werden von der unsichtbaren Hand, die das Weltall leitet, immer herumgedreht; scheinen Zwecke zu seyn, und sind nur Mittel.

Der menschliche Geist fragt: wozu? und muß sich einen Zweck schaffen. Diese Zweckmäßigkeit der Natur darf ihm nicht vergeblich seyn, wenn er, durch das stete Hin- und Herschwanken, nicht ermüden soll. Da findet er diesen Zweck bald in der Befriedigung der Bedürfnisse, bald in der Ruhe, und bald im Fortschreiten. Er muß heute Rousseau, und morgen seine Gegner tadeln. Denn er begnügt sich stets, eins von den dreyen als Zweck anzunehmen: aber keins von ihnen allein ist wahrer Zweck; alle drey zusammen sind nur Mittel. Bey jeder ruhigen Be-

Digitized by Google

trachtung, bey jedem Blick, den der Mensch in sich selbst thut, findet er seine Lust zur Ruhe, indeß ihn die Gesellschaft selbst zum Fortschreiten zwingt; aber auch sein Streben nach Fortschreitung, wenn er stehen bleiben muß. Wir können uns daher des Wunsches nicht erwehren: daß doch die Welt auf dem Punkte, wo sie in der ersten Epoche gewesen war, stehen geblieben seyn möchte. Wir fühlen es innigst, daß unsre Verhältnisse in Betracht unserer Zufriedenheit um nichts fortgerückt sind; daß die Gegenwart ist, was die Zukunft war, und die Zukunft seyn wird, was die Gegenwart; — und fragen: wozu? Wir sehen, wie nothwendig die Täuschung von Verbesserung, von Erhöhung, vom Steigen mit unserm Wesen verknüpft sey; und fragen: warum? Abermals Täuschung; denn das Nothwendige bedarf keinesweges des Zweckes, verstattet die Frage: warum? und wozu? nicht.

Dem Gesetzgeber ist es erlaubt, eines von diesen Mitteln als Zweck für seine Gesellschaft zu machen, und darnach seine Gesetze abzufassen. Allemal werden sie, eben deßhalb unvollkommen seyn müssen, aber sie werden doch eben deßhalb nicht getadelt werden dürfen. Doch davon nächstens.

L. Bendavid.

Digitized by Google

IV.

Der Blumenfreund in Venstädt.

Ein Gemählde
aus dem häuslichen Leben.

Der redliche Prediger in Venstädt kam an einem warmen Nachmittage aus seinem Gärtchen hinter dem Hause, wo er einen sehr lieben Theil seiner irdischen Schätze, seine Blumen, besehen und bewundert hatte. Blumen waren seit mehr als funfzehn Jahren seine Beschäftigung in Nebenstunden, sein immer neuer Zeitvertreib, sein Spiel, das ihm nichts kostete, und dessen er nicht überdrüssig ward. So ein Spiel, so ein Zeitvertreib ist in diesem Leben der Kindheit, zu welchem Spiel zu gehören scheint, jedem zu gönnen: es hilft den Menschen für die Geschäfte und Freuden des Lebens, gleich einer kleinen Feder in einem sehr zusammengesetzten Kunstwerke, in größerer Spannung erhalten, macht den Gang des Lebens wie ein wohlgefügtes Harfenspiel in einer Uhr mannigfaltiger und angenehmer, ohne ihn zu hindern, und wohl dem, dessen Spielerey so unschuldig und wohlfeil ist, als die des Predigers in Venstädt. Sein ganzes Haus freute sich mit ihm über seine Blumen, und so dankte er

Digitized by Google

ihnen sogar das Vergnügen, auch andre froh zu sehn. Riekchen, seine älteste Tochter, mit dem schönen frommen Gesichte und mit dem schlanken, züchtigen Wuchse, half ihm geschäftig sie verpflegen, verpflanzen und begießen; seine jüngern Kinder trugen ihm von allen Seiten her Blumen zu, unter welchen er, wie es zu gehen pflegt, nicht selten das für Schätze hielt, was von andern weggeworfen war; und seine gute treuherzige Frau hatte so geschmeidige Neigungen, daß sie sich immer den seinigen nachwanden, selbst wenn sie glaubte, sie lasse sie ihren eigenen Gang gehen, einen so lenksamen Geschmack, daß sie pries, was er lobte, schlecht fand, was er tadelte, und auszurotten befahl, was er der Stelle nicht werth hielt. Gewiß auch darum liebte er sie so von ganzem Herzen; denn eine gutmüthige Fügung in die unschuldigen Launen und Liebhabereyen eines Geliebten sind wie Blumenketten, die ihn wohl fesseln müssen, weil er nicht zerreißen wird, was er selbst wand. Der Pfarrer von Benstädt war ein Mann, dem zum Glücke nichts fehlte. —

Das schien er aber zu fühlen; so heiter war er, als er aus seinem Garten in die Stube trat. Da kommst du ja schon wieder, Väterchen, rief seine Gattinn ihm zu, sicher war es dir noch zu heiß im Garten. Die Sonne steht aber auch noch ziemlich hoch. Ist die Knospe, die gestern am Aufbrechen war, nun aufgeblüht?

Pfarrer. Ja, Rosinchen. Mein Liebling, die aschfarbene Nelke mit gelben Streifen, es hat sie weit und breit keiner, hat nun schon sechs vollkommene Blumen, und drey Knospen können noch gedeihen. Der Feuerfax ist auch in voller Blühte, so brennend hat ihn weit und breit keiner. Aber die dicke Knospe, auf die wir uns so freuten, ist eine Platznelke geworden. Schade! sie hat sonst einen herrlichen Grund, und seine, sehr

Digitized by Google

feine Zeichnung. Du mußt mir hernach ein Fädchen Zwirn geben, das will ich behutſam darum legen, ſo fällt ſie doch nicht ganz auseinander.

Die Frau. Ja, Väterchen, ich will den Faden doppelt nehmen, ſo hält er deſto beſſer. Aber — ſag einmal, warum ſahſt du denn vorhin ſo verdrüßlich aus, als ich dem Armen das Brot gab?

Der Prediger. Roſinchen, deine Gabe gefiel mir nicht.

Die Frau. Warum denn nicht, Väterchen, was hätte ich denn ſonſt geben ſollen?

Der Prediger. Etwas weniger Sittenlehre, und etwas mehr Brot.

Die Frau. Brot gab ich ihm, ſo viel ich geben konnte, und die Sittenlehre gab ich aus gutem Herzen obenein.

Der Prediger. Er wird aber nicht ſatt davon geworden ſeyn. Ich wollte, Riekchen wäre da geweſen, die hätte ihm ein größeres Stück gegeben.

Die Frau. Ja Riekchen! Riekchen weiß noch nicht, wie ſchwer es iſt, eine Brotrinde zu erwerben. In ihren Jahren war ich auch ſo. Da denkt man, man habe auf das ganze Leben genug, wenn man vom Tiſch aufſteht; als ob man gleich ſtürbe, wenn alles aufgezehrt iſt. Man muß doch auf die Zeit denken, in der man wieder hungern wird. Ueberlege nur, haben wir nicht ſeit kurzem ſo viel Ausgaben gehabt? Riekchen mußte ein neues Kleid haben, das Fähnchen iſt ſo ſchlecht, als es ſich auswählen ließ, und koſtet doch Geld. Die kleinen Mädchen haben auch bekommen, und die Jungen brauchten neue Stiefeln. Das iſt ein theures Vierteljahr geweſen. Und der wilde Bube, der Wilhelm, hat ſeine neuen Stiefeln ſchon wieder ſchief gegangen.

Digitized by Google

Der Prediger. Nun nun, Rosinchen, laß das gut seyn. Die Leute die die Stiefeln so schief gehn, sind unbekümmerte fröhliche Leute, und kommen auf ihren schiefen Stiefeln auch durch die Welt, das hab ich immer bemerkt.

Die Frau. Aber, liebes Väterchen, wo soll am Ende alles herkommen? Sieh nur, dein Schlafrock sieht auch schon wieder ganz lebenssatt aus von der Gartenarbeit.

Der Prediger. Freylich, hier und da fängt er an sich in seine Bestandtheile aufzulösen. Aber weißt du was, ich will mich recht damit in Acht nehmen, ich will ihn lieber beym Gießen immer ausziehen, so hält er noch etwas länger vor.

Die Frau. Das thue nur. Wir müssen ja freylich alles auf alle Weise zu Rathe halten und auch im Kleinen sparen. Sechs Kinder, und noch keins versorgt! Und wir werden von Tage zu Tage älter, — wenn wir stürben, wie würden die armen Kinder von dem wenigen Ersparten so kleine Bissen beißen müssen!

Der Prediger. (wehmüthig.) Rosinchen, wir thun, was wir können, laß uns das ferner thun, und im übrigen traue auf den, der die Blumen kleidet!

Die Frau. Väterchen, das thue ich auch, aber man hat doch seine Sorgen. Wenn ich so bedenke, wie es mit manchem andern ist; ich weiß nicht, wie sie's machen, sie leben gut und köstlich, und werden reich dabey. Uns hat es nicht so glücken wollen.

Der Prediger. Mütterchen, wir wissen ja nicht, wie es mit andern ist. Sie haben ja noch nicht alle die letzte Nachtmütze auf dem Kopfe. Laß uns in unsre Töpfe sehen, und uns nicht um fremde kümmern! Und was hat uns denn gefehlt? wir haben gegessen und sind nie hungrig zu Bette gegangen, wir

Digitized by Google

haben getrunken und sind satt geworden, wir haben uns gekleidet und nie sahe uns einer in Lumpen oder in Flitterpracht, die nicht bezahlt gewesen wäre, wir haben gelebt und sind fröhlich gewesen, und wenn wir sterben, so finden unsere Kinder ein Tuch, in das sie unsere Leichen wickeln, und ein Stückchen Brot, bis sie selbst etwas erwerben. Reich wollte uns der liebe Gott nicht haben. Wir sind auch nicht aufgelegt dazu gewesen, zum Reichwerden gehört eine ganz eigne Laune. — Und was wir Dürftigern gaben, ist recht wohl aufgehoben, und kommt den Nachkommen noch zu gute. Wohlthaten, liebes Weib, glaub's nur, sind gar oft wie Samenkörner, die man auf ein Plätzchen streut, von welchen man eben nicht zu ernten denkt, das man aber nicht leer lassen mag; so ein Plätzchen trägt oft unvermuthet mehr ein, als Land, das man um des Gewinns willen bestellt.

Die Frau. Das ist wohl wahr; aber besser ist besser. Ich habe so manchmal meine Gedanken über Stilners in Walnersdorf. So ein schöner Dienst! und ein paarmal haben sie geerbt! Es ist aber auch alles im Ueberfluß da, alles so prächtig, und die Mädchen gehn immer so neu, so kostbar, daß Riekchen dagegen — —

Der Prediger. Daß Riekchen dagegen aussieht, wie ein einfaches Feldblümchen gegen eine prahlende Tulpe. Die Wiesenblume hat auch ihren Werth, und der verständige Arzt sucht sie wohl emsig auf, und bereitet sie zur labenden Arzney. Laß das gut seyn. Wir wissen ja nicht, wie Stilners sitzen. Wenn wir hinkommen, so führen sie uns immer in die Putzstube. Und mancher hat Glanz und Herrlichkeit und Freude in der Putzstube, und Schmutz und Hunger und Noth in der Wohnstube.

Digitized by Google

Die Frau. O so ist's da nicht! Nein, nein denen glückt alles.

Der Prediger. Mit den Blumen glückt's ihnen doch nicht, die sind immer so hungrig und kümmerlich, ich habe sie ja ehegestern gesehn, gegen meine Nelken sind die gar nichts, manche waren vertrocknet und andre von den Würmern zerfressen und alle ohne Ausnahme Krüppel. Wenn ich mein Nelkenbeet dagegen ansehe! — —

Die Frau. Aber — aber ihr Getreide scheffelt immer besser; ihr Flachs gibt mehr Garn; wenn die Pfarrerinn die Wäsche trocknet, so hat sie allemal gutes Wetter. Sie brauchen die Hand nur aufzuthun, so fällt ihnen etwas hinein. Und das älteste Mädchen — das Ding ist kaum achtzehn Jahr alt, und sieht so gelb und verbrannt aus, wie ein Plättuch, sie könnte sich lange bleichen, sie würde doch nicht weiß.

Der Prediger. Rosinchen, werde nicht böse, du weißt, ich kann das nicht leiden, so gehe ich im Augenblick in den Garten.

Die Frau. Nun nun, Väterchen, schmäle nur nicht. Ich habe ja wohl Ursache böse auf sie zu seyn, sie wußte ja neulich vor Hochmuth nicht, ob sie mit Riekchen sprechen sollte oder nicht. Das Ding ist aus Eitelkeit zusammengesetzt.

Der Prediger. Wie kannst du dich nun da ereifern, Rosinchen? Wenn sie nicht mit Riekchen sprechen wollte, so brauchte Riekchen nicht zu hören, und das Hören wird einem manchmal herzlich sauer. Und ein wenig Eitelkeit wirst du ja einem achtzehnjährigen Mädchen nicht so übel nehmen. Kommts mir doch immer so vor, als ob du selbst in deinem großblümichten blau und weißen seidenen Kleide dir besser gefielst, als in deinem Alltagsrock. Auch gibt es wenig Männer, die vor einem

Spiegel

Spiegel vorüberkommen können, ohne beyläufig mit hineinzusehn. Ach! Eitelkeit ist ein Erbstück von der Eva her, und wir haben sie alle aus der nehmlichen Ursache, aus welcher wir für unsre Nacktheit eine Hülle suchen. — Oder habe ich nicht Recht?

Die Frau. Ach ja, ich mag die Eva nicht vertheidigen. Aber denke einmal: der Rath Milder — — Riekchen hat ihn kennen gelernt, da sie im Winter der Schwägerinn in der Stadt aushielt, und erst gestern, da sie dort war, hat sie ihn gesprochen, er ist ein gar hübscher artiger Mann, sagt Riekchen, und gelehrt und noch nicht dreyßig Jahr alt, und er kann noch einmal Geheimer Rath werden, so viel macht der Fürst aus ihm, sagt Riekchen, — — und er hat zwey alte reiche Muhmen.

Der Prediger. Nun solche alte Muhmen sind auch eine Gabe Gottes und mit Dank anzunehmen.

Die Frau. Und ein so schönes Haus, und so zierliches Hausgeräth, und so viele Gelder — — —

Der Prediger. Und so schöne Blumen, so herrliche Nelken! das weiß ich wohl, er soll die schönsten in der Stadt haben. Ich hätte sie längst gern einmal gesehen, und er soll sich auch freuen, wenn man seine Blumen besieht. Aber ich dachte immer, es könnte doch wahr seyn, daß sie schöner wären, als meine, und da möchte ich denn mit meinen unzufrieden werden. Darum bin ich lieber weggeblieben.

Die Frau. Nun denke: der Rath Milder ist seit vierzehn Tagen schon dreymal in Walmersdorf gewesen, und es soll so gut als richtig seyn, daß er das älteste Mädchen heirathet.

Der Prediger. Das wäre gut für sie. Und ihr Vater könnte dann Nelkensamen und Senker von dem Schwiegersohne bekommen, — — —

Die Frau. Sieh! so glückt es uns nicht. Bey uns noch keine Aussicht, — — Riekchen ist nun schon ein und zwanzig Jahr alt, und noch keine Aussicht — — —

Sie stockte.

Der Prediger. Noch keine Aussicht auf einen Freyer, meinst du? Rosinchen! Rosinchen! ich habe das so oft an dir getadelt, immer läufst du mit deinen Sorgen der Zeit voraus. Immer fürchtest du Mißwachs und Hagelschlag, wenn es kaum grünt und blüht. Habt ihr Weiber nicht immer Sorgen auf Sorgen! Indeß, das mag seyn. Ich weiß, daß euch Weibern Gott mehr davon beschieden hat, als uns Männern, ich weiß, daß eure Natur selbst euch mahnt, schon für das Anstalten zu machen, was noch nicht da ist, ich weiß, daß es in der Welt, in welcher man auch Linnen braucht, seine Vortheile hat, daß ihr schon dann das Linnen anschaft, das die Söhne einmal in der Wirthschaft nöthig haben werden, wenn die Söhne noch nicht wissen, was Linnen ist; darum lasse ich mir das Sorgen gefallen. Was geht denn aber Riekchen bey uns ab? Sie ist gesund wie eine Blume, und lustig wie ein Vogel unter dem Himmel, und sehnt sich gewiß nicht aus dem väterlichen Hause, sie hat es doch noch nie gesagt, daß sie gern heirathen möchte.

Die Frau. Väterchen, das sagen ja die Mädchen nicht.

Der Prediger. So? das mußt du freylich wissen. Aber für Riekchen ist mir nicht bange, die wird schon einen Mann finden. Alle Leute sagen ja, sie wäre so hübsch.

Die Frau. Das soll ihr auch kein Mensch absprechen, der sehen kann, aber die meisten jungen Männer können ja nicht mehr recht sehen. Es mag wohl von dem vielen Lesen kommen. Und dann gibts andere, die ein Goldstück schöner finden, als ein Paar hübsche Augen.

Digitized by Google

Der Prediger. Das ist nun freylich schlimm. Ein freundliches Auge, eine frische Lippe, so wie eine fein gezeichnete Blume ergötzen ja freylich mehr, als ein verschimmelter Thaler oder ein alter krummer Dukaten. Sieh, Mütterchen, so alt ich bin, so hebt und bewegt mir doch Schönheit noch immer das Herz wie ein Hinblick auf die selige Jugend. Schönheit däucht mir immer ein heiterer Gedanke Gottes, seinen Menschen sichtbar gemacht, wie die Liebe eines Vaters in seinem lächelnden Antlitz. Ach, wen Schönheit nicht rührt, der ward wohl aus hartem Stoff gebildet! Aber man muß nicht ungerecht seyn. Schönheit macht freylich nicht satt, und ein niedlicher Mund kann wohl einen vollen Teller leeren, aber keinen leeren füllen, und wer nun einmal lauter leere Teller im Hause hat, der muß ja etwas aufs Geld sehn. — Wenn aber auch Riekchen nicht hübsch wäre, sie bekömmt doch einen Mann, und es wird keiner mit ihr angeführt. Noch nicht Einmahl hat sie uns Verdruß gemacht, sie ist immer so emsig, am frühesten aus dem Bette, am spätesten geschäftig, und so treuherzig und gut. Ich werde sie einmahl recht vermissen, so geht sie mir bey meinen Blumen zur Hand, windet mir immer selbst das Wasser aus dem Brunnen, hilft mir pflanzen und gätet das Unkraut aus, und begießt meine Nelken. Freylich versteht sie sich noch nicht ganz darauf; erst heute erklärte sie den Mohrenkönig für eine mittelmäßige Blume, und der Mohrenkönig ist wohl eine rechte Nelke. Aber sie meint's doch gut. Die Töchter, die ihren Vätern die Blumen so treulich begießen, die werden ihren Männern die Kinder gut verpflegen und erziehen. Glaub's nur, Riekchen ist eines braven Mannes werth.

Die Frau. Ja — aber die jungen Männer heirathen ja jetzt gar nicht mehr.

Der Prediger. Der liebe Gott, der das Heirathen zuerst eingeführt hat, wird es ja nicht abkommen lassen. Rosinchen traue auf den, der die Blumen kleidet!

Indem kam Riekchen aus dem Garten und trat mit ihrem Strickzeuge in die Stube. Ein liebes liebes Mädchen! Wohl dem, der einer solchen Gattinn gewürdigt wird, er hat mehr gefunden als den Stein der Weisen, und zur Freude des Lebens mehr als alle Goldtinkturen. Ihre holde Rede öffnet das Herz für die Welt, ihr ermunternder Blick strömt Kraft zu nützlicher Arbeit in den Arm, ihr Kuß zaubert die Erde umher in einen Garten um, und die kleine Flamme auf dem kleinsten Heerde, von ihrer Hand entzündet, lodert hoch und lieblich, wie eine Altarflamme. Sie trat daher, süß und ehrenwerth in ihrer jungfräulichen Würde und jugendlichen Schöne, hehr und entzückend wie das Traumbild in der schaffenden Einbildungskraft des zuerst sich fühlenden unschuldigen Jünglings. Auf ihrer Stirn schwebte froher offner Sinn; hätte ein dichtender Mahler hellen Verstand, gutmüthige Treue und himmlische Freundlichkeit, wie sie eben von einem herrlichen Gedanken stärker glüht, in ein Ideal gedrängt, er hätte überrascht sein Ideal in ihren glänzenden braunen Augen wiedergefunden, über welche die langen seidenen Augenwimper einen unbeschreiblich sanften Schatten von Bescheidenheit warfen; auf den Wangen schimmerte die Unschuld und Gesundheit, wie auf den Wangen der Harzmädchen; auf den unentheiligten Lippen webte Zucht und Schaam; und ihre Tracht war von sparender Häuslichkeit gewählt, von unverschrobenem Geschmack gearbeitet und von lieblicher Reinlichkeit bewacht. Es ist nun Wasser genug da, lieber Vater, sagte sie, wenn gießen wir denn nun die Nelken? Wenn das Wasser in der Sonne etwas warm geworden ist, gegen Abend, antwortete er. Und, der

Mohrenkönig und der Feuerfax u. ſ. w. muß vorzüglich bedacht werden, wollte er eben hinzuſetzen, als ein wohlgekleideter junger Mann vor dem Gaſthofe gegen über vom Pferde ſprang, ſein Roß dem Wirthe gab, und gerade auf die Predigerwohnung zuging. Ach! der Rath Milder, er kömmt her, rief Riekchen, und entwiſchte nicht, wie ſich das wohl zu begeben pflegt, durch eine Hinterthür, weil ſie immer ſo gekleidet war, daß ſie ohne weitere Anſtalten geſehen werden durfte. Da muß ich doch ſehn, dachte die Mutter, ob ich erfahren kann, wie es mit Stilners Tochter und ihm eigentlich ſteht? Da muß ich doch ſehen, ob ich Nelkenſamen und Nelkenſenker bekommen kann? dachte der Vater; und was Riekchen dachte, weiß ich nicht; ſie ließ das Strickzeug beynahe fallen, und das Roth und Weiß ebbte und flutete ſo ſchnell auf ihren Wangen, wie wenn ein Sommerwirbel rothe und weiße Roſenblätter in einem Blumenkörbchen durcheinander wühlt. Dieſe inneren Bewegungen bey unſern drey Leutchen dauerten immer noch fort, als der Rath Milder ſchon längſt ſich freundlich und beſcheiden angekündigt, freudig die verſchiedenen Begrüßungen empfangend, und ſeinen überfallenden Beſuch mit ſeiner Begierde, des Pfarrers Blumen zu ſehn, entſchuldigt hatte. Der redliche Pfarrer fand ſich bey dieſer Entſchuldigung zu ſehr auf ſeinen Platz geſetzt, als daß er von demſelben hätte weichen, und, der Zerſtreuung ungeachtet, in welche der Gaſt von Zeit zu Zeit verfiel, von etwas anderm, als von ſeinen Nelken hätte reden ſollen. Es ward alſo gar vielerley von Pikotten, Bizarden und Bondblumen geſprochen; unſer Prediger prägte ſich manche ihm unbekannte Benennungen mit einer Begierde ein, mit welcher nur wenige Jünglinge die Kunſtwörter ihrer Wiſſenſchaft umfangen, bis die Erwartungen, die des Pfarrers Lobeserhebungen von ſeinen Blumen immer er-

neuerten, dem Rath Milder die beste Gelegenheit bothen, um einen Gang in den Garten zu bitten. Er faßte nach der Aeußerung der Mutter, daß sie im Hause bleiben müsse, Riekchens Hand, und bat, ihn zu leiten; der Vater ging nebenher, und setzte die angefangene Abhandlung fort, die aber der Rath in seiner sonderbaren Zerstreuung nicht hörte; und die jüngern Kinder eilten voran, und trugen, als sie die Gartenthür geöffnet hatten, geschäftig ein Paar Töpfe mit Rosmarin, Zypressen und keimenden Zitronen umher, und freueten sich nicht wenig, als der Rath gefällig ihre ausländischen Seltenheiten bemerkte, die sie für große Schätze hielten, und deren mächtiges Gedeihen sie bewunderten, obgleich die armen Pflänzchen schon seit einem halben Jahre eines langsamen Todes starben. Die innige Heiterkeit, die von dem Gesicht zurückschimmerte, mit welcher der Prediger seinen Gast an sein Nelkenbeet führte, die Beredsamkeit mit welcher er die Geschichte eines jeden Lieblings erzählte, die Scharfsichtigkeit, mit welcher er alle Schönheiten bemerklich machte, ist unbeschreiblich. Er hätte nicht entzückter loben, nicht geschäftiger, was er für Mängel hielt, entschuldigen können, wenn die Nelken das Werk seiner Hände gewesen wären; und der Rath Milder war viel zu gefällig, um in das Lob nicht einzustimmen, und seinen Tadel, wenn er tadelte, durch den Zusatz zu schwächen, daß es vielleicht bloß Eigensinn der Kenner wäre, daß sie manche Blume verschmähten, und so zerstreut, daß er alle übrigen Verhandlungen des Predigers kaum hörte. Es müssen ihm wohl wichtige Dinge im Kopfe herumgehn, dachten seine treuherzigen Wirthe, als er sich, wie sie meinten, so früh wieder zur Abreise schickte, da er im Hause kaum eine kleine Erfrischung genossen, und sich ihren Besuch auf morgen ausbedungen hatte. Sie müssen, sagte

Digitized by Google

er, nun auch meine Nelken sehn; ich schicke ihnen morgen früh einen Wagen, sie lassen sich ein Mittagsessen bey mir gefallen, besehen dann recht gemächlich meinen Garten, nehmen von Blumen mit, was ihnen gefällt, und zeichnen die aus, von welchen sie auf den Herbst Senker haben wollen. Und Sie, indem er sich an Riekchen wandte, denn eine Zusage, die ich einmal erhielt, erlaß ich nicht wieder, Sie halten doch auch was sie mir vorhin versprachen? Sie scheinen die Blumen zu lieben, wenn Sie also nicht mitkommen, so glaube ich, Sie verachten die meinigen. Alle Einwendungen des Vaters und der Mutter, die für sich die Einladung schon angenommen hatten, wurden widerlegt, und die Entschuldigung, daß morgen Nachmittag häusliche Geschäfte Riekchens Gegenwart zu Hause nöthig machten, dadurch von dem bittenden Gaste zurückgewiesen, daß er versprach, wenn es ja nicht anders seyn sollte, sie bey guter Zeit nach Hause zurückfahren zu lassen. Ein allerliebster Mann! dachte der Prediger, als Milder nun weg war, was werde ich morgen nun alles sehen, was werde ich morgen alles bekommen! — Ein allerliebster Mann! dachte die Mutter, nur Schade, daß ich nicht dazu kommen konnte, ihn über Stilners Tochter in Walmersdorf auszuforschen. — Ein allerliebster Mann! dachte Riekchen, und beym Andenken an ihn seufzte sie aus voller Brust, und ihr Herzchen schlug stärker. Die Einladung war es also, hub der Prediger an, was er dir vorhin sagte, ich dachte, er hätte von meinen Blumen gesprochen; der Feuerfax schien ihm recht in die Augen zu stechen, ich glaube, er möchte ihn wohl haben. Ich dachte, er hätte von meinen Nelken gesprochen. —

Riekchen. Ja, auch, — aber, —

Der Prediger. Ein guter Mann, so artig und deutsch; so ohne Hochmuth und Ziererey, und schien so viel Achtung für den Predigerstand zu haben.

Die Frau. Ein recht verständiger Mann, wie er so wirthschaftlich sprach, als von häuslichen Sachen die Rede war.

Riekchen. Ja, und wie er so gerührt wurde, als die alte Müllern und ihre lange Krankheit erwähnt ward, wie er sich so genau erkundigte, ob sie auch Verpflegung habe.

Der Prediger. Ja, ja, ein rechtlicher Mann. Nur — ein klein, kleinwenig scheint er mir nach der Welt zu seyn.

Riekchen. Ja wie denn so, lieber Vater?

Der Prediger. Ja, denke nur, er tadelte da etwas an meinen Blumen, was doch hineingewachsen ist. Die aschfarbene Nelke mit gelben Streifen, sagte er, müsse heutiges Tages bloß Streifen und keine Punkte, und die rothe mit den weißen Punkten müsse nur Punkte und keine Streifen haben; das war doch etwas nach der Welt gesprochen. Die Streifen und die Punkte sind doch von Natur so, und also muß es so recht seyn. Heutiges Tages aber soll nichts so seyn, wie es von Natur ist, und man sieht die Folgen davon an den Menschen. Haben sie nicht vor ein Paar Jahren die Weiber mit den Außenwerken, die sie auf den Hüften trugen, und mit den Kissen, womit sie sich verpolsterten, verstellt! Verstellen sich nicht immer noch manche hübsche Mädchen für der Eltern schönes Geld! Zerkerkern nicht manche ihre wohlgediehenen Füße in den engsten Schuhen! Zerschnüren sich nicht manche bis zum Ersticken! Das kommt alles davon, wenn nichts so seyn soll, wie es gewachsen ist. — Die Punkte und Streifen sind doch in die Nelken hineingewachsen — —

Digitized by Google

Riekchen. Er meinte vermuthlich nur, daß die Blumenkenner die Blumen lieber so hätten, wie er angab, weil sie so etwa seltner, vielleicht auch wirklich schöner sind.

Der Prediger. Nun, nun, das werden wir ja morgen sehn. So ward, den Abend hindurch, noch gar vieles von dem Gaste, von dem bevorstehenden Besuche, von den Anstalten dazu, und von den Erwartungen davon, gesprochen, und Riekchen sprach und hörte so gern davon, daß sie die Rede, wenn sie auf etwas anders abgleiten wollte, immer unvermerkt in den ihr lieben Gang zurücklenkte. Und das ward ihr nicht schwer, und hätte sie auch an das Geschäft, das morgen noch zu verrichten war, erinnern, und bemerken sollen, daß der Besuch, den man aber doch nicht habe ablehnen können, an jedem andern Tage freylich bequemer gewesen seyn würde. So rückt man, — und wähnt dabey, man thue es ganz ernstlich, — die dunklere Seite eines Gegenstandes geschäftig heraus, wenn man andern, oder auch sich selbst verbergen will, wie werth er uns ist. Daß am folgenden Morgen, als der Wagen erschien, die Mutter bereit, und Riekchen, die seit der frühesten Dämmerung gar emsig gewesen war, ihr Geschwister auf den Tag zu versorgen und sich zu putzen, wie die Schöne eines Rosenfestes gekleidet stand, und daß der Prediger schon seinen Garten besucht und von den besten Blumen einige zur Vergleichung abgebrochen hatte, versteht sich von selbst; und daß der Rath Milder seine Gäste hoch vergnügt und freundschaftlich empfing, und sie mehr noch durch seine Rede, als durch die aufgetragenen Erfrischungen unterhielt, und daß dem Prediger ganz ungewöhnlich wohl, und wie unter alten Bekannten zu Muthe war, daß die Mutter mehrmals im Herzen Stilners Tochter glücklich pries, daß

der artige Wirth durch die Fülle und die geschmackvolle Anordnung, die überall in seinem Hause glänzte, in Riekchens Augen nichts verlor, wenn sie gleich dachte, gewisse Wünsche wären wohl zu kühn, sie habe ja aber auch noch nichts gewünscht, und daß man sobald als möglich in den Garten ging, läßt sich auch leicht denken. Zwey so vergnügte Stunden, als dem Prediger hier verflossen, hatte er seit vielen Jahren nicht gehabt. In tiefem Staunen stand er lange vor dem beschattenden Schirmdache, unter welchem die Nelken in üppiger Pracht hoch und schwelgend sich brüsteten, und den Betrachter lange ungewiß ließen, was er zuerst, und was er am meisten bewundern solle! Endlich vermochte er, sich zu genauerer Musterung zu sammeln, aber er sprach wenig, denn er hatte zu viel zu schauen, zu viel zu bemerken. Nein, so etwas habe ich noch nimmer gesehn, der größte Mahler müßte doch verzweifeln, wenn er nachahmen sollte, was der Finger der Allmacht gebildet hat! Des Inhalts ungefähr waren seine Reden, und er war von ihren Gegenständen so voll, daß er vom Anschauen derselben erst gar nicht scheiden konnte, als der Wirth seine Gäste in dem ganzen Garten herumführte; so oft sie sich dem Schirmdache näherten, immer von neuem stehen blieb; und endlich, als der Rath gerade mit Riekchen in einem Gespräche war, seine Gattinn wieder zu den Blumen zog, die jungen Leute weiter gehen, und in die Herrlichkeit vor seinen Augen vertieft, sie am andern Ende des Gartens allein auf und abwandeln ließ. Rosinchen, rief er, wenn doch unsre Jungen hier wären! Die armen Kinder sehn nun die Pracht nicht. Oder wenn unser alter Drescher herkäme, er wundert sich schon immer so über meine Blumen, welche Augen sollte der machen! Nein, so sind meine Nelken doch nicht; nur den Feuer-

Digitized by Google

sar habe ich brennender, aber so groß nicht. Ich hätte nicht gedacht, daß so etwas möglich wäre. Mir hat wohl manchmal von Blumen geträumt, aber auch im Traum sah ich sie niemals schöner. Und von allen den Blumen soll ich haben! Du hast's doch gehört, daß mir der Gärtner von allen Arten welche ausheben, und daß ich mitnehmen soll, was ich fortbringen kann? Wie werden sich die Kinder freuen! So etwa hatte der gute Alte lange gesprochen, als der Rath Milder mit Riekchen zurückkam, und seine Gäste zum Mittagsessen in das Haus führte. Wer einen so häuslichen Geschmack hatte, bisher geduldig fortzulesen, der ist gewiß auch zufrieden, wenn ich von dem Essen nur sage, was sich doch am Ende auch von dem köstlichsten Essen nur sagen läßt, daß es gut schmeckte und ein Paar Stunden Zeit vertrieb.

Der Prediger fand alles vortreflich; auch seine Gattinn, die zwar eine gute Wirthinn, aber doch auch eine erfahrne Köchinn war, fand alles vortreflich, konnte aber auch nicht umhin, sich selbst einigemal leise zu gestehn, daß sie wohl auch so gut kochen könne, wenn sie das Zugehörige dazu hätte; und Riekchen und der Rath Milder aßen nicht, und wurden doch satt. Wie das zuging, zeigte sich, als die fern gewünschte Stunde des Abschieds kam.

Schon waren die Nelkenstöcke im Hause für den Prediger in Bereitschaft gelegt, und dieser hatte sie schon mehreremal besucht, schon hatte der Fuhrmann gemeldet, daß er in einer Viertelstunde vorfahren werde, als der Rath Milder die Hand des redlichen Alten und seines guten Weibes faßte, und mit beklommenen, sich hoch emporbrängendem Herzen anhub: Meine Theuersten, Sie eilen so, — und ich habe doch noch so vieles, so vieles von ihnen zu bitten.

Digitized by Google

Der Prediger. Was Sie wollen, lieber Freund. Sie möchten vermuthlich meinen Feuerfax haben, den gebe ich Ihnen gern.

Der Rath. Ach Lieber, Bester, einen ganz andern Schatz! Ihre vortrefliche, innigverehrte Tochter, — — das liebe Kind wies vorhin meine Bitte an Sie, ich bitte um Ihre Tochter —

Die gebe ich Ihnen noch lieber, stammelte in fröhlicher Verwirrung der Prediger, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen, und die Wehmuth zuckte in seiner Stimme.

Der Rath. So hätte ich denn Alles? so wollen Sie mein Vater seyn? Und Sie, Beste, — — darf ich Sie Mutter nennen?

In entzückter Betroffenheit stammelte sie Ja, konnte doch nicht umhin, ihr Staunen bemerkbar zu machen, da sie von Stilners Tochter in Walmersdorf gehört habe. So hat das Mährchen auch ihre Ohren erreicht? erwiederte er. Eine Geldsache, und etwas Gefahr, bey Stilners zu verlieren, hat mich die Zeit her mehrmals dahin gebracht. Aber weg jetzt mit diesen Kleinigkeiten! Gott! wie bin ich so glücklich! so glücklich! — Hier stockte seine Zunge, aber sein Blick redete weiter, und seine Hand trocknete die Thränen der Wonne von Riekchens glühenden Wangen. Die beyden Alten sahen sich wegen Stilners bedeutend an, und darauf sprach der Vater also: „Nun Gottes reichen Segen über euch, mein Sohn, meine Tochter, daß ihr froh und gesund seyd, und daß die Freuden und die Kinder um euch herblühn, wie ein volles Blumenbeet!“ — Alle Arme öffneten sich hier zu den liebevollsten Umarmungen; und die überselige Wonne des jungen Paares bey dem ersten langen Kusse, bey der ersten langen

Digitized by Google

Umarmung, in welchen der schönste Morgen von Lebensfreude in ihren Seelen und in ihren Herzen aufging, will ich mahlen, wenn — ich mahlen gelernt habe, wie im Frühling das begeisternde Morgenroth aufglimmt, und den duftenden Thau, und das athmende Leben, und die frische Erde umher in rosigem Lichte badet.

Die Alten fühlten verjüngt bey dem Entzücken ihrer Kinder, was sie am Tage ihrer Verlobung fühlten, sie hielten sich lange herzlich umfangen, ihre Freudenthränen flossen ineinander, und mit einem Deutschen Händedruck sagte der Greis halb leise zu seinem redlichen Weibe: „Siehst du, Rosinchen, der Herr macht es wohl mit uns! Gott versorgt unser Nieschen, und gibt uns Stützen für das Alter. Der Name des Herrn sey gelobt! Habe ich nicht Recht, wenn ich immer sage, traue auf den, der die Blumen kleidet?“

Starke.

V.

Ueber

die Grenzen der Aufklärung. *)

Wenn die Frage, die man so oft aufgeworfen hat:

Wo sind die Grenzen der Aufklärung? mit einer andern sehr alten und sehr berühmten Frage:

Wo ist die Welt mit Brettern zugenagelt? von gleichem Werth ist, wie vor einiger Zeit jemand im Deutschen Merkur behauptete: so sind wir mit der Frage selbst auch schon so ziemlich am Ende der Antwort. Denn die natürliche Antwort ist: Nirgends!

Indeß treten, dieser schnell fertigen Antwort ungeachtet, doch allerhand Bedenklichkeiten ein. Denn wenn auch die Welt zu groß seyn sollte, als daß uns ein Maurer oder Zimmermann einen beträchtlichen Theil derselben mit Steinen oder Brettern

*) Diese Abhandlung gehört zu einer Folge mehrerer kleinen Abhandlungen, die sich in dem ehemaligen Journal für Aufklärung befinden; da sie aber auch, völlig unabhängig, für sich ein Ganzes ausmacht, so glaubte ich sie hier auch eben so gut besonders vorlegen zu können. Das einzige was ich dabey vorausgesetzt zu sehen wünsche, ist die Erklärung, die ich mir von der Aufklärung mache, daß sie nehmlich in richtigen Begriffen von unsern wesentlichen Bedürfnissen besteht; eine Erklärung, von der ich, auch nach allem, was ich nachher darüber gelesen, noch immer keine Ursach abzugehn finde.

F.

Digitized by Google

verschließen sollte; so sind doch in der Natur selbst Hindernisse genug da, die uns den Weg in manche Gegenden schwer machen oder uns den Zugang auf einige Zeit verwehren; Berge, wo wegbleiben muß, wer keine gute Lunge hat; Moräste, wo man versinkt, oder, wenn man sich mit Gewalt durcharbeitet, ein Fieber davon tragen, oder wie Hannibal ein Auge verlieren kann; Flüsse, wo man stehen bleiben muß, wenn die, die vor uns da waren, keine Brücke drüber bauten, oder wir nicht selbst gleich Materialien und Hülfe dazu bey der Hand haben; Meere und Oceane sogar, wo man sein Schiffchen, wenn man eins hat, der Barmherzigkeit der Wellen und Winde überlassen muß, und wenns unglücklich geht, vielleicht den Seeteufeln und Haysischen zum Raube wird. Dieß sind Schwierigkeiten genug, womit wir zu kämpfen haben werden, bis uns ein größerer Kopf, als Blanchard, einst in einem glücklichern Element über Berge, Moräste, Flüsse und Meere wegsegeln lehren wird. Und — wer weiß, welche neue Schwierigkeiten alsdann eintreten werden. Nil sine magno vita labore dedit mortalibus.

Kurz, die Natur hat zu Land und zu Wasser, und, so Gott will, bald auch zu Luft, unsern Unternehmungen durch die Beschaffenheit der Gegenstände und durch unser eignes Kräftemaß Gränzen genug und übergenug gesetzt, die wir nicht überschreiten können; und nur der Faule, der Dumme, der Blöde, der Furchtsame u. s. w., setzt sie sich noch näher, als sie ihm die Natur gesetzt hat. Der Faule läßt sich sein Haus, um das eine Bahn seyn könnte, mit Disteln umwachsen, daß er nicht durchkann, und der Furchtsame sagt, es sey ein Löwe draußen auf der Straße, wenn gleich keiner draußen ist.

Wie aber? sind dieß nicht vielleicht die wahresten Bemerker? die die Stimme der Natur am feinsten hören? denn lehrt die

Natur wohl nicht eben dadurch, daß sie der Erkenntniß der Wahrheit so manche Schwierigkeit in den Weg gesetzt hat, ihr Wille sey, die Erkenntniß der Wahrheit schwer zu machen? Lehrt sie nicht durch die Gränzen, wodurch sie uns im Bestreben nach Aufklärung und richtigen Begriffen einschränkt, daß es hauptsächlich aufs Grenzenmachen ankomme? und versteht sie nicht also eben der am besten, der der Aufklärung die meisten Schwierigkeiten in den Weg legt, und ihr die engsten Gränzen setzt? — Diese Fragen sind ungefähr von gleichem Werth mit folgenden andern Fragen: Müßten wir den, der kurzsichtig ist, nicht eigentlich blind, und den, der übel hört, taub machen? Wenn jemand lahm ist, oder schwache Füße hat, gibt uns die Natur dadurch nicht einen Wink, daß wir ihm die Füße entzwey schlagen sollten? — Niemand glaubt das letzte; es müßten ihm denn seine Einkünfte aufs Blind- und Taubmachen oder aufs Zerschlagen der Füße angewiesen seyn; und solcher Aemter hat es, Gott Lob! bis jetzt im Leiblichen noch nicht gegeben. Aber im Geistlichen hat man, leider! oft genug geglaubt, so mit den armen Menschen wirthschaften zu können. Aus Furcht, sie möchten einen falschen Schluß machen, untersagte man ihnen selbst zu denken; und, um sie vor der Gefahr des Irrthums zu sichern, verbot man ihnen die Untersuchung. Freylich hatte kein Mensch das Recht, sich verbleten zu lassen, was Gott nicht verboten haben will; aber wem ist seine Freyheit nicht lieb? Und wer läßt sich nicht endlich in Schrecken jagen, wenn es Mode ist, den Kopf abzuhauen, um den Irrthum, der darin steckt, aus der Welt zu schaffen, oder den ganzen Mann mit Leib und Seele einzukerkern, damit kein Gedanke von ihm die Mauern seines Gefängnisses durchdringe?

Wie steht es nun aber mit den Grenzen der Aufklärung? das ist, wie weit und über welche Gegenstände erstreckt sich das Recht und die Freyheit der Menschen, sich deutliche und vollständige, mit einem Worte, richtige Begriffe von Dingen zu erwerben?

Wie weit erstreckt sich also das Recht der Menschen insgemein? welche Gegenstände dürfen sie betrachten, darüber nachdenken, sie bearbeiten? An welche dürfen sie sich nicht wagen? Worüber dürfen wir Menschen aufgeklärt seyn oder Aufklärung suchen? worüber nicht?

Oder, wenn's im Allgemeinen vielleicht einige Schwierigkeiten haben sollte, die Sache so genau zu bestimmen: läßt sich für bestimmte Fälle nichts festsetzen? — Wie aufgeklärt darf also z. E. ein König seyn? wie aufgeklärt sein Minister? wie aufgeklärt ein General, ein Oberster, ein Hauptmann, ein Fähndrich, ein Feldwebel? wie aufgeklärt ein Präsident, ein Rath, ein Sekretair, ein Kopiist? wie aufgeklärt ein Pabst, ein Mufti, ein Kardinal, ein Kartheusermönch? wie aufgeklärt ein Generalsuperintendent, ein Inspektor, ein Stadtprediger, ein Landprediger, ein Kantor, ein Rektor, ein Konrektor? wie aufgeklärt ein Goldschmid, ein Uhrmacher, ein Tischler, ein Leinweber, ein Schuster, ein Schneider? wie aufgeklärt ein Ackermann, ein Halbspänner, ein Kossat, ein Tagelöhner? Kurz, denke man sich hier alle möglichen Stände und menschlichen Verhältnisse; worüber und wie richtige Begriffe darf jeder haben, der sich darin befindet? worüber darf er aufgeklärt seyn, worüber nicht? wie weit nicht? wie weit darf seine Aufklärung gehen? und, wenn hat sie die Grenzen übersprungen?

Wer sieht nicht, daß ich hier die schönste Gelegenheit hätte, ein unendliches Werk zu schreiben, oder wenigstens die Preis-

frage dazu aufzugeben! Ein Werk, größer als alle bisherige allgemeinen Welthistorien, und eben so groß wenigstens als die Akta Sanktorum, die der verstorbene Kaiser fortzusetzen verboten hat, und nicht viel kleiner, als ein Werk „über den großen Nutzen aller Dinge" werden würde, das ich hiermit irgend einer Akademie von Europa zur Bearbeitung vorgeschlagen haben will!

Aber ich wills gnädiger machen, mich nur mit den Grundsätzen begnügen, worauf die Sache überhaupt beruht, und die besondere Anwendung auf sich oder seinen Nachbar — jedem überlassen, der Lust und Belieben dazu trägt.

Also erstlich von der allgemeinen Aufklärung! — Welches sind die Grenzen der Aufklärung für das menschliche Geschlecht überhaupt? — Warlich eine impertinente und übermüthige Frage, sobald sich jemand die Lust ankommen ließe, Sprecher des menschlichen Geschlechts seyn, und vorzeichnen zu wollen, was irgend ein Mensch auf Gottes Erdboden untersuchen dürfe oder nicht! wovon er Erkenntniß haben dürfe oder nicht! zum Glück des menschlichen Geschlechts würde freylich die Stimme eines solchen unberufenen Sprechers nicht viel gelten. Wär er auch König oder Kaiser, oder hätte Kaiser und Könige in seiner Gewalt, sie nach seinem Willen zu lenken: siehe, so sind doch für ihn sehr heilsame Gränzen da, über die hinaus sich kein Mensch mehr um seine Befehle bekümmert! und der Eine, der sich's sonst wohl herausnahm, den Kaisern und Königen in ihre Grenzen hineinzubefehlen, oder ihre Entdeckungsgränzen gen Osten und Westen zu bestimmen, ist, wenn ich mich einer Vergleichung bedienen darf, wie der Sky des Tarockspiels; er gilt so viel, als man ihn gelten lassen will, und wird bloß durch günstige Umstände zu Etwas; wird geschmeichelt, wenn er Könige, Kavallerien, Honneurs und Matadors machen hilft, und um nichts und

Digitized by Google

wieder nichts weggeworfen, wenn man bis gegen drey Schritt vom Ziel gekommen ist, und seiner noch nicht mit Ehren hat los werden können. Von den Gränzen des Dürfens, wie bey den Landesgesetzen innerhalb des Landes, kann also bey der Frage von der allgemeinen Aufklärung der Menschen überhaupt, vernünftiger Weise, die Rede nicht seyn.

Die Frage hat aber auch einen andern Sinn; es kann von den Gränzen des Könnens die Rede seyn, denen Kaiser und König so gut, wie der Lichtputzer in der Komödie, ja denen selbst Mufti und Pabst unterworfen sind! diese Gränzen sind nun sichtbar und in die Augen fallend genug. Sie liegen, wie schon bemerkt, in unsrer Natur, der Natur der Gegenstände um uns her, und dem Verhältniß der Gegenstände um uns her, und dem Verhältniß beyder gegen einander. Bald ist uns ein Gegenstand zu groß, bald zu klein, bald zu nahe, bald zu entfernt, bald zu einfach, bald zu zusammengesetzt; überdieß ist unser Denken Succession, ein Gedanke muß dem andern erst Platz machen, und indem wir mit einem Gegenstande beschäftigt sind, bleibt allemal eine ganze Unendlichkeit übrig, um die wir uns nicht bekümmern können. Also genug und übergenug Dinge, wovon wir keine, oder keine vollständigen Begriffe erhalten können; also genug und übergenug natürliche Gränzen der Aufklärung! Aber was von Menschen gesehen werden kann, dazu haben wir menschliche Augen; was gehört werden kann, dazu haben wir diese Ohren; was empfunden werden kann, dazu haben wir unser Gefühl; was gedacht werden kann, dazu haben wir diese unsere Entelechie in uns, diesen unsern, wenn er nicht gewaltsam unterdrückt wird, immer thätigen Verstand. Das sind so simple Wahrheiten, daß, wenn sie jemand nicht begriffe, so müßten sie ihm bloß durch ihre Simplicität unbegreiflich seyn. Mir

hingegen ist unbegreiflich, daß Gott etwas sichtbar gemacht, in meinen Gesichtskreis gestellt, und mir Augen gegeben haben sollte, damit ich es nicht sähe, oder auch nur, daß er zu gleicher Zeit gewollt hätte, ich sollte es nicht sehen. Und ferner, daß er mir den Verstand gegeben haben sollte, über das Geschehene nachzudenken; aber mit der Bedingung, daß ich nicht darüber nachdenken sollte. Und ferner, daß ich mich versündigte, wenn ich darüber nachdächte, und wenn ich Schlüsse daraus zöge, wie sie mir nach Anwendung aller Aufmerksamkeit aus dem Geschehenen nothwendig zu folgen schienen, und wenn ich dann sagte, oder schriebe, mir dünkten aus meinen Beobachtungen diese Folgerungen zu fließen. Warlich vor Gott ist es keine Sünde; und, wenn sich Menschen daran ärgern, so ist es ein genommenes und kein gegebenes Aergerniß! was wir erkennen können, das sollen wir erkennen, und wovon wir uns vollständige und deutliche Begriffe machen können, davon sollen wir sie uns machen! Das Sollen folgt aus dem Können; Pflicht und Recht aus dem Vermögen, das uns der Schöpfer dazu verlieh. — Auch das Maß der Pflicht und des Rechts beruht bloß auf dem Maße des Vermögens, und ist keiner weitern Erlaubniß dazu von jemand erst nöthig; ja der bloße Einfall, dazu erst Erlaubniß geben zu wollen, lächerlich, und ein Eingriff in göttliche und menschliche Rechte. Jener Prediger untersuchte die nach seiner Meinung wichtige Frage: „Warum Gott den Menschen nach dem Fall, wo sie doch billig alle ihre Vorrechte hätten verwirkt haben sollen, das Recht über die Thiere zu herrschen, wiedergegeben habe?“ und fand endlich den Grund darin: „Weil er voraussah, daß sie sich's doch würden genommen haben.“ Von solcher Po-

Digitized by Google

litik waren diejenigen ohne Zweifel Freunde, die dann und wann den Einfall hatten, uns zum Sehen, Hören und Denken ihre allerhöchste — Erlaubniß zu geben. Nein, die soll und kann uns kein Mensch geben, und kein Mensch verweigern; denn die Kräfte, die Gott in uns gelegt hat, sind die Erlaubniß dazu, die uns niemand nehmen kann! sind der deutlichste unzweydeutigste Freybrief dazu!

Aber, möchte jemand sagen, wozu so viel Sträubens gegen menschliche Einschränkungen, wenn uns die natürlichen Gränzen der Aufklärung schon zu sehr einschränken, daß es auf etwas mehr oder weniger nicht ankommt, und auf allen Fall alles, was wir uns an Erkenntniß erwerben, doch nur Stückwerk und ein unvollkommenes Ding ist? — Antwort, eben darum, weil Gott die Gränzen bestimmt hat, brauchen wir's nicht; seine Weisheit hat am besten gewußt, wie weit und wie enge sie seyn sollen; und weil er sie so enge gemacht hat, als sie für uns seyn müssen, so sollen wir sie nicht enger machen wollen. Und dann so etwas kleines und beschränktes menschliche Kenntniß an sich ist: so ist sie doch nicht Nichts. Sie ist für uns etwas Großes und Wichtiges, sie kann für uns viel sammeln, viel erforschen, viel zusammenfassen, wenn — der Geist seine Freyheit hat. Und eben darum, damit das Stückwerk nicht gar zerrissen und zertrümmert, damit nicht das Unvollkommene noch unvollkommener und zu Nichts werde, muß der menschliche Geist seine volle freye ungestörte Thätigkeit haben, um so weit zu kommen, als er kommen kann, um alles zu werden, was er werden kann. Oft erhebt sich dann ein Geist, in der vollen Empfindung und Anwendung seiner Kraft, zu einer Höhe, die schwache Zeiten, schwache Völker, schwache Köpfe mit Bewunderung und Furcht anstaunen. O warlich, es ist etwas Großes, Edles, Erhabenes, Bewunde-

rungswürdiges um den menschlichen Geist, und keiner, wer die Ehre hat zu solchem Geschlecht zu gehören, und sich auf den Titel eines unsterblichen Geistes mehr als auf alle Königs- und Kaisers- und Minister- und Pabsts- und Mufti'stitel einbilden sollte, sollte sich beykommen lassen, mit menschlichen Geistern wie mit Fangbällen spielen zu wollen. Jeder insonderheit, der Macht hat — aber zu ganz anderm Zweck! — sollte dieß Spiel scheuen, sollte die menschliche Natur tief und gründlich studieren, um nie wider, sondern, so viel an ihm ist, in den Plan Gottes zu handeln!

Diese einfachen Grundsätze wohl zu fassen, ist um desto nothwendiger und unnachläßlicher, je mehr zu den allgemeinen Gränzen der natürlichen Erkenntniß und Aufklärung, noch besondere Gränzen für jeden Menschen durch seine individuelle Lage kommen. Dieß führt uns auf die zweyte Frage; welches sind die Gränzen der Aufklärung für bestimmte Fälle?

Und hier vorzüglich scheinen eine Menge von denen, die über diese Materie geschrieben haben, bange zu seyn, daß ja die Gränzpfähle recht gesteckt, und keiner etwa ein Paar Schritte zu weit vorwärts gerückt werde! besonders kommt ihnen dabey die Unbestimmtheit des Worts: Aufklärung, davon ich in einer frühern Abhandlung ein offenherziges Geständniß abgelegt habe, herrlich zu Statten. Sie sind daher beredt in Aufzählung der Uebel, die die Aufklärung unter dem gemeinen Mann in der Welt schon gestiftet hat. Knipperdolling's Lärmen, und der Bauernkrieg, die Rebellion der Amerikaner wider ihr Mutterland, und die Französische Revolution ꝛc. ꝛc. ꝛc. sind das nicht alles, sagen sie uns, sichtbare Folgen der übergroßen Aufklärung? Leitete doch der arme Mann, dessen ich in eben besagter Abhand-

lung erwähnt, das Stehlen seiner Aepfel, seitdem sich die Diebe vor den Gespenstern auf dem Kirchhof nicht mehr fürchteten, von ihrer übergroßen Aufklärung her! kurz, es ist kein Uebel unter dem Volk, wie sie's nennen; die Aufklärung ist Schuld daran! Und wenn, die Sache beym Lichte besehen, dem gesunden Menschenverstand noch so sehr einleuchtet, daß die Leute nicht klug genug waren; sie behaupten, die Leute waren zu klug!

Also sollte man denn ja wohl billig einem jeden Stand die Gränzen seiner Aufklärung vorzeichnen? jedem bestimmen, was er wissen oder erkennen dürfe oder nicht? wie weit er seine Sinne, seinen Verstand brauchen und üben dürfe, oder nicht? wovon er deutliche und richtige Begriffe haben dürfe und wovon nicht? und wenn der Landprediger Wissenschaft hat, die nur sein Superintendent, der Rektor, die nur sein Ephorus, der Rath, die nur sein Präsident, der Minister, die nur sein Fürst haben sollte: so sind die ersten alle sammt und sonders strafbar! — Gott bewahre uns, daß jemals solche Grundsätze in Praxi die Oberhand gewinnen! auch möchte manchem Fürsten schlecht damit gedient seyn, wenn er bey seinem Rath, und manchem Minister, wenn er bey seinem Sekretair keine Zuflucht mehr haben sollte. Denn so wenig alle diese Ehrenmänner von Hülsens Ehrlichkeit seyn möchten, dem jemand zu seinem im siebenjährigen Kriege erhaltenen Ruhm Glück wünschte, und der darauf antwortete, „O ich habe lachen müssen, da stand immer in den Zeitungen, das hat Hülsen gethan, und es war alles Gaudi gewesen!“ so wenig also, wie gesagt, viele Superioren mit dieser Ehrlichkeit von ihren Subordinirten sprechen möchten: so liegt doch genug am Tage, was in der wirklichen Welt geschieht, und die wirkliche Welt fährt in Regula nicht schlimmer dabey.

Digitized by Google

Hier aber wollte ich weiter nichts dadurch beweisen, als daß, wenn es in jemandes Macht stünde, wie es nicht steht, die Aufklärung so standesmäßig zu vertheilen, den armen Titularsuperioren in allen Klassen und Ständen der schlimmste Possen gespielt werden würde. Quandoque est olitor verba opportuna locutus; und die berühmte, neuerlich von Bürger wieder erzählte Legende vom Abt und seinem Müller ist oft Geschichte gewesen. Kurz, wenn wir den Leuten verbieten wollten, klug zu seyn, möchte zum Unglück das Loos gerade den mit treffen, der zur Stunde der Noth einmahl für's ganze Land den besten Rath hätte geben können. Ich will nichts davon sagen, daß, wenn man sich unter lauter Dummen befindet, die Ehre nicht sonderlich ist, der klügste von der Gesellschaft zu seyn. Inter coecos regnat luscus. Auch will ich darüber nicht weitläuftig seyn, wie wenig einem Obern, der sich seines Verstandes und seiner guten Absichten bewußt ist, an mechanischer Hochachtung gelegen seyn kann. Denn diese ist von keiner längern Dauer, als die Ehrfurcht eines Polnischen Kaufmannes vor einem Preußischen Zollaufseher; Vormittags macht er Bücklinge bis auf die Erde, und Nachmittags, wenn er nichts mehr von ihm zu hoffen oder zu fürchten hatte, kennt er ihn nicht mehr, geht steif und trotzig vor ihm vorbey, und gibt ihm gelegentlich wohl gar einen Armstoß. An einer solchen Ehrfurcht kann einem vernünftigen Obern wohl sehr wenig liegen; er wünscht, sich selbst, nicht seinen Rock, Mantel, Kragen, Zepter, Hut, Stern, u. d. g. geschätzt zu sehen. Zu jener Schätzung gehören aber Untergeordnete, die Verstand genug haben, Verstand zu schätzen, und Verdienste und gute Absichten zu erkennen und nach ihrem Werth zu achten. Jeder möglichst guten Regierung muß es daher wün-

Digitized by Google

schenswürdig seyn, möglichst aufgeklärte Unterthanen zu haben; denn in ihnen besitzt sie eben so viel freye und willige Mitwirker zu ihrem Plane, die ihr niemand verführen, niemand abspenstig oder aufrührisch machen kann. Dummheit, Unwissenheit und Halbverstand, der isolirte Wahrheiten zwecklos aufgeschnappt hat, — die sind von je her, so bald sie wider ihr Regiment mit Recht oder Unrecht eingenommen waren, zu Trotz, Meutereyen und für alle Gründe tauben Parteygeist am geneigtesten gewesen. Zwar auch der Geduldigste kann durch unverantwortliche Behandlung endlich aufgebracht werden; und eine möglichst schlechte Regierung würde durch Unrecht und Widersinnigkeiten zuletzt auch die besten Unterthanen gegen sich empören können. Allein selbst in diesem traurigen Fall würde die Regierung noch immer am glücklichsten dran seyn, die die meisten verständigen und aufgeklärten Unterthanen hätte; denn Sprecheramt und Anführung der Menge würde dann immer desto leichter auf einen würdigen Mann fallen können; qui regat dictis animos et pectora mulceat. So entsagten, nach öffentlichen Nachrichten, in Cölln am Rhein die Protestanten den Rechten, die ihnen der Magistrat zugestehen wollte, um einem deßwegen drohenden Aufruhre zuvorzukommen; zum gewissen Beweise, daß aufgeklärte Männer ihre Wortführer gewesen seyn mußten, und die Obrigkeit mit solchen nicht übel fährt. — Mit einem Wort: Falsche Politik baut ihren Thron auf Dummheit und Unwissenheit, hüllt sich gern in Geheimniß, und verwahrt sich mit Bollwerk und Pallisaden gegen die eindringende Aufklärung; wahre Klugheit hingegen (oder wollen wir lieber Weisheit sagen?) herrscht in Licht und Freyheit, denn der Verstand ist von ihrer Partey und die Herzen sind ihr unterthan. Wer sich

vor deutlichen Begriffen nicht zu fürchten hat, wird der Aufklärung keine Gränzen setzen, sondern sie gern verbreitet sehn; es sey bey wem es sey; denn es sey wer es sey, je deutlicher seine Begriffe sind, desto mehr — zu jeder guten und vernünftigen Absicht — ist mit ihm anzufangen.

Diesen Gründen nach scheint es für die Obrigkeit erwünschenswerth zu seyn, aufgeklärte Unterthanen zu haben. Aber nun ist nur die Frage: Ist es auch für die Unterthanen selbst gut, aufgeklärt zu seyn? Diese Frage verdient eine eigne Erörterung.

Fischer.

Digitized by Google

VI.

Ueber

das Elysium der Griechen. *)

Theure Freundinn,

In der Hoffnung, daß Sie, aus Vorliebe zum Verfasser, bey dem Lesen dieses flüchtigen Versuchs einige Unterhaltung finden, will ich Sie heut mit einem Gegenstand beschäftigen, der Ihnen vielleicht eben so angenehm, als mir reichhaltig zu seyn scheint. Indem ich Sie aber auf ein griechisches, Ihnen nicht unbekanntes, Feld zurückzuführen denke, bitte ich, daß Sie mit Ihrem feinen Gefühl in Beurtheilung des Wahren die flüchtigen Schritte untersuchen, mit welchen ich jetzt den griechischen Boden betrete. Ihre gewöhnliche Schonung und Nachsicht, die so oft meine bereitwillige Mittheilung vergalt, erwart' ich daneben. Von den Geschäften des Tages ermüdet, suche ich Erholung in der Unterhaltung mit Ihnen; aber nur zu sehr werden Sie diese Ermü-

*) Die Ideen verschiedner griechischen Dichter über den Zustand nach dem Tode, vorzüglich aus den so sehr verschiednen Zeiten der griechischen Dichtkunst, sind unstreitig — wie es wol auch der Sache nach nicht anders möglich ist — gleichfalls sehr verschieden. Wir behalten uns daher vor, über das Historische dieses Briefs ein andermal auch unsre Ideen mitzutheilen. D. H.

Digitized by Google

dung in dem folgenden Fragment bemerken, ob ich gleich, in Rücksicht auf Sie, ein leichtes Geschäft übernehme, wenn ich Sie jetzt auf das feine Gepräge alles dessen, was unter ächt griechischem Stempel gegeben wird, aufmerksam machen will, da das Gute und Schöne, wo es auch versteckt seyn mag, niemals Ihrer Bemerkung entgeht. Doch ein andermal mehr zu Ihrem gerechten Lobe; jetzt verstatten Sie dem Griechen das Seine.

Wenn wir auch folgendes, vielleicht zu parteyisches Urtheil: „Was der Mensch unter dem Monde werden kann, das ward er in Griechenland," aus Patriotismus nicht geradehin unterschreiben: so waren wir doch oft stille Bewunderer des zarten Gefühls, mit dem alle seine Werke der Fantasie gewebt sind, das ihn auch mit Recht, Jahrtausende hindurch, zum Lehrer der Völker, besonders in Werken des Geschmacks, erhob. — Verweilen Sie nur einen Augenblick bey der griechischen Mythologie, und welche Meisterzüge werden Sie in diesen Zeichnungen entdecken, die ihre Gegenstände auf eine eigne, charakteristische Weise versinnlichen? — Aus dieser unendlichen Gemäldegallerie hebe ich jetzt nur ein einziges Bild heraus, das Sie gewiß richtig entworfen finden, so bald ich Ihnen den Gesichtspunkt angebe, aus dem es beurtheilt werden muß.

Die Stille um mich her, und die Dämmerung in dieser Stunde der Mitternacht, vom leicht bewölkten Monde bewirkt, weckt in mir das Bild des griechischen Elysiums, das jetzt mehr als irgend eine andere Vorstellung des Himmels mit meinen aufgeregten Empfindungen in Harmonie steht. Ich benutze meine Stimmung dazu, Ihnen zu zeigen, wie der Grieche sein Elysium nicht nach einer wilden Fantasie, sondern nach den natürlichsten Gefühlen des fein organi-

Digitized by Google

sirten Menschen, entwarf. Dieß also für heute mein Thema!

Lassen Sie uns dennoch dieß Gemälde nach derselben Methode beurtheilen, die wir bey irgend einem Werke der Kunst zu beobachten pflegen, wo die Empfindung nach Eindrücken des vorgefundenen Schönen und Wahren unser Urtheil bestimmt. Und wie wir von dem Werk selbst auf das Genie des Künstlers zurückschließen, so wollen wir jetzt in dem genannten Gemälde, (gleichsam einem Werk der Nation,) den feinern und gebildetern Griechen aufsuchen. — Sie kennen die nordischen Gemälde desselben Inhalts; mit wilder kühner Fantasie sind sie entworfen, von der Hand des rauhern Kriegers, der, längerer Ausdauer fähig, die Lieblingsgeschäfte nach dem Tode fortsetzt. Beyde zu vergleichen ist nicht meine Absicht; beyde weichen von einander ab, wie das griechische Klima vom nordischen. Vielleicht hab' ich ein andermal Gelegenheit, Ihnen zu zeigen, wie auch diese Gemälde in andrer Absicht nicht ohne Schönheit und Schmuck sind; jetzt nur die Bemerkung, daß der Grieche mehr das Bedürfniß der Ruhe und des Seelengenusses fühlt, das sich in seinem Elysium verräth.

Es ist Ihnen bekannt, wie er den Wohnplatz der Abgeschiedenen in das Innere der Erde versetzt, und zwar den Aufenthalt der Guten zu einem stillen Gefilde in Halbdunkel gehüllt, ausbildet.

Untersuchen wir, welche Umstände diese Vorstellung bewirkten? — Die Griechen dachten sich diesen Aufenthaltsort der Abgeschiedenen eben so getheilt, als wir den unsrigen; sie hüllen den einen in dicke Finsterniß, der, immer aufgehellt und voll von andern Schrecknissen, mit unsrer Vorstellung von einer Hölle ziemlich übereinkommt. Nicht so ihr Elysium mit unserm

Himmel. Denn dieser wird, wie ich glaube, von dem großen Haufen, als höchst lichtvoll und strahlend gedacht, dahingegen jenes ein matt erhelltes Gefilde war. Bey diesem zwiefachen Gemälde alter und neuer Zeit, zeigt zwar unsre Fantasie mehr Schwungkraft, indem wir die Seele nach dem Tode hoch aufsteigen, ja wohl das Unermeßliche des Himmels durchschweben lassen: aber abgerechnet, daß geläuterte Begriffe und bessere Kenntniß der Weltkörper uns diese ertheilen, war die Fantasie der Griechen doch schöpferischer im Ausmahlen jener Gegend. Sie konnten die Einbildungskraft an einem allgemein angenommenen Ort fixiren, und alle Verschönerungen gleichsam auf einen bestimmten Platz stellen, dahingegen die unsrige unstät herumirrt, wenn sie den Wohnplatz der Geister sucht, stets neue Gemälde entwirft und alte zerstört, je nachdem unsre Begriffe sich ändern. Jeder bildet sich bey uns seinen eigenen Himmel, daher der eine von Amarantenlauben, der andre von singenden Chören und stralenden Kronen redet. Mehr übereinstimmend, nicht so verworren, scheinen hingegen die Vorstellungen der Griechen zu seyn.

Warum nun der Grieche sein Elysium gerade unter die Oberfläche der Erde versetzt? davon ist vielleicht der Hauptgrund in einer dunkeln Vorstellung vom Tode zu suchen. Denn scheint nicht jene unthätige und ewig ruhvolle Fortdauer der Seligen anzudeuten, daß er den Tod nicht als Stufe zur Erhöhung, sondern vielmehr zur Erniedrigung des Geistes ansah? — So wie der Leib im Tode dahinsinkt, so läßt er mit diesem die Seele fallen. Sie behält Denkkraft und Empfindung, aber keine ausübende Kraft ihres Willens; indem sie die Bühne des Lebens verläßt, hört sie auf handlungsfähig zu seyn. Und welche Gegend blieb den Griechen übrig, sein Elysium darein zu bauen? Bis zu den Gestirnen erhob er sich nicht, die waren ihm zu

Digitized by Google

unbekannt, der Wolkenhimmel gehörte seinen Göttern, und die erleuchtete Erde ihm selber. Einen mindern Werth hatte nun nach seinem Begriff der Abgeschiedene als der Lebende; er erniedrigt daher ohne Vorwurf jenes Wohnung, unter die seinige. Im griechischen Klima baut er nun seinen Himmel, und entlehnt das Gemälde, nach richtigen Empfindungen, aus der Natur.

Ganz anders unsre Begriffe vom Leben nach dem Tode. Kein enger Raum verschließt unsern Geist; wir lassen ihn ins Unendliche Kenntnisse häufen, ihn zahlloser Empfindungen immer fähiger werden. Auf den Flügeln der Morgenröthe schwingt er sich von Welt zu Welt, ist immer thätig, immer weniger der Ermüdung unterworfen. — Schönes, herrliches Bild, des menschlichen Geistes so würdig! — Aber auch nur Bild derer, die sich ihrer Würde bewußt sind.

Zurück zu jenem Elysium, dem weltermüdeten Geiste nicht minder erquickend! Lassen Sie uns jetzt die Empfindung befragen, warum der Grieche es gerade so und nicht anders ausmalte? Vielleicht finden Sie dann sein Gemälde nach Umständen richtig.

Da dem Griechen unsere Begriffe von einer Fortdauer nach dem Tode, unsere geläuterten Religionskenntnisse abgehn: so werden wir sehn, wie er nun bey der Bildung seines Himmels zu Werke geht. Tiefes Gefühl für das sanfte Schöne in der Natur scheint seine Fantasie eben so geleitet zu haben, als überhaupt jenes milde Klima auf seinen Geist gewirkt hat.

Indem er sich nun ein seliges Leben nach dem Tode träumt: so wählt er, als Mittel dazu, stille Ruhe und ewiges Wohlseyn ohne Thätigkeit. Fragen Sie, „warum diese gerade? so verweis' ich Sie zunächst auf seine eingeschränkten Begriffe von

Digitized by Google

seinen Göttern. Diese, wenig über Menschen erhaben, selbst nur selig nach Menschenweise, konnten zwar das Gute und Böse der Menschen lohnen und strafen, aber der Seele nach dem Tode neue und außerirdische Wirkungskreise anzuweisen, das überstieg die Kräfte griechischer Götter. Höhere Aussichten unter einer fernern Leitung der Gottheit waren dem Griechen also nach dem Tode abgeschnitten, und unmöglich konnte sich seine Hoffnung wie die unsrige hinaufspannen.

Ich höre Sie abermals einwenden: „Warum aber verfiel er nicht auf jene Art der Fortdauer, die in den Werken des ehrwürdigen Ossian so reizend geschildert wird?“ — Warum, wollen Sie sagen, läßt der Grieche die Bewohner seines Elysiums so geschäftlos, da doch der Celte das Leben nach dem Tode mit dem jetzigen so genau zusammenknüpft; da er seine Geister auf den Wolken wandeln, den Menschen in Gefahren erscheinen, sie warnen, und überhaupt noch wirksamen Antheil an ihren Schicksalen nehmen läßt? — Ich würde ganz von meiner Materie abkommen, wenn ich diesem Warum weit nachspähen wollte; lassen Sie sich also für jetzt diese Ausflucht genügen, wenn ich meyne, daß der Grund zu diesen ungleichen Vorstellungen, in dem so verschiednen Charakter beyder Völker, so wie in ihren abweichenden Begriffen von der Gottheit zu suchen sey. Denn, wo ich nicht irre, so hatte der Celte, (dessen Bild ich aus dem Ossian entlehne,) weit erhabnere Begriffe von der Gottheit, als der Grieche. Nehmen Sie noch dazu, daß jener mehr für das Große und Erhabne, dieser dagegen mehr für das sanfte und gefällige Schöne gestimmt war: so werden Sie diese abweichenden Gemälde von der Art der Fortdauer der Seligen den verschiednen Stimmungen beyder angemessen finden. Die vom Griechen gewählte Vorstellung scheint mir indeß unstreitig

ſtreitig den gebildetern und feiner empfindenden Menſchen vorauszuſetzen. Denn da er nicht wie viele andere Völker das nemliche Schauſpiel des Erdenlebens, faſt mit allen ſeinen Scenen nach dem Tode wiederholt, ſondern mehr auf Seelengenuß Rückſicht nimmt: ſo bin ich geneigt, dieß für einen auffallenden charakteriſtiſchen Zug zu erkennen, der weniger Sinnlichkeit verräth, als man ihm ſonſt aufbürden will.

Da ſich alſo der Grieche nach dem Tode keinen glückſeligen Zuſtand im Handeln und Erkennen denkt, (vergeſſen Sie nicht die Ohnmacht ſeiner Götter, die ihn in ſeinem Elyſium gleichſam im Stiche laſſen:) ſo ſucht er ihn einzig im Empfinden. Dieß Erdenleben iſt demnach bey ihm Hauptrolle; daher das Auffordern ſeiner erotiſchen Dichter zum Lebensgenuß, das Sie in den Nachahmungen des Horaz ſo häufig entdecken werden. Verläßt er die Bühne, fällt der Vorhang: ſo bleibt ihm nur das Empfinden als Quelle ſeiner Seligkeit übrig. Auf jenen ſtillen Gefilden ſucht er dieſe dann, nachdem er vom Lethe, dem Strom der Vergeſſenheit, getrunken. Dieſer lethäiſche Becher, ein treflicher Zug in dem Gemälde, zeugt für meine Behauptung.

Unſere Vorſtellung vom Leben nach dem Tode weicht alſo dadurch von jener ab, daß wir dieſes Leben nur erſt als Mittel betrachten, der Grieche es aber ſchon für den Endzweck nimmt.

Ein Aufenthaltsort ſeliger Geiſter mußte nun allerdings auch reizend gemalt werden, und einer ſo ſchöpferiſchen Einbildungskraft, als der griechiſchen, ſtanden dazu unſtreitig Mittel genug zu Gebot. Aber nimmer konnte ſie ein richtigeres, als das angenommene, wählen, um ihr Gemälde ſo ſchön zu vollenden.

Daß der Grieche den Tartarus in Finsterniß hüllt, ist schon erwähnt; man könnte vermuthen, daß diese Finsterniß Bezug auf seine unterirdische Lage haben sollte, was ich gern zugeben will, wenn sie außerdem auch ein Mittel seyn soll, das Schreckhafte dieses Orts zu vermehren. — Eben so gut könnte man nun auf der andern Seite erwarten, daß jenes Elysium von mehr als Einer Sonne erleuchtet, von Regenbogenglanz erhellet, von goldnen Stralen durchflimmert vorgestellt würde. Leicht könnte eine griechische Fantasie, demantne Palläste im Geschmack der Feenwelt hier aufführen, — kurz, — das Ganze aufs üppigste verschönern. Aber nein, richtiges Gefühl leitet den Griechen zur schönsten Darstellung seines Gemäldes. Mit einem hellen Licht, mit einem blendenden Glanz verbinden wir nicht den Begriff der Ruhe und der Stille, sondern der Thätigkeit und des Getümmels; erstere aber will der Grieche andeuten. Er betrachtet den Tod einzig als Hingang zur Ruhe. Des Lebens Sorgen bleiben sogar mit ihrer Erinnerung zurück, indem er vom Lethe trank; er geht in ein Land der süßen Träume, wo er nur des Empfindens bedarf, um selig zu seyn. Sein Zustand ist das Mittel zwischen Träumen und Wachen. Der Aufenthaltsort darf damit nicht im Kontrast stehn, und muß zur stillen ernsten Ruhe einladen, muß sanfte Empfindungen wecken und unterhalten. Weder Finsterniß noch helles Licht würde hier also richtig angebracht seyn; eine sanfte Dämmerung wählt der Grieche, und Ihr Gefühl, meine Freundinn, so richtig gestimmt, wird Sie unstreitig zum Beyfall auffordern. Rufen Sie sich nur selbst die Empfindungen zurück, die eine helle Sommernacht gewiß oft in Ihnen geweckt hat, und Sie werden gestehn, daß der Grieche nicht minder gefühlvoll zu seinem Gemälde die natürlichsten Farben entlehnte, und die wahre

Digitized by Google

Natur so vortheilhaft als möglich benutzte. Hier schweift seine Fantasie nicht aus, wo der Gegenstand so wichtig ist, wo es auf Bestimmung seines künftigen Glücks ankommt, des Lebens seligste, stillste Augenblicke, Scenen der Natur, so einladend für das Herz, hebt er uns zu einem Bilde seines künftigen Friedens. Lassen Sie das Reizende und Erquickende einer schönen Sommernacht uns noch einmal vergegenwärtigen, und das Wandeln in Elysium wird uns so bezaubernd dünken, daß wir auch unsern Himmel mit diesem Gemälde gern noch ausschmücken würden.

Wenn längst der Tag sich neigte, Sie seine Last bis an den kommenden Morgen niedergelegt haben, — wenn das Menschengewühl verstummt, dann hinaus in die freye Natur, und untersuchen Sie Ihre Empfindungen, ob sie nicht zu den lautersten gehören? Nächtliche, feyerliche Stille finden Sie um sich her, kein bebendes, sinkendes Blatt unterbricht sie; unter dem Schatten der Bäume bleibt nur noch Dämmerung beym Vollmond. Die Natur scheint zu ruhn und ihrer Bewegung zu vergessen, alles, einen ewigen Frieden geschlossen zu haben; Ihr Geist neigt sich willig hin zu diesem Bunde; Stürme legen sich im Herzen; Ihr Blut wallt sanfter; Sie vergessen auf eine Zeit lang die Sorgen des Lebens, athmen freyer, und fühlen, wenn Sie bey ernsten Betrachtungen verweilen, sich hinweg gehoben über Tod und Grab.

Doch ich breche hier ab: Sie sind zu vertraut mit der schönen Natur und mit der Gewalt ihrer Reize über fühlende Herzen, als daß Sie nicht alles, was ich darüber sagen könnte, matt finden sollten. Ich wiederhole nur noch einmal, daß der Grieche gerade in solchen Stunden, bei den nemlichen Scenen Seligkeit ahndete, wo wir sie zuversichtlicher, als je im Gewühl der Menschen hoffen, wo unser Geist sich so ungestört aufschwingt,

Digitized by Google

die Stätte seines Glücks zu suchen. Sie sehen jetzt, daß jenes Elysium nichts anders ist, als diese feyerliche, ernste Nacht, durch das geräuschlose Wandeln der Geister noch mehr erhöht, und daß der Grieche den Begriff des Seligen aus den reinsten Empfindungen schöpfte, und darnach sein Elysium so gefällig bildete.

Gut habe ich diese nächtliche Stunde verwendet, wenn Sie in dieser Kritik des oft genannten griechischen Werks nur einige Befriedigung finden, und meine Behauptung, daß der Grieche sein Elysium nicht mit zügelloser Fantasie, sondern auf richtige Empfindung baute, gelten lassen. Das Mangelhafte dieser vorliegenden Arbeit läßt uns noch reichhaltigen Stoff zu fernern Unterhaltungen ähnlichen Inhalts übrig, in denen ich noch manches Belehrende von Ihnen zu erwarten habe. — Die Erinnerung seliger Stunden, in der ruhigen Natur, abgezogen von dem Gewirr der Menschen oft mit Ihnen durchlebt, hat großen Antheil am Entstehn dieser Arbeit, die ich Ihnen als ein schwaches Opfer der wahrsten Freundschaft übergebe.

Bodenburg.

Digitized by Google

VII.

An die Freude.

Kind des Himmels, Freude! komm,
Komm herab aus deinem Himmel;
Komm herab, wie Engel fromm,
Komm herab ins Erdgetümmel!

Ach! seit du geflohen bist,
Ist die Erde voll von Buben,
Voll von List und Hinterlist,
Voll von Mord und Mördergruben!

Kind des Himmels, Freude! komm,
Komm herab aus deinem Himmel,
Komm herab, wie Engel fromm,
Komm herab, ins Erdgetümmel!

Augen, wie des Tygers drohn, —
Tyger wäre wem nicht graute, —
Zu vernichten jeden Thron,
Den Gesetz und Ordnung baute

Digitized by Google

Kind des Himmels! Freude, komm,
Komm herab aus deinem Himmel;
Komm herab, wie Engel fromm,
Komm herab ins Erdgetümmel!

Komm in jedes Menschenherz!
Augen, wie des Tygers, werden,
Dir verschwinden; Lieb' und Scherz
Dich begleiten, auch auf Erden!

Kind des Himmels, Freude! komm,
Komm herab aus deinem Himmel;
Komm herab, wie Engel fromm,
Komm herab ins Erdgetümmel!

Tausende von uns sind krank,
Krank am Herzen, komm und heile;
Fürsten sollen mit Gesang
Dich empfangen, komm und eile!

Kind des Himmels, Freude, komm!
Komm herab, und mach auf Erden
Alle böse Menschen fromm,
Daß sie wieder glücklich werden!

Gleim.

Digitized by Google

VIII.

Der würdige Erzbischof.

Dü Bois war einer der verworfensten Menschen, so wohl da er nur noch Abbé war, als auch da er die höchsten Würden der Kirche bekleidete. Aus unersättlichem Geiz strebte er stets nach Beförderung. Der Kardinal von Tremouille, Erzbischoff von Cambray, starb den 20. Jan. 1720. und der Abbé dü Bois erhielt um Mitternacht mit andern Depeschen, Nachricht davon. Er las sie im Bett, stand plötzlich auf, und eilte zum Herzog Regenten. Der Herzog war schon zu Bett, und hatte Befehl gegeben, niemand in sein Zimmer zu lassen, außer ein Frauenzimmer, mit der er die Nacht verschwelgen wollte. Der Abbé verlangte ihn zu sprechen, aber der Kammerdiener sagte ihm das Verbot und die Ursach. Der Minister bestand darauf vorgelassen zu werden, behauptete, daß sich der Befehl nicht auf ihn erstrecke, und drängte sich zur Thür um sie zu öfnen. Der Kammerdiener faßte ihn beym Kragen, um ihn daran zu verhindern, und zerkratzte ihn an vielen Stellen. Aber alles war vergebens; er behauptete seinen Platz und drängte sich ins Zimmer des Regenten. Sobald er vor seinem Bette stand, machte er ihm die Vakanz des Erzbisthums von Cambray bekannt, und äußerte sein Verlangen zu dieser Würde erhoben zu werden. Der Herzog Regent erwiederte: „Bist du toll? Du Erzbischof? Wer würde „wohl einen solchen Schurken, wie dich, zum Erzbischoff machen? — „Ihr Großalmosenier, Monseigneur!“ — „Gut, erwiederte

Digitized by Google

„der Herzog, aber die ganze Welt wird mich tadeln.“ — „Beunruhigen Sie sich darüber nicht, antwortete der Abbe. Mir „fällt aber ein Gedanke ein. Schreiben Sie an Detouches, daß „der König von England einen Brief an Ihre Hoheit sende, wor„in er das Erzbisthum für mich verlangt, in Betracht der vielen „Dienste die ich ihm bey der Tripleallianz geleistet habe. Dann „werden Sie von allem Tadel unter dem Vorwande frey seyn, „daß Sie Seiner Großbrittannischen Majestät dieß Ansuchen nicht „hätten abschlagen wollen.“ — Der Herzog willigte ein, und versprach ihn zum Erzbischoff zu ernennen. Er schrieb an Detouches, legte eine Abschrift des Briefs für den König von England bey, und dieser mußte die Sache durch den Minister Stanhope betreiben. Stanhope verwandte sich eifrig für die Sache, der König unterzeichnete ihn und der Regent las ihn öffentlich bey Hofe vor. *)

Der Regent hatte aus dem Abbe du Bois niemals viel gemacht, und er schätzte ihn auch als Erzbischoff nicht viel höher. Als er ihn eines Tages aufbrachte, so gerieth er so heftig in Zorn, daß er ihm einen derben Tritt gab. Du Bois stellte ihm, indem er sich dicht an die Wand drängte, vor, daß er Priester und Erzbischoff sey, und daß er folglich nicht so entehrend behandelt werden müßte. Nach diesen Worten verdoppelte der Herzog seine Stöße und sagte dabey: „Dieß ist für den Priester und dieß für den Erzbischof.“ —

Kramer.

*) Wider so gewählte Bischöfe hat der heilige Stul nie protestirt. d. H.

Anzeige neuer Bücher.

Geſchichte der Reiſen, die ſeit Cook an der Nordweſt- und Nordoſt-Küſte von Amerika, und in dem nördlichſten Amerika ſelbſt von Meares Dixon, Portlock, Core, Long u. a. m. unternommen worden ſind. Mit vielen Karten und Kupfern. Aus dem Engliſchen, mit Zuziehung aller anderweitigen Hülfsquellen, ausgearbeitet von Georg Forſter. Erſter Band. Berlin, 1791. (4 Thlr. 12 Gr.) Zweiter Band, welcher die im vorigen Jahre herausgekommene Reiſe um die Welt, und beſonders nach der Nordweſtküſte von Amerika von George Dixon enthält. (3 Thlr. 12 Gr.)

Der unſterbliche Cook hat durch ſeine letzte Reiſe zwar den Anfang gemacht, die Nordweſtküſte von Amerika zu entdecken, aber dieſe Arbeit noch keinesweges vollendet. Liebhabern der Geographie und der Menſchenkunde muß alſo eine Sammlung willkommen ſeyn, die man als eine Fortſetzung von Cooks Reiſen anſehen kann, und die alle bedeutende Nachrichten enthalten wird, welche ſeit dieſem Seefahrer über das nördlichſte Amerika ſchon bekannt gemacht ſind, oder noch künftig herauskommen werden. Die Bearbeitung für unſer Publikum hat ein Mann übernommen, der unſtreitig in ganz Deutſchland am geſchickteſten dazu iſt, und durch gegenwärtigen erſten Band neue Beweiſe von ſeinem philoſophiſchen Geiſte und ſeinen weit umfaſſenden Kenntniſſen giebt. Die vorangeſchickte, 16 Bogen lange Einleitung des Herausgebers enthält 1) Chronologiſche Nachricht von den Entdeckungen an der Nordweſtküſte von Amerika, worin beſonders der berühmte Brief über eine Entdeckungsreiſe des Admiral de Fonte gründlicher unterſucht wird, als es jemals vorher geſchehen iſt, und worin auch von den neueſten, noch nicht gedruckten Reiſen nach jener Gegend viele noch ganz unbekannte, größtentheils in England ſelbſt geſammelte Nachrichten gegeben werden. 2) Störung des (an der Nordweſtküſte von Amerika errichteten) Pelzhandels durch die Gewaltthätigkeit der Spanier, und Verlauf der letzten Streitigkeit zwiſchen den Höfen von London und Madrid. Man findet hierin die befriedigendſten Aufſchlüſſe über das, auf den erſten Anſchein nicht leicht zu erklärende Verfahren beider Höfe, mit ſehr freimüthigen Beurtheilungen.

3) Wichtigkeit des Nordamerikanischen Pelzhandels mit Einsicht auf die geographische Lage der nördlichsten Theile von jenem festen Lande; und zum Schluß der Einleitung endlich: Angaben, nach welchen die beigefügten zwei Karten entworfen worden sind. Beide sind in großem Format von Herrn G. Forster selbst gezeichnet und von Hrn. Jäck in Berlin sehr schön gestochen. Die eine stellt das ganze nördliche Amerika von 40° der Breite an vor, und dient zur Beurtheilung der Wahrscheinlichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt. Die andere enthält die neuen Entdeckungen vom 45° bis 58° N. Br. und zeigt den so lange abgeleugneten und nun doch vorhandenen großen nordischen Archipelagus. — Meares und Douglas Reisen, welche hierauf folgen sind itzt, da der Herr Hofr. Forster sie von allem Ueberflüssigen, besonders dem nautischen Detail, gereinigt hat, eine der angenehmsten Lektüren, und ein sehr reicher Beitrag zur Kenntniß der Erde und der Menschheit, und sie waren es werth mit der typographischen Schönheit gedruckt zu werden, mit der sie hier erscheinen. Die beigefügten Kupfer sind schön, mit Geschmack ausgewählt, und machen den Künstlern Ehre.

Der zweite Band ist schon seit einem Jahre in den Händen des Publicums, und ward mit in diese Sammlung gezogen, weil Dixons Reise recht eigentlich in den Plan derselben gehört. Er ist von Herrn J. R. Forster ausgearbeitet, und mit vielen schätzbaren Erläuterungen dieses berühmten Weltumseglers versehen.

Der dritte Band wird, der Vorrede des ersten zufolge, Portlocks Reise, Longs Wanderungen durch Nord-Amerika und Cox Reise nach Unalaschka enthalten und mit einer neuen Karte von Hrn. Geh. Sekr. Sotzmann begleitet seyn.

Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen, aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Mit Kupfern und Landkarten. Herausgegeben von J. R. Forster. Fünfter Band. Berlin, 1791. (1 Thlr. 20 Gr.)

Dieser fünfte Band einer mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Sammlung zeichnet sich durch reichen Inhalt ganz vorzüglich aus. Man findet darin 1) John White Reise nach Neu-Südwallis oder der Botany-Bay. Das Original, welches viele unnütze und geringfügige Sachen enthält, ist hier zum Besten der Leser verkürzt, doch ohne daß dadurch irgend etwas Belehrendes oder Unterhaltendes verloren gegangen ist. Zugleich sind die zur Naturgeschichte gehörigen Sachen besser geordnet. Zu dieser Reise gehören vier mit Einsicht gewählte Kupfer. 2) William Bligh's Bericht von dem Aufruhr an Bord des Schiffes Bounty, und von seiner hierauf folgenden Reise von Tofoa, einer der Freundschaftlichen Inseln, nach Timor in Ostindien. Herr Bligh legte eine Fahrt von 1200 Seemeilen (900 Deutschen) in einem offnen Boote und mit

Digitized by Google

einem äußerst geringen Vorrathe von Lebensmitteln zurück, und entdeckte auf dieser in der That wunderähnlichen Fahrt, deren einfache und rührende Beschreibung niemand ohne die größte Theilnahme lesen kann, verschiedene neue Inseln. Sowohl diese, als ein Theil der Küste von Neu-Holland, sind auf einer von Herrn Sotzmann vortreflich gezeichneten Karte vorgestellt, die das Verdienst hat, daß auf sie die drei Karten des Originals gebracht sind, und daß sie doch vollkommen deutlich bleibt. 3) Unternehmungen der Gesellschaft zur Beförderung der Entdeckungen im Innern von Afrika. Das allerschätzbarste in dem ganzen Bande, da es viele Nachrichten von Ländern enthält, welche bisher gänzlich unbekannt waren. Zwar steht davon auch in den neuen Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, eine gute Uebersetzung; es fehlt ihr aber die ganz unentbehrliche Karte, und deren Erläuterung von dem Major Rennell. In der Sammlung merkwürdiger Reisen in das Innere von Afrika, zweiter Theil, Leipzig 1791 steht ebenfalls eine Uebersetzung, der auch die Karte beigefügt ist; aber sowohl die Uebersetzung als die Karte sind beyde, wie hier in der Vorrede bewiesen wird, mit der größten Sorglosigkeit gemacht. Jene hat die lächerlichsten Fehler, und diese ist mangelhaft; ja man hat nicht einmal den Titel und die Erklärung übersetzt, noch weniger aber die Englische Orthographie in die Deutsche verwandelt, so daß jedem, der nicht das Englische lesen kann, die Karte gar nichts nützt. Desto willkommener muß dem Publikum die hier beigefügte von Herrn Sotzmann gezeichnete, an verschiedenen Stellen bereicherte und (nach Bruce) verbesserte Karte seyn, die eben so schön gestochen als gezeichnet ist. Den Beschluß macht 4) Robert Norris Reise nach dem Hoflager des Königs von Dahomey, Bossa Ahadi, im Jahr 1772. Die dazu gehörige Karte des Originals ist mit auf der großen bei Nro. 3 angebracht.

Um auch denen, welche nicht die ganze Sammlung besitzen, Gelegenheit zu geben, sich diese Karte anschaffen zu können, werden Nro. 3 und 4 dieses Bandes auch einzeln unter folgendem Titel verkauft: Neue Beiträge zur Kenntniß von Afrika: 1) Unternehmungen der Gesellschaft zur Beförderung der Entdeckungen im Innern von Afrika und Robert Norris Reise in das Innere von Guinea. Mit Anmerkungen von J. R. Forster und mit einer neugezeichneten Karte, gr. 8. Berlin, 1791. (1 Thlr.)

Bemerkungen auf einer Reise durch Flandern, Deutschland, Italien und Frankreich, von A. Walker. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von K. P. Moritz. Berlin, 1791. (20 Gr.)

Der Verfasser hat öfters eine naive und drollichte Darstellungsart; und da der Uebersetzer ihm die Geschwätzigkeit, in die er bisweilen fällt, mit Einsicht und Geschmack genommen hat, so wird diese Lektüre nicht nur für jedermann unterhaltend, sondern auch für viele belehrend seyn.

Digitized by Google

Geschichte der Schiffbrüche oder Nachrichten von den merkwürdigsten Schicksalen und Begebenheiten der berühmtesten Seefahrer auf ihren Reisen in verschiedene Weltgegenden. Nach dem Französischen. Erster und zweiter Band. Berlin, 1791. (2 Tlr.)

Der Verfasser des Französischen Originals in drei Bänden, welche hier auf zwei gebracht worden sind, hat mit einem, bei seiner Nation eben nicht gewöhnlichen Fleiße über zwanzig Jahre die Materialien zu seinem Werke zusammengetragen, und dann eins der lesenswerthesten Bücher daraus gemacht, das die mancherlei Gefahren der Seereisen sehr lebhaft und anschaulich darstellt, und auch über die Beschaffenheit mancher wenig bekannten Länder und die Sitten ihrer Bewohner Licht verbreitet. Sehr lobenswerth ist es übrigens, daß der Verfasser alle Nachrichten von Schiffbrüchen ꝛc. ausgeschlossen hat, welche Unwahrscheinlichkeiten, enthalten oder langweilig sind. Die Anzahl der verschiedenen Abschnitte ist zu groß, als daß sie hier einzeln angeführt werden könnten. Doch wollen wir bemerken, daß man im zweiten Bande unter andern auch die wahren Begebenheiten des Alexander Selkirk findet, der unter dem Namen Robinson Crusoë der Held eines bekannten und in mancherlei Gestalten erschienenen Romans geworden ist.

Correspondance de Frédéric II, avant et après son avenement au trône avec Mr. Duhan de Jandun. Berlin, 1791. (8 Groschen.)

Diese Sammlung von Briefen ist besonders in der Rücksicht schätzbar, daß man in ihr die erste Entwickelung von dem Charakter und den Geisteskräften des unsterblichen Königs Friedrichs II recht deutlich sehen kann. Der erste Brief ist ein bloßes sehr naives Billet aus dem Jahre 1727. Sehr anziehend sind die Briefe, die der König als Prinz nach seiner bekannten Flucht an seinen Hofmeister schrieb, der mit in Friedrich Wilhelms I Ungnade gefallen war. Der letzte Brief ist vom Jahr 1746, in welchem Herr Duhan schon starb. Bis ans Ende vermehrt sich die Theilnahme, die man an den korrespondirenden Personen vom Anfang an genommen hat.

Eben diese Correspondenz ist Deutsch unter folgendem Titel herausgekommen: Friedrich's II, Königs von Preußen, Briefwechsel vor und nach seiner Thronbesteigung mit seinem Hofmeister Herrn Duhan de Jandun. 8. Berlin, 1791. (8 Groschen.)

Der Uebersetzer hat mit Lust und Liebe gearbeitet, und mehrere Anmerkungen hinzugefügt, unter denen viele vorzüglich interessant sind. So findet man z. B. in einer das vorhin erwähnte Billet mit diplomatischer Genauigkeit abgedruckt. Die Besitzer von den hinterlassenen Werken Friedrich's II können diesen Briefwechsel als einen Anhang dazu betrachten, und werden ihn ohne Zweifel nicht gern entbehren wollen.

Digitized by Google

W. Beckfords malerische Beschreibung der Insel Jamaika, mit Hinsicht auf die Verbesserung der Lage der Negersklaven. Aus dem Englischen übersetzt. Berlin, 1791. (18 Groschen.)

Die Insel Jamaika ist eine so wichtige Besitzung der Engländer, und überhaupt durch ihre Lage, so wie durch mehrere andere Umstände, so interessant, daß eine ausführliche Beschreibung von ihr dem Liebhaber geographischer und statistischer Kenntnisse nicht anders als sehr willkommen seyn kann. Doch nicht bloß der Liebhaber dieser Fächer, sondern auch der Freund lebhafter Schilderungen von Naturscenen, der Menschen- und der Naturforscher finden hier reichliche Belehrung. Der Uebersetzer hat übrigens sein hin und wieder etwas ermüdendes Original mit Einsicht und Geschmack verkürzt, aber dabei nichts von dem wirklich interessanten verloren gehen lassen, und auf diese Art ein Buch geliefert, das eben so sehr unterhält, als belehrt.

K. L. Freiherrn von Pöllnitz, Kammerherrn Friedrich's II, ꝛc. Memoiren zur Lebens- und Regierungsgeschichte der vier letzten Regenten des Preußischen Staats. Mit einem berichtigenden Anhang. Erster Band. Berlin, 1791. (1 Thlr. 8 Gr.)

Man kennt des Verfassers angenehme Art zu erzählen aus verschiedenen Schriften, die noch jetzt mit Vergnügen gelesen werden. Schätzbarer als sie alle, sind die gegenwärtigen Memoiren, die lange Zeit nur in wenigen Abschriften existirten. Bekanntlich starb der Verfasser 1775, und vermuthlich wagte er es nicht, seine Schrift bei den Lebzeiten Friedrich's II drucken zu lassen. Sie enthält eine Geschichte des Hauses Brandenburg von Georg Wilhelm an. Vorzüglich spricht der Verfasser von dem häuslichen Leben der Regenten und von den Personen, die zunächst um sie waren. Daher findet man hier viele, zum Theil sehr drollichte Anekdoten von den berühmtesten Hofleuten beyderley Geschlechts, die der Verfasser, da er schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts zehn oder zwölf Jahr alt war, und bald nachher öfters an den Hof kam, alle persönlich kannte. Der Uebersetzer, Herr Prof. Brunn, verspricht in der Vorrede bei dem zweiten und letzten Bande, der, weil er näher an unsre Zeiten gränzt, noch mehr Interesse haben muß, einen Anhang, worin einige Irrthümer, die der Verfasser in der allgemeinen Geschichte begangen hat, berichtigt werden sollen.

William Smellie's Philosophie der Naturgeschichte. Aus dem Englischen übersetzt, mit Zusätzen des Herrn Rektor Lichtensteins, herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von E. A. W. Zimmermann, Hofrath und Professor in Braunschweig. Erster Theil. Berlin, 1791. gr. 8. (1 Thlr.)

Dieses Werk von großem Interesse, sagt der Recensent des Originals in der Jenaischen allgemeinen Litteratur Zeitung,

Digitized by Google

gehört gewiß unter die vorzüglichsten Schriften über die Naturgeschichte, obgleich der Verfasser sich größtentheils auf das Thierreich eingeschränkt hat. Die darin vorkommenden Fehler und Lücken haben die Herren Z. und L. mit vielem Fleiße in ihren schätzbaren und ausführlichen Anmerkungen verbessert und ausgefüllt, und so fehlt es nun sowohl den eigentlichen Naturforschern, als den Liebhabern der Natur, nicht länger an einem Buche, in welchem jene vorzüglich die animalische Oekonomie übersehen, diese aber, weil es populär und angenehm geschrieben ist, sich auf die leichteste und unterhaltendste Art über das Wichtigste einer Wissenschaft unterrichten können, die für alle gesittete Stände keiner Empfehlung bedarf. — Der zweite und letzte Theil wird, der Vorrede zufolge, auf Michaelis herauskommen.

Ueber Staatskunst und Gesetzgebung. Zur Beantwortung der Frage: Wie kann man gewaltsamen Revolutionen am besten vorbeugen, oder sie, wenn sie da sind, am sichersten heilen. gr. 8. Berlin, 1791. (16 Groschen; auf geglättetem Velin- und feinem holländischen Papier 1 Thl. 12 Gr.)

Eine Untersuchung dieser Frage konnte wohl zu keiner gelegenern Zeit angestellt werden, als eben itzt, da sich in mehrerern Europäischen Ländern Gährungen zeigen; und der Verfasser, ein ächter Schüler von Kant, hat es mit einem Scharfsinn und einer Gründlichkeit gethan, die nichts zu wünschen übrig lassen. Die eingestreueten Betrachtungen über neuere Zeitumstände machen die Lectüre noch anziehender, und es bedarf also bei einem solchen Buche keiner weitern Empfehlung.

Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamtes und deren Beförderung. Dritte (viel vermehrte) Auflage. Berlin, 1791. gr. 8. (1 Thl. 6 Gr. auf geglättetem Velin- und feinem holländischen Papier 2 Thlr. 8 Gr.)

Das Publikum hat dieses Werk schon in den früheren Auflagen als ein Meisterstück aufgenommen und ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es vorzüglich mit dazu beigetragen habe, vernünftigere und reinere Begriffe über das Predigtamt und über die Religion selbst zu verbreiten. Hier erscheint nun dieses Buch noch einmal fast gänzlich umgearbeitet und mit sehr beträchtlichen Zusätzen vermehrt, und es gehört jetzt zu den vollendetsten Werken unsrer Litteratur. Den Besitzern der früheren Auflagen muß es interessant seyn, sie in Ansehung der Veränderungen und Verbesserungen mit der neuen zu vergleichen; und wer das Buch noch gar nicht kennt, kann hier eben so gründliche, als vortreflich gesagte Gedanken erwarten. In den zahlreichen Zusätzen des würdigen Verfassers ist übrigens noch eben der Geist sichtbar, der ihn so lange zu einem der nützlichsten Lehrer des Menschengeschlechtes gemacht hat.

Digitized by Google

Marcus Herz (Hofraths und Professors) Versuch über den Schwindel. Neue (viel verbesserte und vermehrte) Auflage. Berlin, 1791. gr. 8. (Preis 1 Thlr. 4 Gr.; auf geglättetem Velin- und feinem holländischen Papier 2 Thlr. 4 Gr.)

Schon in der ersten Ausgabe gestand man diesem Werke allgemein zu daß es ein sehr schätzbarer Beitrag zur Psychologie, und zugleich unter allen vorhandenen Schriften über die auf dem Titel genannte gefährliche Krankheit die gründlichste und befriedigendste sey. Doch in dieser neuen Auflage hat der Verfasser nicht nur den Vortrag sehr stark verbessert, sondern auch die wichtigsten Zusätze gemacht, besonders was die Kur des Schwindels betrift, so daß diese Schrift nun nicht bloß in der Bibliothek jedes Liebhabers der Philosophie, sondern auch jedes Arztes, der sich über das Gemeine erheben will, eine vorzügliche Stelle verdient.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ankündigung,

die Fortsetzung der Uebersetzung des Werks de la Monarchie prussienne sous Frédéric le Grand betreffend.

Sonderbare Schicksale hat dieses Werk in Deutschland gehabt. Sobald es erschien, erhob sich ein großer Minister in einer großen Akademie laut dagegen, und einige kleine Kläffer schrieen ihm nach; es tauge nichts. Den versprochenen Beweis davon blieben sie aber alle schuldig; denn ein einziger Fehler, den sie angaben, macht wahrlich ein Werk von vier Quartanten noch lange nicht zu einem schlechten Buche. Nur ein einziges gelehrtes Blatt wagte es, dasselbe dem Publikum bey uns bekannt zu machen, und in unsern Uebersetzungsgierigen Zeiten unterstand sich niemand es deutsch zu liefern. Endlich kündigte jemand eine Uebersetzung davon an, die eine Art von Auszug werden, und im Löwischen Verlage in Breslau herauskommen sollte. In Frankreich ist das Werk dem Grafen von Mirabeau ab; und dem Herrn Prof. Merian zugesprochen worden, und diese Legende hat ein Deutscher Sammler der Mirabeauschen Anekdoten treulich zu uns herüber gebracht. Ich kann mir vorstellen, wie sehr der Herr Prof. Merian sich muß über diese Beschuldigung gewundert haben. Im muß es aber doch auch zu meinen ganz besondern Schicksalen rechnen, daß das von ihm und nicht von mir gesagt worden ist. Der Graf hat mich doch ganz ausdrücklich und auf eine sehr ehrenvolle Art als seinen Mitarbeiter dabey in der Vorrede genannt. Diesen Umstand

Digitized by Google

hat der Uebersetzer des ersten Theils nicht für gut befunden mit einem Worte zu erwähnen. Ich aber führe ihn bloß darum an, um dem Publikum die Gründe begreiflich zu machen, weßhalb ich die Fortsetzung seiner Arbeit nach einem ganz andern Plane übernommen habe. Wie viel Antheil ein jeder von uns, der Graf und ich, an diesem Werke gehabt haben, kann hier nicht auseinander gesetzt werden. Allein so viel wird das Publikum leicht einsehen, daß, indem mir der Anblick der ersten Bogen dieser Uebersetzung sogleich bewies, dieses Werk sollte, oder würde ihm wenigstens ganz verstümmelt in die Hände geliefert werden, der Antheil, den ich daran hatte, immer viel zu groß war, als daß ich nicht alles mögliche hätte anwenden sollen, um den fernern Fortgang dieser Arbeit zu verhindern. Dieß ist mir auch gelungen. Ich bin mit Herrn Löwe einig geworden, daß ich die fernere Bearbeitung dieses Werks übernehmen würde, und nun will ich dem Publikum Rechenschaft von der Art geben, wie ich dabey verfahren werde. Geschehn ist geschehn; und der erste Theil bleibt wie er ist. Wenn ich die Arbeit beendiget habe, so will ich sehn wie ich es anfange, daß daraus ein zu den übrigen passender Theil des Ganzen erwachse. In soweit bleibe ich dem alten Plane getreu, daß meine dem Werke angehängte Taktik mit allen Figuren weggelassen wird. Herr Lieutenant von Malherbe hat sie übersetzt, mir zur Durchsicht überschickt, und so wird sie im Erbsteinischen Verlage zu Meißen nächstens erscheinen. Wer also das Werk komplet zu haben wünscht, kann diese Uebersetzung dazu kaufen. Die nichts bedeutenden Französischen Landcharten, deren Stelle die gewöhnlichsten Homannischen ersetzen können, lasse ich auch weg. Außerdem wird aber das ganze Werk von mir übersetzt werden.

Digitized by Google

Es hatte mir indeß der selige Graf aufgetragen, alle in der Zeit herausgekommenen Schriften, die das Werk de la Monarchie Prussienne interessiren könnten zu nutzen; alle Kritiken zu beobachten; alle mir nöthig scheinende Zusätze und Erläuterungen zu verfertigen und wo nöthig einzuschalten; alle in den Tabellen und sonst wo eingeschlichene Fehler zu verbessern, damit er im Stande wäre, eine zweyte vollkommnere Auflage davon herauszugeben. Dieß habe ich gethan, und diese Materialien werde ich bey dieser Arbeit gebrauchen, indem ich sie theils als Zusätze zum Hauptwerk liefern, theils wo es nöthig ist, in den Text selbst einschalten werde, nach Maßgabe dessen, wozu mich der Antheil, den ich an dem Werke habe, und die gänzliche Vollmacht des seligen Grafen deßhalb berechtigen. Ich schmeichle mir, daß das Werk dadurch gar sehr gewinnen werde, und der Graf war davon selbst überzeugt, denn sonst würde er mir den Auftrag nicht gegeben haben. Man besorge nur nicht, daß es dadurch zu sehr anschwellen wird. Die Weitläuftigkeit des Werks kann bloß ein Vorwand gewesen seyn, um es nach Gefallen abkürzen zu können. Denn es ist nicht so lang als das Raynalsche über beyde Indien, und für Deutsche doch gewiß auf alle Fälle wichtiger. Da nun von Raynals Buche zwey Uebersetzungen in Deutschland Statt gefunden haben, so sehe ich nicht ab, warum nicht eine einzige von dem gegenwärtigen veranstaltet werden könnte. Daß ich mich bemühen werde, die meinige so gut zu machen, als ich es nur immer vermag, dafür bürget dem Leser der Antheil den ich an dem Werke selbst habe. Uebrigens wird alle Messen ein Band dieser Uebersetzung erscheinen bis zur Beendigung des Werks. Die dazu gehörigen Tabellen werden zwar gleich mitgetheilt werden; man wird aber besser thun, sie nicht gleich mit binden zu lassen, sondern sie am Ende in einen

Digitized by Google

Band zu vereinigen, den man beym Lesen des Buchs bey jedem Bande immer bey der Hand wird haben können, so wie es bey der Französischen Ausgabe in Oktav veranstaltet worden ist.

Braunschweig, im August 1791.

Mauvillon.

Die äußere Einrichtung des Formats, Papiers, und der Lettern bleibt so wie bey dem ersten Theile, und ich werde für guten und korrekten Druck ferner aufs möglichste bedacht seyn.

Breslau im August 1791.

Löwe.

Digitized by Google

Deutsche Monatsschrift.

1791. Oktober.

Berlin,

bey Friedrich Vieweg, dem älteren.

Inhalt.

I. Sinngedichte; von Herrn Geheimen Rath von Göthe. Seite 89.

II. Kurze Geschichte des protestantischen Gottesdienstes in Halberstadt; von Hrn. Consistorialrath Streithorst. 96.

III. Die Zegri's; eine Spanische Novelle. 133.

IV. Kabbalistische Fragmente. 146.

V. Die vertheidigte Legalität der Brieferbrechung und Unterschlagung. 185.

Digitized by Google

Mit dem ersten Tage jeden Monats ist diese Zeitschrift in den mehresten Buchhandlungen Deutschlands, und da wo es deren keine gibt, in den Post-Aemtern eines jeden Orts, das Stück für 8 gr. zu haben. Letztere belieben sich an das hiesige Königliche Hof-Post-Amt zu adressiren.

Der Verleger.

Bekanntmachung
einer sehr gemeinnützigen Sache.

Der Herr Feldprediger Junker in Magdeburg hat sich das große Verdienst um die Schulen, um die Privat-Erziehung und um jeden Liebhaber der Naturgeschichte erworben, dem Sonnen-Mikroscop eine solche Einrichtung zu geben, daß nicht nur jeder leicht damit umgehn, sondern es auch zu einem mehr denn zehnmal geringeren Preise, als der bisher gewöhnliche war, bekommen kann. Er erbietet sich nämlich, ein solches Instrument, mit dem dazu gehörigen Apparat, welches völlig eben das, was ein Englisches zu 50 bis 100 Rthlr. leistete, zu folgenden ganz ungewöhnlichen Preisen verfertigen und versenden zu lassen:

Für die Schulen und Erziehungsanstalten zu 1 Ld'or.
Für andere Liebhaber zu 6 Rthlr. in Golde.

Daß dieser Preis keinen merkantilischen Vortheil abwerfen könne, sondern nur die baaren Auslagen des Herrn Unternehmers vergüte, davon wird jeder, der das Instrument sieht, sich leicht selbst überzeugen. Man erhält dafür in einem rothgebeitzten Kasten, mit allem dazu gehörigen Apparat und einer deutlich gedruckten Anweisung, wie man damit zu verfahren hat, ein Sonnen-Mikroscop mit zwey Vergrößerungslinsen, die zugleich, mit der dazu gehörigen Vorrichtung, unabhängig von Sonne und Verfinsterung des Zimmers, auch als simples Mikroscop gebraucht werden können; und wovon die eine alsdann über 4000, die andere über 32,000 mal vergrößert. Wer noch eine dritte Linse, die gegen zwey Millionen mal vergrößert, mit zu erhalten wünscht, der bezahlt für Alles 7 Rthl. in Golde.

Eine umständlichere Beschreibung des Ganzen wird man im nächsten Oktoberstück des Braunschweigischen Journals lesen. Da der Hr. Feldprediaer Junker sich mit dem Debit und der Versendung selbst nicht befassen kann; so habe ich dieses Geschäft in seinem Namen der Braunschweigischen Schulbuchhandlung übertragen, die durch die Verbreitung eines so gemeinnützigen Werkzeuges sich ein Verdienst um die Schulen, um die Erziehung überhaupt, und um die Beförderung einer bessern Kenntniß der Natur in allen Ständen zu erwarten hofft. Eltern und Erzieher pflegen

Digitized by Google

oft um solche Weihnachtsgeschenke für ihre Kinder verlegen zu seyn, welche ihnen Nutzen und Vergnügen zugleich schaffen können. Hier wird ihnen etwas sehr Nützliches und sehr Ergötzendes zugleich angeboten. Wer den oben angegebenen Preis, nebst 4 Gr. für Emballage, an die besagte Schulbuchhandlung franco einsenden wird, dem wird das Instrument, mit Zubehör spätestens in 4 Wochen wohlverwahrt zugesandt werden.

Ein Probestück kann man zu Hamburg in der Heroldschen, zu Hannover in der Helwingschen, zu Frankfurt am Mayn in der Fleischerschen Kunst- und Buchhandlung, zu Leipzig in der Fleischerschen Buchhandlung, und zu Braunschweig in der Schulbuchhandlung, in Augenschein nehmen.

Ich habe geglaubt, diese Bekanntmachung dem allgemeinen Besten schuldig zu seyn.

Campe.

Auch in meiner Buchhandlung ist ein solches Probestück zu sehen.

Fr. Vieweg der ältere.

Nachricht.

Die gute Aufnahme, welche auch die noch unvollendete Ausgabe der Schriften von Salomon Geßner, in gr. 4. Zürich 1777 und 78 bey dem geschmackvollern Publikum gefunden hat, ergiebt sich schon aus dem bisherigen Abgang der beiden ersten Bände, da nur noch eine geringe Anzahl derselben sowohl in deutscher als französischer Sprache, im Verlag der Geßnerschen Familie zurück geblieben sind. Dem ungeachtet aber ist diese seltene Ausgabe doch nicht so allgemein ausgebreitet, daß sich nicht hoffen ließe, es würden sich auch noch zu den wenigen übrigen Exemplaren Liebhaber finden. Letztern zu lieb machen wir also den Inhalt und die besondern Vorzüge solcher Ausgabe vor allen andern noch einmal bekannt. Diese zwey Bände enthalten nämlich nur die sämmtlichen Idyllen von Geßner, in der deutschen Ausgabe; bey der französischen hingegen sind noch einige Erzählungen von Diderot hinzugekommen; dazu hat aber der Verfasser 20 Kupfer nach seiner eigenen Erfindung radirt, als: Band I. Lycus und Milon; der zerbrochene Krug; Phyllis und Chloe; Menalkas und Aeschines der Jäger; die Erfindung des Saitenspiels und des Gesanges; der Faun; die übelbelohnte Liebe; der Frühling; der erste Schiffer, 1ter und 2ter Gesang. Band II. Daphne und Chloe; Daphne und Mycon; Mycon; Thyrsis; der Blumenstrauß; Menalkas und Alexis; Daphnis und Chloe; Erythia; das hölzerne Bein; Evander und Alcimna — auch zieren den Text gegen 40 Vignetten.

Der Preis für diese beiden Bände ist gegenwärtig, und nachdem der Pränumerationspreis längst vorbey ist, 2½ Louisd'or zu 5 Rthlr.

Digitized by Google

Dabey zeigen wir zugleich denjenigen Freunden, welche von der fr zösischen Ausgabe bisher nur den ersten Band erhalten haben, an, wir ihnen den zweyten Band noch bis Ende dieses Jahres zu 1 Louisd erlassen wollen.

Wäre freylich der Verfasser länger am Leben geblieben, so würden zwey übrigen Bände dieser Ausgabe seiner Schriften, mit eben den schmackvollen Verzierungen schon erschienen seyn; denn seit dem Schl seiner poetischen Laufbahn, und besonders in seinen letzten Lebensjahr beschäftigte er sich ganz mit der Kunst, und so skizzirte er unter vielen dern Arbeiten auch einige Entwürfe zu dieser Fortsetzung, welche sich auch in seiner ziemlich ansehnlichen Sammlung von Handzeichnungen find Sollte sich aber ein geschickter Künstler zeigen, der in Geßners Manier Glück nacharbeiten kann; so versprechen wir jetzt im voraus den Fremd welche die ersten zwey Bände auf eine so schmeichelhafte Art durch Prä meration begünstigt haben, daß wir ihnen auch noch den dritten und vier Band dazu liefern werden.

Von seinen übrigen Kunstsachen ist aber nichts mehr für das al meine Publikum vorräthig, als nur noch einige wenige Exemplare sei radirten Landschaften, historischen und mythologischen Stücken, in 3 hier, jedes von 10 Folio-Blätter, welche jetzt für 8 Rthlr. verkauft werd wie auch die Sammlung sämmtlicher im helvetischen Almanach von 1780 1788 erschienenen Schweizerprospekten in 52 Blätter zu 5 Rthlr.

Liebhaber können sich deswegen an uns selbst, oder an die Orellsche Buchhandlung in Leipzig, oder an den Verleger der Deutschen Monatsschrift in Berlin, wenden.

Michaelis-Messe 1791.

Geßnersche Buchhandlung
in Zürich.

Nachricht.

Der erste Jahrgang des Journals der Physik, herausgegeben von Herrn Prof. D. Friedr. Alb. C. Gren von 12 Stücken nähert sich seinem Ende, und alle bis jetzt erschienene critische Recensionen haben einmüthig die Wichtigkeit dieses Instituts und den Reichthum der eigenthümlichen und in Auszügen gelieferten Abhandlungen bestätigt. Ununterbrochen wird es auch das folgende Jahr fortgesetzt. Liebhaber, welche auf den künftigen Jahrgang abonniren wollen, werden deshalb ersucht, ihre Nahmen an den Herausgeber oder Verleger einzusenden, da die Liste der Beförderer des Werks wieder vorgedruckt werden soll. Die Pränumeration beträgt 5 Rthl. in Golde für den ganzen Jahrgang von 12 Heften oder 4 Bänden.

Joh. Ambr. Barth, Buchhändler
in Leipzig.

Digitized by Google

Deutsche Monatsschrift.

1791. Oktober.

I.

Sinngedichte.

95.

Ihr erstaunt, und zeigt mir das Meer, es scheinet zu brennen.
Wie bewegt sich die Fluth leuchtend ums nächtliche Schiff!
Mich verwundert es nicht, dieß Meer gebahr Aphroditen,
Und entsprang nicht aus ihr uns eine Flamme? der Sohn!

Digitized by Google

85

Liebe flößest du ein und Begier, ich fühl es und brenne,
Liebenswürdige, nun flöße Vertrauen mir ein.

89.

Daß ich schweige verdrießt dich. Was soll ich reden? Du merkest
Auf der Seufzer, des Blicks leise Beredsamkeit nicht.
Eine Göttinn vermag der Lippe Siegel zu lösen,
Nur Aurora, die uns traulich umschlungene weckt;
Ja dann töne mein Hymnus den frühen Göttern entgegen
Wie das memnonische Bild lieblich Geheimnisse sang.

Digitized by Google

83

Willst du die Freuden der Liebe rein ohne Reue genießen,
O! so laß Frechheit und Ernst fern vom Busen dir seyn.
Jene will Amorn verjagen und dieser denkt ihn zu fesseln,
Siehe, da lispelt der Gott beyden das Gegentheil zu.

94

In der Dämmrung des Morgens den höchsten Gipfel erklimmen,
Frühe den Boten des Tags grüßen, dich freundlichen Stern,
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürstinn erwarten,
Wonne des Jünglings! wie oft locktest du Nachts mich hervor.
Nun erscheint ihr mir Boten des Morgens ihr himmlischen Augen
Meiner Geliebten, und stets kommt mir die Sonne zu früh.

Digitized by Google

84

Göttlicher Morpheus, umsonst bewegst du die lieblichen Mohne,
Dieses Auge bleibt wach, schließt es nur Amor nicht zu.

Engel

Ach! sie neiget das Haupt die holde Knospe, wer gießet
Eilig erquickendes Naß neben die Wurzel ihr hin?
Daß sie froh sich entfalte, die schönen Stunden der Blüte
Nicht zu frühe vergehn, endlich auch reife die Furcht.
Aber auch mir — mir sinket das Haupt von Sorgen und Mühe.
Liebes Mädchen! Ein Glas schäumenden Weines herbey.

Digitized by Google

86

Ja ich kenne dich, Amor, so gut als einer! da bringst du
Deine Fackel, und sie leuchtet im Dunkeln uns vor.
Aber bald führest du uns verworrene Pfade, wir brauchten
Deine Fackel erst recht, ach! und verschwunden ist sie.

87

Fürsten prägen so oft auf kaum versilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild, lange betrügt sich das Volk.
Schwärmer prägen den Stempel des Geistes auf Unsinn und Lügen,
Wer den Probierstein nicht hat nimmt sie für redliches Gold.

Digitized by Google

50

Alle Freyheitsapostel, sie waren mir immer zuwider
Denn es suchte doch nur ein jeder die Willkür für sich.
Willst du viele befreyn, so wag es vielen zu dienen,
Wie beschwerlich das sey, willst du es wissen, versuchs.

57

Jene Menschen sind toll! So sagt ihr von heftigen Sprechern
Die wir in Frankreich so laut hören auf Straßen und Plätzen.
Auch mir scheinen sie toll, doch redet ein Toller in Freyheit
Weise Sprüche, wenn, ach! Weisheit im Sclaven verstummt.

Digitized by Google

96

Glänzen sah ich das Meer und blinken die liebliche Welle
Frisch, mit günstigem Wind gegen die Segel dahin.
Keine Sehnsucht fühlte mein Herz, es wendet mein Auge
Nach dem Schnee des Gebirgs rückwärts den schmachtenden Blick.
Welche Schätze liegen mir südwärts! Doch einer im Norden
Zieht, ein starker Magnet, unwiderstehlich zurück.

Göthe.

Digitized by Google

II.

Kurze Geschichte des protestantischen Gottesdienstes in der Domkirche zu Halberstadt.

Bey Gelegenheit der zweyten Sekularfeyer desselben, am 21sten September 1791.

Einleitung.

Die Sittenlehrer geben Leuten, die ihr Gutes nicht zu erkennen und zu schätzen wissen, den Rath, sich an die Stelle derer zu setzen, die von dem Guten, das ihnen zu Theil geworden ist, vieles entbehren müssen. Ein sehr zweckmäßiger und heilsamer Rath. Wer weiß es nicht aus eigener Erfahrung, daß wir viele Dinge mit ganz andern Augen ansehn, und daß uns ihr Werth viel einleuchtender wird, wenn wir in Gefahr sind, sie zu verlieren, oder wenn wir sie auf eine Zeitlang entbehren müssen? Eine ähnliche und gleiche Wirkung hat es, wenn wir uns einen Zustand lebhaft vorstellen, wo uns viel von dem entrissen wäre, das wir jetzt ruhig besitzen. Wir lernen unser Glück besser kennen und schätzen, als wenn wir unser Gutes gedankenlos

Digitized by Google

genießen, desselben gewohnt und gleichgültig dagegen werden. Nur ist es so leicht nicht, diesen Rath zu befolgen, denn nicht jeder ist geübt genug, sich ohne alle äußerliche Veranlassung einen Zustand lebhaft zu denken, der seinem gegenwärtigen gerade entgegensteht. Indessen können gewisse Vorfälle und Auftritte, die vor unsern Augen oder in unsrer Nähe sich ereignen, ein solches Geschäft sehr erleichtern. Wenn wir zum Exempel in der Hütte des Armen das Elend der bittersten Armuth vereinigt sehn, dann ist es nicht schwer, das Glück des Wohlstandes nach seinem ganzen Werth zu erkennen und zu empfinden. Wenn unserm Freund seine Geliebten plötzlich durch den Tod entrissen werden, dann ist es nicht schwer, das Glück zu schätzen, die Unsrigen gesund und wohl um uns zu sehen. Das Mitgefühl und Mitleid, wobey wir uns, sobald es rege werden wird, in die Lage eines Unglücklichen versetzen, hat für uns selbst die wohlthätige Wirkung, daß es uns so manches nicht genug geschätzte Gut des Lebens ins Licht setzt. In dieser Absicht hat auch die Geschichte einen ganz besondern Nutzen. Sie wird wohlthätig für unser Herz, macht uns mit Gott und unserer Lage zufriedener, macht uns dankbarer und froher, wenn sie uns durch Beschreibung der Vorzeit Veranlassungen giebt, unsere Zeit damit zu vergleichen, woraus sich denn in so vielen Fällen das Resultat von selbst ergiebt, daß wir es in so vieler Absicht besser haben, als diejenigen, die vor uns gelebt haben. Dieser moralische Nutzen der Geschichte findet besonders alsdann Statt, wenn sie uns mit Zeiten bekannt macht, die mit der unsrigen in naher Verbindung stehen, oder wenn ihre Erzählungen den Ort betreffen, wo wir selbst leben, oder wenn sie uns Menschen beschreibt, in deren Stelle wir eingerückt sind. Die vaterländische Geschichte überhaupt und die Geschichte der Provinz und des Orts, wo wir leben,

insonderheit, hat daher natürlicher Weise ein vorzügliches Interesse.

Wir haben das unschätzbare Glück, daß wir die Lehren der heiligen Religion, wozu wir uns bekennen, aus der Quelle selbst schöpfen können, daß wir in Glaubenssachen unabhängig von menschlicher Gewalt sind, daß wir Gott im Geist und in der Wahrheit verehren können, daß unsre gemeinschaftliche Gottesverehrung nicht ein beschwerliches Joch, sondern ein Mittel ist und immer mehr werden kann, unsre Seelen zu erheben, unsre Herzen zu veredeln, und Trost und Beruhigung einzuflößen, und uns mit neuer Kraft für alles Gute zu erwärmen und zu beleben. Man wird des Guten so leicht gewohnt, und eben dadurch gleichgültiger dagegen, als man billig seyn sollte. Hierin ist gewiß eine von den Ursachen zu finden, weswegen viele das Glück, evangelische Christen zu seyn, weniger schätzen. Ist irgend etwas vermögend, manchem die Augen über sein Glück zu öfnen, so ist es eine treue Darstellung derjenigen Zeiten, wo man dieses Glücks entbehren mußte, wo Menschenlehre und Menschengebot an die Stelle der beglückenden Lehre Jesu und ihrer wohlthätigen Anweisungen gesetzt war, wo man die Religion nicht als Bedürfniß des Menschen, sondern als Bedürfniß der Gottheit ansah, und Gottesverehrung für einen eigentlichen Dienst hielt, den man allenfalls, wenn die Menschen sich nicht von selbst dazu verstehen wollten, von ihnen erzwingen müßte. Die Religionsgeschichte hat daher auch in dieser Absicht einen sehr erheblichen Nutzen. Und wenn sie Begebenheiten erzählt, die sich mit unsern Vorfahren, an dem Ort, wo wir leben, und in der Gemeinde, wozu wir gehören, ereignet haben, so kann man um so zuverläßiger die wohlthätige Wirkung davon erwarten, daß sie

Digitized by Google

uns auf vieles Gute aufmerksam machen wird, das wir sonst so leicht übersehen.

Auf diesen Nutzen rechne ich besonders, indem ich die kurze Geschichte des evangelischen Gottesdienstes in der hohen Stiftskirche zu Halberstadt aufsetze, welche gerade jetzt, da ich dieses schreibe, einen Zeitraum von zweyhundert Jahren in sich faßt. Die hier mitzutheilenden Begebenheiten können füglich so geordnet werden, daß ich zuerst zeige, wodurch diese Veränderung des Gottesdienstes vorbereitet und veranlaßt ist; alsdann die Einführung des evangelischen Gottesdienstes selbst, und hierauf die abwechselnden Schicksale, die derselbe erfahren hat, erzähle. Bey Stiftskirchen, wie die unsrige ist, muß man den kanonischen oder Stiftsgottesdienst, der eigentlich nur für Stiftspersonen gehört und von diesen abgewartet wird, von dem wohl unterscheiden, welcher, wie in andern Kirchen, für die eingepfarrte Gemeine gehalten wird. Ich konnte daher auch die kleine Geschichte, die ich jetzt mittheile, nicht Reformationsgeschichte unserer Domkirche, sondern mußte sie Geschichte der Einführung des evangelischen Gottesdienstes in der Domkirche nennen, weil der kanonische oder Stiftsgottesdienst eine Sache für sich ist, und in diese Geschichte nicht gehört.

Ich würde die Erzählung der hieher gehörigen Begebenheiten zu oft unterbrechen, wenn ich immer auf die Quellen zurückweisen sollte. Vorläufig bemerke ich daher, daß ich außer den allgemeinen Geschichtbüchern, welche die kirchlichen Begebenheiten dieser Zeit enthalten, die Halberstädtischen Geschichtschreiber überhaupt, und diejenigen insonderheit, welche die Religionsbegebenheiten erzählen, benutzt habe, so wie mir einige zuverläßige Abschriften archivarischer Urkunden sehr zu Statten gekommen sind. — Die Nothwendigkeit, die allgemeine Geschichte aus

immer mehr berichtigten einzelnen Geschichten zusammenzusetzen, und die Theilnehmung an den Schicksalen unserer Brüder überhaupt, wozu die folgende Erzählung so manche Gelegenheit darbietet, ließen mich übrigens hoffen, daß dieselbe auch unter einem größern Publikum, als das ist, wofür sie unmittelbar bestimmt war, theilnehmende Leser finden würde.

Die Geschichte selbst.

Begebenheiten, wodurch diese Veränderung des Gottesdienstes vorbereitet ist.

I.

Zu den entfernten Begebenheiten, wodurch die Einführung des evangelischen Gottesdienstes in der Domkirche vorbereitet und veranlaßt ist, gehört die frühe Bekanntmachung gereinigter Religionsgrundsätze und die Annahme derselben von einzelnen Personen und ganzen Gemeinen in hiesiger Stadt, die kurze Regierung des Bischoffs Sigismund von Brandenburg, und die Wahl des Herzogs von Braunschweig, Heinrich Julius, zum Bischoff in Halberstadt.

Schon im Jahr 1521 fingen die beyden katholischen Priester Wiesel und Gefferd an, in der hiesigen Martinikirche eine bessre und schriftmäßigere Lehre zu predigen, nachdem ihnen durch Luthers Schriften so manche Irrthümer aufgedeckt waren. Das hiesige Johanniskloster, zu dessen Konvent sie gehörten, verklagte sie beym Domkapitul und sie mußten 1523, auf

Befehl desselben, die Stadt meiden. Johann Wiesel wurde nach Goßlar berufen, und Gefferd wurde vom Rath zu Halberstadt zum Pfarrer in großen Quenstedt bestellt. Als letzterer auch da schriftmäßigere Lehre predigte, nahm ihn der Stiftshauptmann von Werther in Arrest und setzte ihn in den Thurm zu Grüningen, aus welchem er unter der Bedingung entlassen wurde, das Land zu meiden. Er ging nach Helmstädt, in seine Vaterstadt, nährte sich vom Anstreichen der Stüle und Einbinden der Bücher, bis er 1523 einen Ruf nach Goslar erhielt.

2.

Die Wahrheit, wenn sie zumal durch die Umstände Bedürfniß geworden ist, und dem aufrichtigen Wahrheitsforscher überall entgegen kommt und in die Augen leuchtet, wie in jenen Zeiten, wo religiöse Willkür, unerweisliche Kirchengewalt und Mißbräuche aller Art den höchsten Grad erreicht hatten, läßt sich nicht mit Gewalt unterdrücken. Wer Gewalt braucht, wo moralische Mittel angewandt werden müßten, verräth die Schwäche seiner Gründe und vermehrt die Kraft des Gegners.

Leicht ist es freylich, wenn man Gewalt in Händen hat, statt der Gründe Gewalt zu brauchen, denn man kann ohne große Anstrengung Strafbefehle ausfertigen, wenn dagegen Gründe Nachdenken und Ueberlegung erfordern; obs aber selbst klug gehandelt sey, ich will nicht einmal sagen christlich oder menschlich, — denn was Christenthum und unverdorbenes Menschengefühl in solchen Fällen rathen, kommt bey dergleichen Leuten, die mit Gewalt versehen im unstreitigen und alleinigen Besitz der Rechtgläubigkeit zu seyn glauben, nicht in Betrachtung, — das ist eine andere Frage.

Digitized by Google

3.

Vergebens war es, daß man Wieseln und Gefferd das Brod nahm; vergebens, daß man letztern in einen Thurm sperrte und ihn nachher Landes verwies. Ein Mann, der mehr zu verlieren hatte, als beyde, und in weit größerm Ansehn stand, trat an ihre Stelle. Dieß war der Probst im hiesigen Johanniskloster, D. Eberhard Widensee, der nicht nur in den Predigten, die er in hiesiger Martinikirche, in welcher damals der Gottesdienst vom Johanniskloster aus versehen wurde, hielt, sich immer mehr der evangelischen Lehre näherte, sondern auch, gewiß nicht ohne besondre Absicht, eine gelehrte Schule in dem Kloster selbst anlegte und einen sehr gelehrten Mann von Paris, Nahmens Anton Felix, der Gallus genannt wurde, weil er aus Frankreich kam, berief, der besonders die orientalischen Sprachen lehren mußte. Aus allen Klöstern und Kollegiis fanden sich Zuhörer ein. So konnte es nicht fehlen, daß er die gereinigten Grundsätze der Religion in hiesigen Gegenden nicht ungemein hätte verbreiten sollen. Man darf nur den richtigen Verstand der Bibel erleichtern und befördern, und es findet sich mit der Erkenntniß der Wahrheit und mit der Verbesserung der Lehrart von selbst. Sein Kloster war ein Zufluchtsort vieler, die wegen des freymüthigen Bekenntnisses der Wahrheit ins Elend geschickt waren.

4.

Zu gleicher Zeit, im Jahr 1524, kam D. Valentin Musäus, ein Karmelit, nach Halberstadt, und predigte im Neustädter Kloster, jetzt das Elisabeth-Hospital vor dem Wasserthor, eine reinere Religion, und fing an, die herrschenden Irrthümer öffentlich zu widerlegen. Besonders eiferte er wider den Bilderdienst und die Anrufung der Heiligen. Der damalige Bürger-

Digitized by Google

meister, Heinrich Schreiber, trat auf die Seite des Mannes, wie denn auch durch ihn der Domprediger Licentiat Barthold Hammenstedt ermuntert wurde, den Samen einer bessern Lehre in seiner Gemeine auszustreuen. Widensee hielt sich ebenfalls zu dieser Partey. Musäus, der es nicht beym Predigen allein bewenden ließ, sondern auch schriftlich die herrschenden Irrthümer bestritt, wurde zum Administrator des Bisthums Halberstadt, zum Kardinal Albert, nach Halle zur Verantwortung gefordert, wo er aber sich und seine Lehre so gut zu vertheidigen wußte, daß er wieder entlassen wurde. Da der Bürgermeister Schreiber als der Urheber des ganzen Handels angegeben war, so bekam der Richter Thielemann Schulze Befehl, den Bürgermeister Schreiber in Verhaft zu nehmen. Die bessere Lehre hatte schon großen Eingang bey den Einwohnern Halberstadts gefunden. Der Richter suchte sich daher des Schreibers mit Manier zu bemächtigen, um keinen Auflauf zu veranlassen. Schreiber war zugleich Gewandschneider, der Richter kam zu ihm und stellte sich, als wenn er ihm Tuch abkaufen wollte, nahm ihn bey dieser Gelegenheit fest, und winkte die Gerichtsdiener herbey, ihn in Fesseln zu legen. Schreiber schreyt über Gewalt, eine Menge Handwerksleute eilen herbey und setzen ihn in Freyheit, so daß sich der Bürgermeister auf den Martinikirchhof begeben und eine große Menge Volks um sich her versammeln kann. Der Stiftshauptmann von Werther erscheint, und fordert den Bürgermeister auf, sich dem Kardinal auszuliefern. Dieser erwiedert, daß der Stiftshauptmann von ihm einen Handschlag annehmen möchte, zur Versicherung, daß er sich im erforderlichen Fall vor Gericht stellen wolle, oder daß er ihn von dem Rath richten lassen möchte, unter dessen Jurisdiktion er gehöre. Der Stiftshauptmann verließ die Stadt, und

Digitized by Google

blieb bey seiner Forderung. Schreiber, der sich in der Stadt nicht für sicher hielt, und besorgte, daß um seinetwillen ein Aufruhr entstehen möchte, schickte einen Boten an Graf Stolberg von Wernigerode, der ein großer Freund der Kirchenverbesserung war, mit einem Brief, worin er um Erlaubniß bat, sich unter des Grafen Schutz begeben zu dürfen, er selbst folgte gegen Abend dem Boten nach, in Begleitung zweyer angesehenen Bürger, Namens Joh. Meige und Heinrich Petersilie, und wohl hundert junger Leute, die aus Handwerksgesellen bestanden. — Es war die Nacht vor Bartholomäi 1524, also eine Bartholomäusnacht im Kleinen. — Die Sache wurde dem Stiftshauptmann verrathen. Dieser ließ in der Gegend von Derenburg den Weg durch Reiter und Bauern besetzen, er selbst lauerte auf Schreibern und seine Gefährten, fiel, als sie nahe genug waren, über den Haufen her, tödtete mehrere derselben, die bey der Ernte im Getreide gefunden wurden, verwundete einen Theil und andre nahm er gefangen, die sehr gemißhandelt und ins Gefängniß gelegt wurden. Der Bürgermeister und die beyden Bürger waren unter den letztern. Sie wurden nach Halle zum Kardinal gebracht, man machte ihnen in der Geschwindigkeit den Prozeß, und sie sollten als Aufrührer enthauptet werden. Der Domprobst zu Hildesheim, der eben in Halle beym Kardinal war, Levin von Veltheim, in Gesellschaft einiger Jungfrauen, die mit fliegenden Haaren als einem Zeichen der größesten Trauer erschienen, warf sich dem Kardinal zu Füßen und bat für das Leben der Gefangenen. Die beyden Bürger wurden begnadigt, mußten aber das Land meiden. Schreiber wurde im Gefängniß behalten, bis seine Familie ein Fürschreiben vom Kaiser auswirkte und ihn mit Gelde löst'te, worauf er auf ewig aus dem Lande verwiesen wurde.

§.

Digitized by Google

5.

Man kann sich leicht vorstellen, welche Sensation durch diese Auftritte bey dem großen Haufen verursacht werden mußte, die im Grunde der guten Sache nicht anders als vortheilhaft seyn konnte! — Unverdiente Mißhandlung empört jedes gefühlvolle Herz, und eine Strafe, die bey ungehörter Sache verhängt wird, neigt alles auf die Seite des Gestraften. Diese Leute mußten nothwendig als Märtyrer angesehen werden, und das Blut der Verwundeten und Erschlagenen bey Derenburg konnte Halberstadts Bürger wohl nicht überzeugen, daß das Recht auf Seiten derjenigen Partey sey, die zum Schwert griff. Die herrschende Partey mußte mit ihren Irrthümern dadurch nur noch verhaßter und der Wahrheit der Weg zu den Herzen der Menschen nur noch mehr gebahnt werden. Die Klerisey, der die mehrsten — um sehr begreiflicher Ursachen willen — ohnehin abgeneigt waren, verlor dadurch alle noch übrige Achtung. Man nehme folgende Begebenheit dazu.

6.

Während daß Schreiber und seine Freunde in Halle waren, machte man mit dem D. Musäus einen noch kürzern Prozeß. Es wurden von einigen gegen ihn verbündeten Feinden Leute abgeschickt, die ihn wie Meuchelmörder in seiner Zelle insgeheim überfallen mußten. Sie banden ihn an Händen und Füßen, verschlossen ihm den Mund, daß er nicht schreyen konnte, brachten ihn in den Keller des Klosters und ließen ihn durch einen Eseltreiber, dessen Nahmen die Geschichte zur Bestätigung dieser schändlichen Handlung aufbehalten hat, er hieß nehmlich Kaspar Heiße, entmannen. Man kann leicht denken, für welche öffentliche Rüge dieß die Strafe seyn sollte. Die Bibliothek des Musäus wurde zu Grunde gerichtet, Augustini Werke insonderheit

hatten das Schicksal in den Abtritt geworfen zu werden, vermuthlich aus Haß gegen den Augustinermönch in Wittenberg, der den Mustäus angesteckt hatte. Gebunden, mit verschlossenem Mund und tödtlich verwundet, ließ man den armen Mann in seinem Blute liegen und floh davon. Am folgenden Morgen wurde Mustäus vermißt, man fand in seiner Zelle den Gräuel der Verwüstung, und machte den Schluß, daß er entführt seyn müßte. Der Pförtner fand ihn endlich halbtodt im Keller. Seine Ordensbrüder versammelten sich um ihn her, und hatten einen Anblick, der nicht trauriger seyn konnte; sie löften seine Bande, schickten eilends nach einem geschickten Arzt, der auch den Mustäus wiederherstellte, welcher sich zu Luthern nach Wittenberg begab, und auf dessen Empfehlung in Sachsen eine anderweitige Beförderung und Versorgung erhielt.

7.

Man denke sich eine solche meuchelmörderische Mißhandlung eines wehrlosen Mannes in Verbindung mit den damaligen Religionsstreitigkeiten. Wie mußte dieser Vorfall nicht überall besprochen werden und eines jeden Theilnehmung rege machen? In welches nachtheilige Licht mußt' er nothwendig den Charakter der Feinde der Wahrheit setzen? welches Uebergewicht mußten die Lehren der Wahrheitsfreunde über die ihrigen bekommen? Wer sich selbst durch solche schandevolle Handlungen brandmarken kann, dem kann an Wahrheit unmöglich das geringste gelegen seyn, der hat keinen Funken vom Geist der Liebe und des Friedens. So mußte in jener Zeit wohl der einfältigste urtheilen, und er urtheilte recht. Wem wird nicht das Herz beklommen, wenn man bey solchen Erzählungen, durch eine natürliche Verbindung der Vorstellungen, an alle die Greuel von ähnlicher und gleicher Art denkt, welche die Religions- und Kirchengeschichte

Digitized by Google

aufstellt? Ach! daß das beste Gut, das die Menschen haben, daß die Religion dergleichen Dinge veranlassen, und Bruderherzen mit Mordlust und Begierde nach Greuelthaten erfüllen muß! Doch nein! nicht die Tochter des Himmels kann einen solchen Samen der Hölle in Menschenseelen ausstreuen. Die Afterreligion, eine Ausgeburt der Finsterniß und der niedrigsten Leidenschaften, ein Gebild, dem der Ehrgeitz und Eigennutz das religiöse Gepräge giebt, die Afterreligion allein kann Handlungen von dieser Art hervorbringen. Wer ist Mensch und wer ist Christ, ohne es bey solchen Gelegenheiten recht stark zu empfinden, daß die unverfälschte Wahrheit ein unschätzbares Kleinod der Menschheit ist, das ihr ohne die höchste Verschuldung weder entrissen noch vorenthalten werden kann? O ihr Vormünder der Menschheit, macht ihr Bahn, wo ihr wißt und könnt, es giebt kein größeres Verdienst um die Menschheit, als dieses!

8.

Der Probst Widensee wurde immer freymüthiger, und griff in einer Predigt den Bilderdienst, die Messe, das Fegfeuer u. s. w. öffentlich an, und warf dergleichen Menschensatzungen über den Haufen. Er wurde deswegen von dem Bischoff nach Halle zur Verantwortung gefordert. Ihm wurden harte Vorwürfe gemacht, daß er Lehrsätze angegriffen habe, die er nach seinem Doktoreid aus allen Kräften behaupten müßte; daß er andre verführt habe und Schuld daran sey, daß sie aus dem Lande gejagt wären; daß er eigenmächtige Veränderungen im Gottesdienst vorgenommen hätte u. s. w. — Widensee hatte die Koncepte seiner Predigten mitgebracht, und bat, daß man sie lesen möchte. Aber keiner von den Gegenwärtigen wollte sie lesen, man war überall der Meinung, daß die Ketzer ganz und gar nicht

gehört werden müßten. Ein Urtheil, das den schlichten Menschenverstand empören muß; denn giebt es wohl größern Unsinn, als eine Behauptung dieser Art, wodurch die eine Partey, die sich ohnehin das Richteramt anmaßt, sich selbst eine Entscheidung ohne Untersuchung und ohne Gründe, also eine völlig willkürliche Gewalt über Andersdenkende zueignet? Wenn das nicht der gröbste Despotismus ist, so giebt es gar keinen. — Es wurde dem D. Widensee auferlegt, seine Aemter in Halberstadt niederzulegen, und er wurde dem Probst in Hamersleben übergeben, der eben in Halle zugegen war, und zurückreisen wollte. Das Johanniskloster in Halberstadt erhielt Befehl, einen neuen Probst zu wählen. Dieß wählte dazu auch einen Mann, von dem, wegen seiner bekannten Einfältigkeit nichts für die herrschende Lehre zu fürchten war, und der zu derjenigen Klasse von Geistlichen gehörte, die zu der sprichwörtlichen Redensart Anlaß gegeben haben, der wird keine Ketzereyen anfangen. Es war dieß der Prediger in Nienhagen, dessen Nahmen die Geschichte nicht einmal aufbehalten hat, von dem sie nur bemerkt, daß er sich durch seine Unwissenheit ausgezeichnet habe. Eine feine Politik, wodurch man freylich für seine Ruhe und Gemächlichkeit sehr zuverläßig sorgte, und wobey man sicher war, nicht zum Studiren angehalten, und mit den Grundsprachen nicht geplagt zu werden, wie es leider D. Widensee that. Dieser war so glücklich, unterwegens zu entkommen, und begab sich in das Augustinerkloster zu Magdeburg, von da er an das hiesige Johanniskloster schrieb, wider die Wahl eines neuen Probstes protestirte und im Fall sie dennoch dazu schreiten würden, seine Bücher, Kleidung und sein zurückgelassenes Geld forderte. Er erhielt nichts, vermuthlich darum, weil der Ketzer auch kein Eigenthum hat, so wie er kein Recht hat. Widensee wurde darauf Prediger an

Digitized by Google

der Jakobikirche in Magdeburg, nachher berief ihn Herzog Christian von Holstein, der bald darauf König von Dännemark wurde, die Kirchenverbesserung im Holsteinschen vorzunehmen, zuletzt starb er als Superintendent in Goßlar.

9.

Der Domprediger Hammenstedt blieb jetzt ganz allein übrig. Er that, was er konnte, allein seine besondern Verhältnisse, und der Druck, unter welchem er lebte, waren große Hindernisse, die er nicht überwinden konnte. Da er sah, daß seine Bemühungen, die Wahrheit auszubreiten, immerfort vereitelt wurden, so verließ er Halberstadt aus Unmuth, und begab sich nach Magdeburg, wo er bald nachher, nehmlich 1524, starb. Er war der erste eigentliche Prediger am Dom. Diese Stelle hatte der Domherr Balthasar von Neustadt gestiftet, der 1526 starb.

10.

Als im Jahr 1525 der Aufruhr der Bauern sich auch in hiesigen Gegenden verbreitete, sahen sich die Geistlichen der herrschenden Partey genöthigt, sich unter den Schutz der Bürger und der Stadtobrigkeit zu begeben; weshalb der Administrator des Stifts, der Stadt völlige Gewalt gab, wegen dieser Unruhen alle nöthigscheinende Vorkehrungen zu treffen. Der Stadtrath that sein Möglichstes, allen Unruhen zu steuern; indessen konnte er doch nicht verhüten, daß nicht manche Unordnungen hätten entstehen sollen. Der katholische Priester Keye an der Martinikirche, ein blinder Eiferer, mußte flüchtig werden. An seine Stelle kam Heinrich Winkel aus Wernigerode, bisheriger Prior des Johannisklosters, der durchaus nach evangelischen Grundsätzen lehrte und lebte. Die fürstlichen und bischöflichen

Räthe gaben ihm die Weisung, daß er wenigstens an den hohen Festen Messe halten müßte, und der Administrator ließ noch mehr davon nach, und versprach, ihn in seinem Amt zu lassen, wenn er jährlich nur einmal Messe halten wollte. So sehr war der Ton der herrschenden Partey durch die Zeitumstände herabgestimmt. Winkel erklärte sich, daß, wenn er Eine Messe mit gutem Gewissen halten könnte, er dergleichen auch hundert und tausend halten könnte; es sey ihm unmöglich, dem bischöflichen Befehl gehorsam zu seyn; worauf er sein Amt niederlegen mußte. Der Rath und einige Bürger unterhielten ihn eine Zeitlang zu Wittenberg, bis er in Braunschweig seine Versorgung fand.

11.

Nach ihm wurde Johannes von Winnigstedt an diese Kirche als Prediger gesetzt, im J. 1526. — Von ihm ist die bekannte Halberstädtische Chronik, die Abel hat drucken lassen. — Dieser trat in die Fußstapfen seines Vorgängers, und lehrte nach evangelischen Grundsätzen. Nach einem halben Jahr wurde er deshalb in Anspruch genommen und bedroht, daß, wenn er nicht die abgeschafften Cärimonien, besonders das Weihwasser wieder einführen würde, er sein Amt niederlegen sollte, und, wofern er sich dessen weigerte, — ersäuft werden würde. Man wollte den im ungeweihten Wasser strafen, der sich am geweihten Wasser so gröblich versündigt hatte. Er ging ins Johannisskloster zurück, wurde aber von dem Probst sehr hart behandelt; man nahm ihm Luthers und der übrigen Reformatoren Schriften. An seine Stelle kam der Prokurator des Klosters Henning Bosse, der im Grunde auch evangelisch gesinnt war. Da dieser aber in der Ernte mit seinen Prokuraturgeschäften vollauf zu thun hatte, mußte er das Predigen in der Martinikirche abgeben, und da man keinen andern haben konnte, bekam Win-

Digitized by Google

nigstedt dieses Geschäft wieder. Allein das Predigen wollte ihm nicht von Statten gehen, und weil er ohnehin ein gefährlicher Mann zu seyn schien, so wurde ein eifriger Katholik, den man aufgetrieben hatte, Nahmens Henning Lange angestellt, der aber auf Verlangen des Raths wegen seiner anzüglichen Predigten wieder entfernt werden mußte. Der alte Prokurator mußte wieder ans Predigen, so sauer es ihm auch wegen seiner hohen Jahre und schweren Sprache wurde. Man drang von Seiten der Gemeine darauf, daß Winnigstedt wieder predigen sollte, und der Probst des Johannisklosters mußte wegen der Zeitumstände nachgeben. Winnigstedt lehrte wieder drey Jahr hindurch nach rein biblischen Grundsätzen; doch war er vorsichtig in Bestrafung der Irrthümer und Mißbräuche. Er hatte einen großen Zulauf aus der ganzen Stadt. Durch Winnigstedts Vermittelung ward D. Feigenbutz als ordentlicher Prediger angestellt, der aus Geldern wegen seiner gereinigten Religionsgrundsätze vertrieben war. Er war ein sehr gelehrter Mann, und wußte die Gegenpartey besonders aus den Kirchenvätern zu Paaren zu treiben. Eben darum wurde er auch bald vertrieben, und ging ins Zerbstische. Dieß geschah im Jahr 1523.

12.

Winnigstedt war jetzt allein übrig, und predigte mit vieler Freymüthigkeit in der Johanniskirche. Man stellte ihm insgeheim nach, weil man es bey der großen Achtung und Liebe, die er in der Stadt hatte, nicht wagen durfte, ihn öffentlich anzugreifen, wodurch er genöthigt wurde, die Nächte bald in diesem bald in jenem Hause zuzubringen um den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen. Im Jahr 1529 baten ihn die Bürger, mit ihnen das Abendmal öffentlich unter beyderley Gestalt zu halten, welches bis dahin noch nicht geschehen war. Wennigstedt be-

kam ein ausdrückliches Verbot vom Official Horn, dergleichen nicht zu unternehmen; erwiederte aber, daß es billig sey, seinen Zuhörern das durch die That zu beweisen, was er ihnen oft schon in Predigten vorgetragen hätte. Horn suchte ihn durch das Versprechen zu beruhigen, daß er ihm vielleicht beym Administrator die Erlaubniß dazu auswirken könnte. Der Official Horn, ein wegen seiner Gelehrsamkeit, Rechtschaffenheit und Wohlthätigkeit unvergeßlicher Mann, war der Wahrheit nicht abgeneigt, nur temporisirte er, und glaubte, daß man auf Seiten der Evangelischen zu rasch zu Werke ginge. War er im Anfange der Halberstädtschen Reformation noch nicht von den herrschenden Irrthümern überzeugt, so war er es gewiß in den folgenden Jahren. Er stiftete nachmals evangelische Schulen, und gründete evangelische Predigerstellen, zum Beweis, daß er die evangelische Wahrheit erkannt hat. Winnigstedt verschob die Ausführung seines Vorsatzes eine Zeitlang, und da die Erlaubniß ausblieb, hielt er als Ordensgeistlicher seine letzte Predigt, und verließ, aller Vorstellungen des Probstes und anderer Geistlichen ungeachtet, das Kloster, begab sich zu einem hiesigen frommen Bürger, Nahmens Ruling, und verließ bald darauf Halberstadt, um auswärtige Lehrer und Freunde der Wahrheit zu besuchen. Er hatte bey sich beschlossen, nach Wittenberg zu gehn, um daselbst seine Erkenntniß erst noch zu erweitern, kam deßhalb nach Halberstadt zurück, um die zu diesem Behuf von seinen hiesigen Freunden gesammelte Beysteuer in Empfang zu nehmen. Der Stiftshauptmann von Mesebuck versammelte die vornehmsten Geistlichen, und ließ den Winnigstedt ganz freundlich einladen, vor dieser Versammlung zu erscheinen. Er nahm diese Einladung an, und begab sich in diese Versammlung, von zween Rathsherren begleitet. Man trug ihm vor, daß er zum Predi-

Digitized by Google

ger, entweder an der Johannis- oder Martinikirche unter der Bedingung bestellt werden sollte, wenn er sich anheischig machte, bloß zu predigen, und sich mit andern gottesdienstlichen Handlungen nicht abzugeben. Er wollte erst nicht dran, als man ihm aber von Seiten des Raths, der ebenfalls zugegen war, zusetzte, ließ er sichs gefallen. Allein, mit einemmal bekam die Sache eine ganz andere Wendung. Der Stiftshauptmann sagte nehmlich am Ende der Verhandlung zu ihm: „Lieber Herr Johannes, nun müßt ihr euch wieder lassen die Platten scheeren und die Kappen anziehn.“ — „Warum,“ erwiederte Winnigstedt. — „Darum, war die Antwort, daß die Leute sehn, daß ihr wieder geistlich geworden seyd.“ — Winnigstedt sagte hierauf: „Machet denn Kappe und Platte einen geistlichen Mann? so könnte auch dermaßen wohl ein Ochse oder Esel zum geistlichen Mann gemacht werden. Ich habe in der Meinung nicht die Kappe abgelegt, daß ich sie will wieder anlegen.“ — Der Stiftshauptmann wurde entrüstet, und befahl dem Rath, den Winnigstedt fest zu nehmen, bis er an Händen und Füßen gefesselt, nach Halle zum Administrator gebracht werden könnte. Aber man berief sich auf das gegebene sichere Geleit, und machte bemerklich, daß ein Aufruhr unvermeidlich sey, wenn man die geringste Gewaltthätigkeit gegen Winnigstedt brauchen wollte, indem sich schon eine große Menge Leute vor dem Hause versammelt hätten, die auf den Ausgang dieser Verhandlung warteten. Hierauf verwies ihn der Stiftshauptmann aus dem Halberstädtschen Gebiet, und er begab sich nach Magdeburg, von da nach Wittenberg, und wurde durch Luthers Empfehlung Prediger in Eimbeck. — Wenn die Zeugen der Wahrheit von einem Ort zum andern wandern müssen, so ist das freylich für sie selbst in mancher Absicht Verlust, aber Gewinn für die Wahrheit; und

mich dünkt, es liegt darin viel, das uns mit Uebeln dieser Art aussöhnen kann.

13.

Die Gegenpartey schien obgesiegt zu haben. Denn es wurde 1531 ein kaiserliches Mandat, welches die lutherische Lehre verbot, bekannt gemacht, und binnen zehn Jahren, nehmlich von 1530 bis 1540, wurde keine evangelische Predigt in Halberstadt gehört. Die Halberstädter gingen nach Wernigerode, Westerhausen, Derenburg, Quedlinburg, selbst bis nach Magdeburg, um eine evangelische Predigt zu hören, und waren dabey oft in großer Gefahr; denn der Stiftshauptmann von Mesebuck ließ ihnen auflauern. Auch das trug das Seinige zur Ausbreitung der Wahrheit bey; denn sie wurde desto schätzbarer, je beschwerlicher ihr Genuß gemacht wurde, und das Verlangen nach derselben nahm in dem Grade zu, in welchem man die Befriedigung desselben erschwerte. — Man handelt nie psychologisch richtig, wenn man Gewalt an die Stelle der Gründe setzt, und macht seine Meinung, wenn sie auch die herrschende oder die Meinung der größern Partey wäre, allemal verdächtig, wenn man solche Waffen zu ihrer Vertheidigung und Behauptung braucht, die zwar dem Schein nach Stillschweigen und äußerliche Ruhe erzwingen, aber keine Ueberzeugung bewirken können. Ein bloß gedämpftes, aber nicht gelöschtes Feuer bricht leicht wieder und mit desto größerer Macht hervor. Man thut der Wahrheit Dienste wider seinen eigenen Wunsch und ohne den geringsten Dank dafür einzuernten, wenn man ihre innere Kraft durch Gewaltthätigkeit reizt.

14.

Das Geld, welches vermöge einer Kraft, die nicht in ihm selbst, sondern in den Vorstellungen liegt, welche die Menschen

Digitized by Google

an dieses Metall zu heften gewohnt sind, von jeher wunderbare Dinge angerichtet hat, that hier in einer Angelegenheit auffallende Dienste, wo man dergleichen am wenigsten erwarten sollte. Das Geld verschaffte Halberstadt die Religionsfreyheit. — Der Kardinal Albert, Administrator des hiesigen Stifts, war großer Summen benöthigt, und ließ in seinen Bisthümern beträchtliche Steuern ausschreiben. Aber Magdeburg und Halberstadt erklärte durch seine Sprecher, nicht eher einen Pfennig zu bewilligen, bis ihnen die Religions- und Gewissensfreyheit gegeben wäre. Anfänglich wollten die bischöflichen Räthe nichts davon wissen. Da sie aber diese Forderung an den Kardinal gelangen ließen, dessen Bedürfnisse immer dringender wurden, so gab er seinen Räthen die Resolution: „Können doch noch Kaiser noch Pabst nicht wehren in diesen Ländern, wie wollen wir's denn wehren; darum handelt also, daß wir das Geld bekommen. Wollen sie's ja haben und lutherisch seyn, wohlan das mögen sie thun; allein daß sie die Stifte, Kirchen und Klöster frey in ihrer Religion bis auf ein künftig Concilium lassen u. s. w." Zugleich wurde den Räthen aufgetragen, der Sache die Wendung zu geben, daß man um des Ungestüms der Leute willen die Religionsfreyheit für jetzt nachlassen müssen. Die Religionsfreyheit war also noch immer unsicher, weil die folgenden Bischöfe sie wieder aufheben konnten. Halberstadt zahlte zweymalhunderttausend Gulden; eine in jener Zeit für diese Stadt sehr beträchtliche Summe! Es war das Jahr 1540, welches durch die erkaufte Religionsfreyheit für Halberstadt so merkwürdig geworden ist. Von dieser Zeit an wurden in allen Stadtpfarren evangelische Prediger angesetzt. An die Marti-

Digitized by Google

nikirche kam Jodocus Otto, bisheriger Hofprediger des Grafen Ulrich von Regenstein. Sein Kollege war Auktor Lampadius, aus Wernigerode. An die Johanniskirche kam Johann Schatius und Winnigstedt, der in Quedlinburg war, stand ihm in dem Geschäft der Kirchenverbesserung bey, und kam deshalb auf einige Zeit hieher nach Halberstadt. Selbst der katholische Pfarrer der Stiftskirche zu St. Petri und Pauli, Nahmens Kraberg, nahm evangelische Grundsätze an. Nur die Domkirche, die L. Frauen- und Moritzkirche behielten ihren ungeänderten katholischen Gottesdienst.

15.

Es wurden nunmehr auch evangelische Schulen angelegt. Balthasar Meistorf errichtete die erste, und da er entfernt werden mußte, unterrichteten andre geschickte und gutgesinnte Männer die Jugend, bis die Martinischule gestiftet wurde. Die Domina im Kloster Stötterlingenburg nahm mit den ihr untergebenen Nonnen die evangelische Religion an, und legte in ihrem Kloster ebenfalls eine Schule an. Dieß bekam ihr und dem ganzen Kloster sehr übel, denn im Jahr 1557, als das Bisthum erledigt war, wurde das Kloster mit seinen Einkünften einem gewissen Hauptmann von Barby geschenkt, der die noch übrigen Nonnen sehr schlecht hielt, wodurch die übrigen Klöster von der Annahme der Reformation abgeschreckt wurden.

Im Jahr 1542 wurde der Markgraf Johann Albert von Brandenburg zum Koadjutor des hiesigen Bisthums erwählt, und trat nach des Kardinals Albert Tode 1545 die Regierung desselben an. Er war ein eifriger Katholik; indessen schaffte er doch manche Mißbräuche ab, die offenbar zum

Digitized by Google

Aergerniß gereichten, befahl den Geistlichen die Konkubinen abzuschaffen, und würde noch manches Gute in seiner Art gestiftet haben, wenn er länger regiert hätte. Indessen wurde doch dadurch die Bahn zu anderweitigen Verbesserungen gebrochen, und die katholische Partey selbst an die Vorstellung gewöhnt, daß es in vielen Stücken besser seyn könne und besser werden müsse. Er starb im Jahr 1550.

16.

Aus dieser kurzen Uebersicht der Religionsbegebenheiten die sich in einem Zeitraum von dreyßig Jahren in Halberstadt ereignet haben, ergiebt sich, daß das Licht lange genug mit der Finsterniß gekämpft, aber endlich obgesiegt hat; obgleich noch viele übrig waren, welche die Finsterniß mehr liebten, als das Licht. Es war nun schon so weit gekommen, daß die Wahrheit nicht mehr mit Gewalt unterdrückt werden konnte, wenn man nicht einen Bürgerkrieg veranlassen und die Stadt zu Grunde richten wollte. Die Stiftskirchen hatten freylich noch keinen evangelischen Gottesdienst, aber er wurde gewiß von vielen, die in denselben eingepfarrt waren, sehnlich gewünscht, und es fehlte selbst nicht an Kapitularen und Kanonicis, die der Wahrheit zugethan waren. Nur konnte der sehnlichste Wunsch die Umstände nicht herbeyführen, durch deren glückliche Vereinigung das, was man wünschte, allein bewirkt werden konnte. Auf der einen Seite war es leicht, auf der andern aber schwer, eine gereinigte Religion in den Stiftskirchen einzuführen. Leicht in sofern, daß nun schon genug vorgearbeitet war, daß man die evangelische Lehre nahe hatte, daß es nicht mehr auffallend seyn konnte, wenn man evangelische Prediger hatte und evangelisch predigen ließ, daß man nicht mehr allein

Digitized by Google

auf dem Kampfplatz stand, sondern tapfre Mitstreiter hatte, endlich, daß man in seinen nächsten Verbindungen, nicht mehr die harte Verfolgung fürchten durfte, wie im Anfang, da jeder blinde Eiferer noch in der ersten Hitze war; denn jetzt hatte sich das Blut schon gekühlt. Allein, von einer andern Seite betrachtet, hatte es seine großen Schwierigkeiten, in den Stiftskirchen eine Veränderung und Verbesserung vorzunehmen. Wer sollte es thun, wenn's die ersten, die am Ruder saßen, nicht thun wollten? Was konnten subordinirte Personen ausrichten, wenn sie die ersten im Stift wider sich hatten? An eine gänzliche Vereinigung sämmtlicher Stiftspersonen zu diesem Zweck, war nicht zu denken. Die Einsichten waren verschieden, das Interesse getheilt und die Gesinnungen ungleicher Art. Man war noch nicht im Stande, die kanonische Verfassung solcher Kirchen von dem Gottesdienst, der für alle ohne Unterschied gehalten wird, zu unterscheiden, vielmehr wurde die eine mit dem andern verwechselt, und man stand in dem Gedanken, daß die ganze stiftische Verfassung aufgehoben werden würde, wenn man in irgend einem Stück eine Veränderung machen wollte; ungeachtet die stiftische Verfassung vollkommen bestehen kann, wenn gleich in dem allgemeinen und öffentlichen Gottesdienst noch so viele Veränderungen vorgenommen werden. Denn jene war eine Sache für sich, wie sie's bis auf den heutigen Tag ist.

17.

Wenn man sich in jene Zeiten versetzt, so war nicht abzusehn, wie es in den Stiftskirchen, besonders in der Hohen Stiftskirche, jemals besser werden könnte, wofern nicht der Bischoff selbst ein solches wohlthätiges Werk unternähme. Ein

Digitized by Google

Bischoff, der Sinn für die so nothwendige Kirchenverbesserung hatte, und sich gehörig dabey zu nehmen wußte, vermochte allein, dergleichen zu Stande zu bringen. Das war ein Umstand, den die Vorsehung herbeyführen mußte, wenn das wohlthätige Licht der Wahrheit sich überall verbreiten sollte.

Nähere Veranstaltungen der Vorsehung.

18.

Diesen glücklichen Umstand führte die Vorsehung herbey. Schon Bischoff Friedrich, aus dem Brandenburgischen Hause, der nach dem Tode des Johannes Albert das Bisthum erhielt, war der evangelischen Lehre nicht abgeneigt, denn sein Vater, der Kurfürst von Brandenburg, Joachim der Zweyte, hatte sie in seinen Ländern eingeführt. Aber er regierte nur kurze Zeit, denn er starb im dritten Jahr nachher, und man glaubte, daß er ein Opfer seiner Wahrheitsliebe geworden sey. Ihm folgte im Jahr 1557 sein Bruder Sigismund, nachdem er wegen des Bisthums einen vierjährigen Prozeß in Rom geführt hatte, der zu seinem Vortheil entschieden war. Vermuthlich war es nichts anders, als seine Liebe zur Wahrheit, weshalb ein Theil der Wählenden ihm ihre Stimme versagt hatten, überdem war er der Sohn eines erklärten Freundes der Reformation. So weiß die Vorsehung ihre Plane selbst durch diejenigen auszuführen, die ganz entgegengesetzte Absichten erreichen wollen. Der Mensch denkts, Gott lenkts; ein alter sehr wahrer Spruch! Der Pabst selbst mußte einen Prozeß zum Vortheil der ihm so widrigen Kir-

Digitized by Google

chenverbesserung in einem ansehnlichen Bisthum entscheiden. Er war der erste Bischoff, welcher die Evangelischen öffentlich in Schutz nahm. Er schaffte bald nach Antritt seiner Regierung mancherley alte Mißbräuche ab. Auf einem Kreistage, der 1560 gehalten wurde, hatten die Landstände Muth genug, auf eine völlige Reformation der Stifter und Klöster anzutragen, welches auch die Wirkung hatte, daß der Bischoff einige Klöster einzog, andre scharf visitiren ließ und viele abergläubische Cärimonien abschaffte. Seinen Gesandten auf dem Reichstag befahl er, wegen der Reformation ohne alle Zurückhaltung zu sprechen. Er hatte noch große Entwürfe, die er zum Besten der evangelischen Lehre auszuführen gedachte, als er 1566 zu Halle verstarb. Die Bahn war nun gebrochen und es kam alles darauf an, daß er einen Nachfolger erhielt, der das angefangne Werk fortsetzte. Es war nach menschlichem Urtheil nicht zu erwarten, daß die neue Wahl zum Vortheil der Kirchenverbesserung ausfallen würde; denn sie hatte noch viele und mächtige Feinde unter den Stiftspersonen. Dennoch geschah es.

19.

Acht und achtzig Jahr hindurch hatten Magdeburg und Halberstadt immer unter Einem Bischoff gestanden. Nach Sigismunds Tode wurde Joachim Friedrich, Marggraf zu Brandenburg und Bischoff zu Havelberg und Lebus, zum Erzbischoff von Magdeburg erwählt. Aber das Kapitul zu Halberstadt wählte ihn eben darum nicht, weil er ein Brandenburgischer Prinz war, dessen Haus der Reformation zugethan war, und weil die katholischen Kapitularen, deren Zahl die größre war, natürlicher Weise befürchten mußten, daß er in die Fußstapfen seines Vorgängers treten würde. Statt sei-

ner

Digitized by Google

ner wurde 1566 Heinrich Julius, Prinz von Braunschweig, ein Kind von zwey Jahren, zum Bischoff gewählt. Hiezu wurde man durch folgende Umstände vermocht. Das Stift war durch den Kardinal Albert in große Schulden gebracht. Diese wollte man tilgen, und glaubte, kein besseres Mittel finden zu können, als wenn man ein Kind zum Bischoff wählte, unter der Bedingung, daß man die bischöflichen Einkünfte eine Zeitlang zum Besten des Stifts verwenden könnte. Diese Bedingung wurde nehmlich bey der Wahl festgesetzt, daß das Stift die Landesregierung zwölf Jahre hindurch selbst verwalten, die Einkünfte zur Tilgung der Schulden anwenden, und dem Bischoff in dieser Zeit jährlich nur eine kleine Summe auszahlen sollte. Der damals noch lebende Großvater des jungen Bischoffs, Herzog Heinrich, ein bekannter Eiferer und Streiter für die hergebrachte Lehre, mochte an der Wahl großen Antheil haben, theils dadurch, daß man sich von einem Enkel dieses Heinrichs, viel für die Aufrechthaltung der katholischen Lehre versprach, theils dadurch, daß er selbst dem Domkapitul in Absicht der katholischen Erziehung des Prinzen sein Wort gegeben hatte. Man war so sorglos, daß man nicht einmal in die Kapitulation setzte, daß der Bischoff keine eigenmächtigen Veränderungen in Religionssachen vornehmen und im Cölibat leben solle. Auf den ersten Punkt hätte man durch seine Vorgänger und durch die Zeitumstände, auf den letztern dadurch gebracht werden müssen, daß er der eventuelle Erbe eines ansehnlichen Herzogthums war. Indessen geschah weder das eine noch das andere, welches der Kirchenverbesserung sehr zu Statten kam. Herzog Heinrich Julius wurde 1576, als er zwölf Jahr alt war, vom Kaiser auf zwey Jahre zum weltlichen Administrator des Stifts erklärt, worauf ihm als Bischoff mit der Bedingung gehuldigt wurde,

daß das Domkapitul die Landesregierung noch behalten sollte. Im Jahr 1578 waren die zwölf Jahre zu Ende, die sich das Kapitul ausbedungen hatte, und Heinrich Julius, der nun vierzehn Jahr alt war, suchte mit den Ständen um Verlängerung der ihm vom Kaiser zur weltlichen Administration des Stifts bewilligten Zeit nach, die er auch erhielt. Der Pabst hatte ihm die Konfirmation versagt, und es scheint nicht, daß er sie um diese Zeit erhalten hat, denn sonst würde er beym Kaiser nicht um die Verlängerung der weltlichen Administration nachgesucht haben; wie es denn überall ungewiß ist, ob die päbstliche Bestätigung jemals erfolgt ist. Ist sie nie erfolgt, so war das ein Umstand mehr, der die Kirchenverbesserung ungemein begünstigen mußte, denn Heinrich Julius mußte dadurch der gegenseitigen Lehre noch abgeneigter werden und die Hände waren ihm weniger gebunden.

20.

Der Herzog Julius von Braunschweig, der Vater unsers Bischoffs, war der evangelischen Lehre schon bey Lebzeiten des Herzogs Heinrich zugethan, und hatte darüber von demselben viel zu leiden. Nach dem Tode desselben, welcher 1568 erfolgte, führte Herzog Julius die evangelische Lehre in seinem Lande öffentlich ein, und ließ seinen Sohn, den postulirten Halberstädtischen Bischoff in der evangelischen Lehre erziehn. Der junge Bischoff kam mit evangelischen Grundsätzen nach Halberstadt, ließ sich zwar beym Antritt des Bisthums vom Abt zu Huyseburg die erste Tonsur geben, dachte und handelte aber in der Folge als Protestant. Es hätte leicht geschehen können, daß Halberstadt den Bischoff Heinrich Julius wieder verloren hätte, und daß mit ihm die Hoffnung zur gänzlichen Kirchenverbesserung verschwunden wäre. Sein Vater hatte nehmlich im Testament ver-

Digitized by Google

ordnet, daß er beym Antritt der Regierung in den Braunschweigischen Landen die Bisthümer Halberstadt und Minden, wo er ebenfalls Bischoff war, zu Gunsten seines jüngern Bruders resigniren sollte. Er legte das Mindensche Bisthum nieder, in der Hoffnung, daß sein Bruder nach ihm gewählt werden würde. Da ihm aber diese Hoffnung fehlschlug, so wagte er's mit Halberstadt nicht. Im Jahr 1589 folgte er seinem Vater in der Regierung der Herzoglichen Lande, und behielt das hiesige Bisthum bey; wogegen nichts eingewandt werden konnte, weil wegen dieses Falls in der Kapitulation nichts bestimmt war. Schon im Jahr 1585, da Heinrich Julius noch bloßer Bischoff war, vermählte er sich, und das Domkapitul konnte nichts dagegen machen, weil die Kapitulation über diesen Punkt ebenfalls nichts enthielt, und weil er kein Gelübde der Ehelosigkeit gethan hatte. Man denke sich, was für ein wichtiger Schritt für einen Bischoff dieß in jener Zeit war, und wie sehr dadurch das Ansehn der bisherigen Grundsätze herabgesetzt wurde. Die nächste Vorbereitung endlich zu der von ihm längst entworfenen Kirchenverbesserung war eine allgemeine Kirchenvisitation im Jahr 1589 und die darauf folgende Abstellung vieler abergläubischen Gebräuche.

Einführung des evangelischen Gottesdienstes in der Domkirche.

21.

Es kam das in der Halberstädtischen Kirchengeschichte so merkwürdige 1591ste Jahr. In demselben führte Heinrich Julius seinen ganzen Plan aus. Auf den 23. Februar beschied er die gesammte Geistlichkeit zu sich auf den hiesigen Pe-

Digitized by Google

tershof, in seinen bischöflichen Pallast, und hielt eine merkwürdige Rede an sie. Sie findet sich zum Theil in D. Philip's Cleri Apostolico-Catholici Assertor et Vindex, cap. 3. §. 65.

In dieser Rede beruft sich Heinrich Julius auf sein bischöfliches Amt, welches ihn zu der so durchaus und offenbar nöthigen Kirchenverbesserung verpflichte; er geht die vornehmsten Irrthümer durch, die Anrufung der Heiligen, die Entziehung des Kelchs, das Meßopfer, die Anbetung der Hostie, das Frohnleichnamsfest, die Abbüßung der Sünden, die Erwerbung der Vergebung der Sünden durch selbstgewählte Werke, die Weyhung des Wassers, das Fasten, die Komödie mit dem Adam in der Fasten, die Prozessionen, das Fußwaschen, die Tonsur der Priester, die Vigilien, das Kreutzschlagen über dem Grabe u. s. w. besonders rügt er das höchst ärgerliche Leben der Geistlichen und ermahnt darauf, die Reformation anzunehmen, doch mit der merkwürdigen Einschränkung, „daß niemand gezwungen werde, sondern alles eines jeden Gewissen überlassen bleiben soll."

22.

Die Landstände und viele Geistliche waren ganz auf Seiten des Bischoffs, allein es fehlte auch nicht an Mißvergnügten, welche alles aufboten, um das vorhabende Werk rückgängig zu machen. Die Kanonici der L. Frauenkirche wirkten kaiserliche Inhibitionsbefehle aus. Kaiser Rudolph der Zweyte ließ ein Mandat an den Bischoff ergehen, mit der angefangenen Reformation inne zu halten, worauf derselbe antwortete. Der Hauptinhalt dieses Antwortschreibens im Auszug verdient hier ebenfalls eine Stelle, zumal darin mancher Umstand, diese Begebenheit betreffend, ins Licht gesetzt wird.

Digitized by Google

„So viel Ew. Kayserl. Majestät allergnädigst Begehren,
„daß ich mit gemelter Reformation inne halten, und was allbe-
„reit angeordnet, wieder abschaffen sollte, anlanget, kann derse-
„ben unterthänigst ich nicht verhalten, daß nicht ohne, ich unge-
„fehrlich vor einem halben Jahr mit meinem Thumcapitul zu
„Halberstadt einer christl. Reformation so woll in der Lehr, als
„auch im Leben, nach Laut und Inhalt der prophetischen und
„apostolischen Schriften, und der Anno 30 weiland Kayser Karl
„V, Ew. Kayſ. Majest. Anherrn, meinem auch allergnädigsten
„Herrn, Hochlöbl. Christmilder Gedächtniß, aufm Reichstag zu
„Augspurg von den protestirenden Ständen übergeben und von
„den Ständen des Reichs an mich approbirter Confession verei-
„niget und verglichen, und dieselben nunmehr mit Gottes Hülfe
„zu Werke gerichtet, und solches aus nachfolgenden erheblichen
„mich dazu bewegenden Ursachen, daß ich nehmlich in keinen
„Zweifel stelle, Ew. Röm. Kayserl. Maj. sonsten allergnädigst be-
„richtet seyn, daß nicht allein weiland der Hochgeboren Fürst und
„Herr, Herr Julius, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg,
„mein gnädiger und lieber Vater, Hochlöbl. und christmilder
„Gedächtniß, gemelter Augspurgischen Konfession zugethan ge-
„wesen, und dieselbe bis in seine Grube mit wahrem christl. Ey-
„fer bestendiglich bekennet, sondern auch ich in solcher Religion
„erzogen und geboren, auch mit göttlicher Verleyhung dabey zu
„verharren und mein Leben zu schließen gemeint bin. Ob
„nun wol ich bey Antretung meiner Regierung des Stifts
„Halberstadt bey denen Stift und Klöstern noch etzliche
„Reliquien der alten katholischen Ceremonien und Lehr gefunden;
„so seynd doch dieselben wegen dessen, daß dieser Arth der Leute,
„so in gemelter Katholischen Religion erzogen und derselben von
„Herzen zugethan, gar wenig befunden, in der maßen Abgangk

„und Zerrüttung gekommen, daß nicht allein die divina derge-
„stalt, wie sie wol billig hetten sollen, nicht bestellet werden, oder
„doch von solchen Leuthen, die, wie vorgemeldet, derselben von
„Herzen nicht zugethan, gar negligenter und unordentlich trac-
„tiret, sondern auch das ergerliche Leben der Geistlichen in Stif-
„ten und Klöstern, leider! dermaßen überhand genommen, daß
„ich denselben nicht alleine vor meine Person, zwar mit Schmer-
„zen und wider mein christliches Gewissen biß dahero zu sehen,
„sondern auch dessen von benachbarten Chur- und Fürsten Auf-
„rück und Verweiß haben müssen. Zudehme auch meine getreue
„Landschaft auf etzlichen gehaltenen Zusammenkünften und noch
„in Neulichkeit zum heftigsten in mich gedrungen, daß ich zu
„Aufhebung solches ergerlichen Lebens auch Zerrüttung und Miß-
„verstandes unter den Geistlichen und Weltlichen Ständen, nach
„dem Exempel andrer benachbarten Stifter, eine christliche Re-
„formation und Einigkeit so wol in Lehr als Leben unter ihnen
„stiften und anrichten wollte; als hab ich endlich keinen Umbgangk
„haben können, obgemelte Reformation mit einhelliger Beliebung
„und Bewilligung eines ehrwürdigen Thumcapituls, auch aller
„andere Stifter und Klöster im Nahmen Gottes zu Werk zu
„richten. Und dieweil denn, allergnedigster Keyser, zu solcher
„Verenderung mich mein christl. Gewissen getrieben, auch ge-
„meite Augspurgische Confession eine solche Religion, so in des
„Heil. Röm. Reichs Abschieden approbirt und begriffen, auch
„diese Reformation kein new Werk, sondern dieses Stift allbe-
„reit vor Aufrichtung des Religionsfriedens der Augspurgischen
„Confession zugethan gewesen (ausgenommen, daß etwa bey
„Stiften und Klöstern von wenig Reliquien, wie obgemeldet,
„biß dahero verblieben), über das auch Ew. Röm. Kayserl. Ma-
„jestät und dem Heil. Röm. Reich durch diese Verenderung der

„Religion das geringste nicht entzogen wird, sondern das Stift „bey freyer Wahl und aller andern hergebrachten Heyligkeit, „Hoch- und Gerechtigkeit, auch alle Collegia und Klöster bey „ihren Aufkunften, Statutis et Consuetudinibus unverrückt „verbleiben, auch was nunmehr angestellet, ohne große Bewe„gung und Weitleuftigkeit, nach Gelegenheit dieser Zeit und Oerter, „ganz unmöglichen abzuschaffen; alß bin gegen Ew. Röm. Kaiserl. „Majestät ich des unterthänigsten Vertrauens, bitte auch unter„thänigstes höchstes Fleißes E. R. K. Maj., daß derselben aller„gnedigst Begehren, mit Abschaffung gemelter allbereit ins Werk „gerichteter Reformation unterthänigst nicht Statt thun kann, „wie ich mich sonst in allen andern, so meinem christl. Gewissen „nicht zuwider, E. R. K. Maj., als meinem allergnedigsten „Herren, dem Haupt der Christenheit, allen unterthänigsten Ge„horsahm zu leisten pflichtmäßig und schuldig erkenne, ungnedigst „nicht aufnehmen und vermerken, sondern nach dem Exempel E. „R. K. Majestät hochlöblichen Vorfahren, auß kayserlicher Milde „und Güte, mit solcher angestellten christl. Reformation aller„gnedigst zufrieden und mein allergnedigster Keyser und Herr seyn „und bleiben wollen. Solches ist E. R. K. Maj. löblich und „rühmlich und umb dieselbe bin ich es höchstes Fleisses unterthä„nigst zu verdienen jeder Zeit schuldig und ganz willig p. d. „Gandersheimb am 18. Aug. An. 1591. E. R. K. Maj. un„terthänigster und gehorsambster Fürst, Heinrich Julius, „postulirter Bischof des Stifts Halberstadt und Herzog zu „Braunschweig und Lüneburg. Henricus Iulius manu sua.“

23.

Es sind in diesem Rechtfertigungsschreiben einige Gründe enthalten, die nicht übersehen werden müssen. Es waren zu der

Digitized by Google

Zeit nur noch wenige der katholischen Lehre, und welches wohl zu merken ist, von Herzen zugethan. Heinrich Julius fühlte sich in seinem Gewissen gedrungen, dem Uebel zu steuern; er hatte eine Zeit lang Geduld, bis die Landstände selbst ihm heftig zusetzten, die Reformation vorzunehmen; er war nicht der erste, sondern hatte Vorgänger, welche schon Stifter reformirt hatten; Die Augspurgische Konfessionsverwandte hatten im H. R. Reich gleiche Rechte mit den Katholiken; eine Reformation der Lehre und der Kirchengebräuche war unschädlich für das H. R. Reich; diese Reformation hatte mit den übrigen Verfassungen der Stifter und des Landes überhaupt nichts zu thun, sondern ließ diese ungeändert; Heinrich Julius hatte das Domkapitul zu Rathe gezogen und mit Zustimmung desselben gehandelt. Mich dünkt, diese Gründe enthalten alles, was sich zur Vertheidigung dieser Kirchenverbesserung in politischer Rücksicht hauptsächliches sagen läßt. — Aber wie? wenn der Pabst oder ein Concilium den Bischoff Heinrich Julius zur Rechenschaft gefordert hätte, warum er eine solche Veränderung im Kirchenwesen vorzunehmen sich unterstanden hätte? Wie hätte er sich da vertheidigen oder rechtfertigen können? Ganz und gar nicht, wenn er Leute, die zur Gegenpartey gehörten, für seine Richter hätte erkennen wollen. Diese Vertheidigung und Rechtfertigung konnte ihm aber nicht schwer werden, sobald es nicht auf Machtsprüche, sondern auf Gründe ankam. Es kam alles darauf an, daß die Veränderungen nöthig, gut und zweckmäßig waren, daß sie nicht mit Gewalt aufgedrungen, und die bürgerlichen Rechte keines Menschen dabey gekränkt wurden. Und das war hier der Fall. Menschliche Einrichtungen sind nur unvollkommen, sie können nicht unverändert fortdauern, weil die Zeiten sich ändern und die Menschen andre Einsichten bekommen.

Digitized by Google

24.

Es erging ein neues Abmahnungsschreiben des Kayſers an den Biſchoff und das Domkapitul. Allein man antwortete von beyden Seiten und ſuchte ſich aufs beſte zu vertheidigen, zeigte auch mit Gründen, daß die Aufhebung der Reformation ganz unthunlich ſey. Hierauf kam ein kaiſerliches Schreiben an die Kollegiatſtifter, mit dem Befehl, von der ganzen Lage der Dinge zu berichten. Durch das alles wurde aber nichts ausgerichtet. Das Werk ging fort, wie es anfangen war. Schon ſeit dem 6. Jul. 1591 war die Meſſe in der Dom- und den übrigen Stiftskirchen eingeſtellt, und, am 21. September deſſelben Jahrs, am Tage Matthäi, der wegen des evangeliſchen Textes, welcher auf dieſen Tag angeſetzt iſt, nicht ohne Abſicht dazu gewählt zu ſeyn ſcheint, ließ der Biſchoff durch den D. Mirus, der von der Martinikirche an den Dom berufen war, die Einweihungspredigt halten, die unter dem Titel: „Encaenia oder Renovalia der Stifts„Kirchen zu Halberſtadt, gehalten an S. Matheustage, wel„cher war der 21. Septemb. An. 1591. und dabey gepredigt durch „Martinum Mirum, der H. Schr. Doctorem und Dompredigen „daſelbſt u. ſ. w.“ gedruckt worden, und noch hin und wieder gefunden wird. Den 26ten deſſelben Monats wurde die erſte evangeliſche Predigt von dem zweyten Prediger Nikolaus Sulze oder Schulze gehalten. Von dieſer Zeit an iſt in hieſiger Domkirche evangeliſcher Gottesdienſt gehalten, und neben demſelben der kanoniſche Gottesdienſt, aber von vielen abergläubiſchen und anſtößigen Cärimonien gereinigt, beybehalten werden.

Digitized by Google

Abwechselnde Schicksale desselben in der folgenden Zeit.

25.

Bis zu den Zeiten des dreyßigjährigen Kriegs wurde der evangelische Gottesdienst in der Domkirche ungestört und ungehindert fortgesetzt, weil die Evangelischen die herrschende Partey ausmachten. Allein im dreyßigjährigen Kriege wandte sich das Blatt. Man kann sich leicht vorstellen, wie polemisch die Predigten oft seyn mochten, und welche Erbitterung dadurch unter beyden Parteyen angerichtet und unterhalten wurde. Das erste, was geschah, als die katholische Partey wieder das Uebergewicht erhielt, war der Befehl an sämmtliche evangelische Prediger, die Papisten auf der Kanzel nicht bey Nahmen zu nennen. Man schickte Leute in die Kirchen, welche auflauern und Nachrichten einbringen mußten, wenn diesem Befehl zuwider gehandelt wurde. Das Domkapitul hatte 1628 den Sohn des Kayfers Ferdinand, Nahmens Leopold Wilhelm zum Bischoff erwählt, in der Meinung, den Drangsalen des Kriegs dadurch zu entgehn, welches aber so wenig half, daß vielmehr das Uebel dadurch nur noch ärger gemacht wurde. Ein gewisser Schullehrer aus Lüneburg, mit Nahmen Theodor Simonis, der wieder zu den Katholiken übergegangen war, forderte den Dompredigter M. Paul Müller auf, mit ihm öffentlich über die wahre Religion, wofür er die papistische erklärte, zu disputiren. Müller nahm die Herausforderung an, und machte seinen Gegner öffentlich zu Schanden. Als Simonis wider die Gründe seines Gegners nichts mehr auftreiben konnte, sagte er: daß er verdammt seyn wollte, wenn die katholische Kirche nicht die alleinseligmachende sey! Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als er ein so starkes Nasenbluten bekam, daß er sich entfernen mußte. Man kann

Digitized by Google

ſich denken, mit welcher Heftigkeit dieſer Mann diſputirt haben mochte, und wie ſein Blut in Wallung gerathen ſeyn mußte, da er als der herausfodernde und angreifende Theil überwunden wurde. Doch das waren nur kleine Vorſpiele anderer Begebenheiten, die für die evangeliſche Partey ſehr drückend wurden. Im Jahr 1629 wurde allhier das berüchtigte Reſtitutionsedikt bekannt gemacht, und gleich darauf ſämmtlichen evangeliſchen Predigern, die zu St. Martini und zum H. Geiſt ausgenommen, das Predigen verboten. Dieß geſchah im April, und im December wurden die beyden evangeliſchen Prediger am Dom wirklich abgeſetzt, und katholiſche an ihrer Statt angenommen. Den proteſtantiſchen Domherrn wurden ihre Präbenden genommen, alle proteſtantiſche Bücher verboten und alle Kirchen der domkapitulariſchen Dörfer geſperrt. Tilly und Wallenſtein kommandirte dieſe Dragonade. Der Dompredigter M. Müller war den Katholiken nichts weniger als gleichgültig, weshalb ſie's dahin brachten, daß dem Rath verboten wurde, ihn in der Martinikirche predigen zu laſſen, bey Verluſt ihrer Religionsfreyheit und der Martinikirche ſelbſt. Die Geſtalt der Dinge änderte ſich aber 1631, nachdem der kayſerliche General Tilly vom König in Schweden Guſtav Adolph bey Leipzig in die Flucht geſchlagen war. Die Kayſerlichen verließen Halberſtadt; und ſogleich entfernte ſich die katholiſche Geiſtlichkeit, weil ſie ſich nichts Gutes verſah. So pflegts zu gehn, wenn man übermüthig iſt; die Zeit bleibt nicht aus, wo man die Segel ſtreichen muß. Halberſtadt hatte abwechſelnd bald Schwediſche, bald Kaiſerliche, und einmal auch Sächſiſche Beſatzung, womit denn auch das Schickſal der evangeliſchen und katholiſchen Parteyen in Verbindung ſtand. Wenn die Schweden hier waren, ſo blieb der evangeliſche Gottesdienſt ungeſtört, ungeachtet die Einwohner, wie's im Kriege zu gehen pflegt, auf an-

Digitized by Google

dre Weise von ihnen gedrückt wurden. Es war ein Glück, daß gerade zu der Zeit, als der Westphälische Friede geschlossen wurde, die Schweden hier waren, weil so bey der Uebergabe des Bisthums das Normaljahr besser in Acht genommen wurde, als geschehn seyn würde, wenn der nunmehrige Landesherr dieß Land von den Kaiserlichen hätte übernehmen müssen. Der große Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, erhielt bekanntermaßen dieses Fürstenthum mit zur Schadloshaltung für Pommern. Er nahm 1650 die Huldigung in eigner Person an.

Seit dieser Zeit, da Halberstadt als ein weltliches Fürstenthum unter dem Brandenburgischen Scepter steht, haben die verschiednen Religionsverwandten so friedlich mit und beyeinander gelebt, daß sie andern Gegenden zum Muster dienen können. Die Evangelischen machen die herrschende Partey aus, aber sie haben die katholische Partey nie gedrückt, wie diese selbst bezeugen muß. Kleine Streitigkeiten einzelner Personen kommen hier nicht in Betrachtung. Und so muß es auch seyn, wenn man Religions- und Gewissensfreyheit nicht als einen Vorzug einzelner Menschen oder der herrschenden Parteyen, sondern als ein heiliges, unverletzliches Recht der Menschheit zu schätzen weiß.

Stretthorst.

III.

Die Zegri's.

Eine Spanische Novelle.

Zur Hälfte verflossen war die schönste der Nächte, die im Lenz so schön auf Granada's Küsten herniedersinken. Die Oberfläche der See war spiegelglatt, der Himmel heiter; die Luft, beladen mit den Düften der Myrthen und Pomeranzenbäume, und mit tausend Wohlgerüchen, womit die Natur diese glücklichen Gegenden so mild beschenkt hat, säuselte sanft, von Zephyrhauch bewegt. Die majestätische Stille der Nacht wurde nur durch die Nachtigallen dieser lieblichen Haine unterbrochen.

Aber plötzlich ward die Ruhe dieses Wohnorts der Glückseligkeit und des Friedens durch die Stimme des Krieges gestört. Don Ludwig de Ferez, der sich mit seiner Familie in seinem Garten erging, wurde durch den Knall der Feuergewehre und durch das verwirrte Geschrey in einem benachbarten Hause erschreckt. Die Sturmglocken der Dörfer verriethen eine Landung der Korsaren aus der Barbarey, und verbreiteten allgemeine Bestürzung.

Digitized by Google

Don Ludwig sandte seinen Sohn ab, die Mannschaft des Dorfs zu versammeln. Er griff zu den Waffen, ließ sein Haus unter dem Schutz seiner Bedienten, und eilte, sich an die Spitze seiner Vasallen zu stellen. Ihrer waren schon mehr als hundert und ihre Zahl wuchs beständig. Er sandte einige ab, das angegriffene Haus zu unterstützen; und da er vermuthete, daß sich der Feind schleunig zurückziehn würde, so begab er sich zu einer kleinen Bucht, die der einzige Ort war, wo die Seeräuber hatten landen können.

Es traf ein, wie er vorausgesehn hatte. Die Korsaren eilten mit ihrer Beute zur Bucht hin. Aber das Feuer seiner Leute trieb sie in die Flucht, acht oder zehn Korsaren ausgenommen, die mit gefälltem Bajonett Stand hielten, um die Flucht ihrer Gefährten zu decken. Das unaufhörliche Feuer der Spanier war so wirksam, daß zuletzt von dieser Handvoll tapferer Türken nur einer übrigblieb. Dieser bemühte sich, die Schiffe zu erreichen, aber sie waren schon in See, und eilten mit vollen Seegeln vom Gestade.

Das tapfre Benehmen dieses Gefangenen vermochte Don Ludwig, ihm jeden Beweis der Achtung zu geben. Er wurde mit den Verwundeten, worunter sich auch Don Michael, Don Ludwigs Sohn, befand, in das Schloß geführt. Don Michaels Wunde schien am andern Tage sehr gefährlich, so daß Don Ludwigs gütige Gesinnungen, die er für seinen Gefangenen fühlte, sich merklich veränderten. Er ging in das Zimmer, wo er gefangen saß, und redte ihn an, aber er erhielt keine Antwort. Der Gefangene verstand die Spanische Sprache nicht. Don Ludwig sprach sehr fertig arabisch. Sclave, sagte er, du hast meinen Sohn verwundet; wenn er stirbt, so erwarte kein Mitleid. Der Gefangne betrachtete Don Ludwig

Digitized by Google

mit einem gleichgültigen Blick, und antwortete: Hab' ich euch nicht schon gezeigt, daß ich mich nicht vor dem Tode fürchte? Geh, Christ, ich habe alles, was mir theuer ist, verloren; das Leben ist mir nicht mehr lieb. — Don Ludwig fragte ihn, aus welchem Theil der Barbarey er sey? — Aus der Barbarey? — erwiederte er, ich kenne kein solches Land. Du belegst mein Vaterland mit dem Nahmen. Aber wir geben ihn dem Lande der Christen. Mein Volk hegt eine unversöhnliche Feindschaft gegen das deinige, und was du auch thun magst, so kannst du dieselbe nicht vermehren.

Diese kühnen Reden, weit entfernt Don Ludwig zu erzürnen, gaben ihm einen hohen Begriff von seinem Gefangenen. Er bemerkte, daß dieser Afrikaner kein Mann von gemeinem Schlage sey. Einige Tage nachher, als Don Michael außer Gefahr war, beschloß der Vater im Ausbruch seiner Freude, seinem Gefangenen Beweise einer ausgezeichneten Achtung zu geben.

Die zwey Schwestern des Don Ludwig waren begierig, den stolzen Korsaren zu sehn. Er sandte ihn in ihr Zimmer. Seine edle Miene und sein bescheidnes jedoch nicht erniedrigendes Betragen setzte sie in Erstaunen. Don Ludwig benachrichtigte den Afrikaner, daß sein Sohn nicht länger in Gefahr sey, und daß er ihm seine Gefangenschaft so viel als möglich erleichtern wolle. Er wolle ihn nur als einen Gefangnen aufs Ehrenwort ansehn, und ihn bis auf glücklichere Zeiten als ein Glied seiner Familie behandeln. — Der Gefangene dankte ihm für seine gütige Gesinnung. Jeder Ort, sagte er, ist mir jetzt gleich. Es giebt nur einen, der mir Vergnügen machen konnte. Aber du bist noch eines erhabenern Edelmuths fähig; daher wag' ich es, mir eine Gunst von dir zu erbitten,

Digitized by Google

die in meinen Augen einen viel höhern Werth hat. Don Ludwig machte ihm Muth fortzufahren, und der Afrikaner sagte: Deine Leute haben mich geplündert, aber ich beklage mich darüber nicht. Es ist so die Gewohnheit bey dieser Art Kriegen. Ein unschätzbares Kleinod ist ihnen entgangen. Indeß möchte ich nicht immer so glücklich seyn. Ich möchte nicht immer in so gute Hände fallen, als in die deinigen. Daher bitt' ich dich, diesen Schatz in deine Verwahrung zu nehmen. Hiermit zog er ein Armband hervor, worauf ein schönes Gemälde war. Er drückte es an seine Lippen, und Thränen flossen aus den Augen eines Korsaren, der mit Thränen unbekannt zu seyn schien, dieß, sagte er, indem er Don Ludwig das Gemälde darreichte, dieß ist mein Schatz. In dem Augenblick da ich meine Freyheit wieder erlange, will ich ihn um jeden Preis, den du darauf setzen magst, auslösen.

Obgleich die beyden Schwestern seine Rede nicht verstanden, so bemerkten sie doch seine tiefe Rührung, und verstanden die Ausdrücke eines leidenschaftlichen Herzens. Sie betrachteten das Gemälde, und fühlten die zärtlichste Theilnehmung für einen so treuen Liebhaber. Don Ludwig gab ihm seinen Schatz lächelnd zurück. Bewahre du ihn selbst, sagte er. Er ist ohne Lösegeld dein, und er soll dir nimmer genommen werden. Der gerührte Korsar dankte Don Ludwig, und seinen beyden Schwestern, die so warmen Antheil an seinem Schicksal nahmen. Die Frauenzimmer konnten ihre Neugierde nicht unterdrücken, und verlangten zu wissen, für wen das Gemälde bestimmt sey. Er antwortete mit Ausdrücken der heißesten Leidenschaft. „Es ist die sehr unvollkommene Aehnlichkeit meiner Gebieterinn, der anbetungswürdigen Azide, die schöner „ist, als die Houri's des Paradieses, und deren Vollkommen-

„heiten

„heiten kein Sterblicher Gerechtigkeit wiederfahren lassen kann.“ Die Frauenzimmer lächelten über diese leidenschaftliche Antwort, und fragten aus welchem Lande die Schöne sey? Azida, sagte er, ist die Tochter des Ali Horuk von Tetuan. Der Nahme Horuk ist furchtbar im mittelländischen Meer. Er ist zwar ein rauher Korsar, aber in meinen Augen hat er das höchste Verdienst, denn er ist Azidas Vater. — Ihr kamt also von Tetuan? sagte Don Ludwig. Ja, erwiederte der Korsar, aber ich finde kein Vergnügen an diesem Umherkreutzen, da wir nur selten auf tapfre und immer nur auf schwache Feinde stoßen. Aber der unbiegsame Horuk will seine Tochter keinem andern als einem Seemann, der ihm gleicht, geben, und was würde ich nicht thun, um Azidas Hand zu erhalten? —

Indeß waren die mohrischen Schiffe nach Tetuan zurückgekehrt. Die Nachricht von ihrem Unfall und von der Gefangenschaft des Saydan konnte dem Horuk nicht hinterbracht werden, weil er eben damals an einer schweren Krankheit das Bett hütete. Azida war die erste, welcher diese schrecklichen Neuigkeiten zu Ohren kamen. Dieß war zu viel für ihr Herz, das schon durch den vermeinten Verlust ihres Liebhabers litt. Ihre weiblichen Bediente waren lange um ihr Leben besorgt, und es dauerte einige Tage, ehe ihr Thränen Erleichterung verschaften. Ach, rief die betrübte Schöne, ich weine, indeß Saydan vielleicht in Ketten liegt. Ist dieß ein Augenblick für Thränen, da ich zu seiner Rettung hineilen sollte? Sie ging augenblicklich, ihre goldnen Juwelen zu sammeln, und eilte zu ihrem Bruder Abdallah. Sie konnte nicht reden. Stillschweigend legte sie ihr Gold und ihre Juwelen vor ihm hin. Ihre

Blicke waren voll des unaussprechlichsten Jammers. Verzweifle nicht, meine theure Schwester, sagte der theilnehmende Abdallah; wenn der Engel des Todes seine Hand noch nicht nach ihm ausgestreckt hat, wenn er noch bloß Gefangener ist, so will ich für seine Befreyung stehn und dafür Sorge tragen. Ein Strahl der Hoffnung drang in Azida's Herz; sie drückte die Hand ihres Bruders mit der süßen Gewalt ungeduldiger Wünsche. Sorge dafür, sagte sie, aber es muß heut, es muß in diesem Augenblick geschehn. Abdallah verließ sie, um die nöthigen Maßregeln zur Befreyung ihres tapfern Geliebten zu nehmen. Aber er nahm nichts von dem Gold und den Juwelen an, die sie ihm in dieser Absicht gebracht hatte.

Abdallah suchte einen Mohren auf, der bey diesem unglücklichen Unternehmen zugegen gewesen war, und die Spanische Sprache redete. Er brachte ihn leicht dahin, das Geschäft — Saydan zu befreyen — zu unternehmen, und, da zwischen Tanger und Algesiras eine Gemeinschaft Statt fand, so schiffte er ohne Schwierigkeit in der Kleidung eines Spaniers zur Spanischen Küste über.

Saydan lebte indeß in dem Genuß der edlen Freundschaft des Don Ludwig und seiner Schwestern glücklich genug, daß er sich kaum selbst für einen Gefangenen gehalten haben würde, wenn er nicht von seiner angebeteten Azida getrennt gewesen wäre. Er hatte mit seinen dortigen Freunden häufige Unterredungen, wobey die edelmüthige Ergießung seiner Seele machte, daß jeder von ihnen das Verhältniß von Herrn und Gefangnen vergaß.

Digitized by Google

Wie ist es möglich, sagte einst Don Ludwig zu dem Afrikaner, daß ein Krieger wie du mit Seeräubern, mit den Feinden der Menschheit in Verbindung treten konnte? Herr! erwiederte Saydan, der Name Menschheit ist nicht bloß auf die Christen beschränkt, du mußt bedenken, daß zwischen den Mohamedanern von Afrika und den Christen ein beständiger Krieg Statt findet, welchen kurze und schlecht beobachtete Waffenstillstände kaum unterbrechen. Der Schwächere wird von dem Stärkern überwältigt, zum Sclaven gemacht, und nie ohne Lösegeld in Freyheit gesetzt. So weit sind beyde Parteyen gleich. Welch eine verabscheuungswürdige Gewohnheit, sagte Don Ludwig, durch Gewaltthätigkeit Sclaven zu machen, und die Menschen gleich Thieren zu verhandeln? Ich gebe zu, erwiederte der Afrikaner, daß unsre Gewohnheit Sclaven zu machen, zuweilen gewaltthätig und grausam seyn mag, aber nie ist sie niederträchtig. Deine Edelmuth gegen mich erheischt meine Dankbarkeit, und ich berufe mich auf dich selbst, ob ich dir nicht volle Gerechtigkeit wiederfahren lasse. Aber niemals hat bis jetzt ein Schiff unsre Hafen verlassen, um an den westlichen Küsten von Afrika einen entehrenden Handel zu treiben, dort Männer, Weiber und Kinder zu kaufen, die wir niemals kannten, und die uns nie etwas zu Leide thaten! Niemals führten unsre Schiffe diese unglücklichen Wesen zu entfernten Himmelsstrichen, dort ohne Erquickung, ohne Trost und Hoffnung ihr elendes Leben unter der Last der Ketten fortzuschleppen, und unter der Geißel ihrer grausamen Peiniger auszuhauchen. Niemals häuften wir Reichthümer auf, die der Ertrag des Schweißes und Blutes jener bedaurungswürdigen Schlachtopfer des fühlloseſten Geitzes sind.

Was kann wohl tadelnswürdiger seyn, als unschuldigen Menschen das größte Unrecht zuzufügen, sie in den Zustand des größten Elends zu versetzen, ohne ihnen die Mittel zur Selbstvertheidigung zu gestatten, indem der Beleidiger bey seinen Angriffen keine Gefahr läuft; und diese schändlichen Handlungen aus den niedrigsten und verächtlichsten Beweggründen zu begehn! Und doch sollen wir, die wir dieß Verfahren verabscheuen, die Feinde der Menschheit seyn? Welch eine seltsame Philosophie ist dieß? Ihr erleuchteten, ihr menschlichen Europäer, ihr wollt die Freunde des Menschengeschlechts seyn, und doch habt ihr Eingeweide von Eisen! — Ich für mein Theil will lieber ein Anhänger der edlern Philosophie des weisen Mehemed Taffer, Lehrers der großen Schule zu Fez, worin ich erzogen wurde, bleiben. Er lehrte mich, daß ein Volk hohen Kriegsruhm, glänzende Reichthümer besitzen, und wegen seiner Künste und Wissenschaft berühmt seyn, und dennoch keinen wahren Ruhm besitzen, ja sogar in Unwissenheit und Barbarey versunken seyn kann, wenn es die Beobachtung der allgemeinen Gerechtigkeit und Billigkeit vernachläßigt. Herr sollen wir die Europäer nach den Grundsätzen des Mehemet Taffer beurtheilen?

Mit solcher Freymuth unterhielt sich der edle Afrikaner mit seinem Ueberwinder. Bey andern Unterredungen erwähnte Saydan der Vertreibung der Mauren aus Granada und der treulosen und grausamen Behandlung derselben, die auch Don Ludwig beklagte. Wir sind, sagte er, für diese falsche und unmenschliche Politik genug bestraft. Der bemerkbare Verfall unsrer Monarchie begann in dem Zeitraum als eure Vorfahren daraus vertrieben wurden.

Digitized by Google

Der Mohr, den Abdallah abgeschickt hatte, die Befreyung des edlen Saydan zu bewirken, langte bald im Schlosse des Don Ludwig an. Er erstaunte, als er den Korsaren in einer Gefangenschaft antraf, die in Tetuan gar nicht bekannt war. Er überreichte ihm die Briefe von Abdallah und Azida. Mit welchem Entzücken betrachtete der Heißliebende die bekannten Schriftzüge seiner angebeteten Gebieterinn! Er war einige Augenblicke unfähig, den Brief zu öffnen und seinen unschätzbaren Inhalt zu lesen.

Azida an Saydan.

Ach! Saydan! Saydan! wo bist du? Wenn dich der Engel des Todes — — Ich schaudre vor dem Gedanken. Aber wenn du noch lebst, wenn die Schriftzüge, von der Hand deiner getreuen Azida gezeichnet, dich erreichen sollten, so nimm das Gold und die Juwelen, welche der treue Markon dir überliefern wird. Gieb alles zu deinem Lösegeld hin, und verlaß das schändliche Land. Mein Bruder wird einen Boten nach Mantesa schicken, um Hamet Muley Zegri von unserm Unglück zu benachrichtigen. Kehre augenblicklich zurück, wenn du noch liebst deine

Azida.

Saydan brannte vor Begierde seiner schönen Gebieterinn zu gehorchen. Er begab sich zu Don Ludwig, welcher seinen Gefangenen zu sehr hochschätzte, als daß er ein Lösegeld für seine Befreyung hätte nehmen sollen. Das Gewerbe eines

Digitized by Google

Kaufmanns war zu sehr unter der Würde eines edlen Spaniers, und es stimmte mehr mit seinem hohen Ehrgefühl überein, die Losgebung einer Anzahl Christen, dem Range Saydan's gemäß, gegen seine Freylassung zu verlangen. Eben war er mit diesem Vorschlag beschäftigt, als Saydan hereintrat, und ihm die Briefe nebst dem Lösegeld einhändigte. Aber wie sehr stieg die Angst des Afrikaners, als er in Don Ludwigs Blicken eine plötzliche Veränderung wahrnahm. — Wer bist du? fragte er, wie ist dein Nahme? — Mein Nahme, erwiederte der Gefangne, ist zu berühmt, als daß ich ihn verbergen könnte. Ich heiße Saydan Zegri. — Wie? sagte Don Ludwig, bist du ein Zegri? Ist dieß wahr? Ich bin von einer Familie, erwiederte er, der die Falschheit, jenes verächtliche Laster niedriger Seelen, unbekannt ist. Ich bin ein Zegri! — Ich habe doch gehört, sagte Don Ludwig, daß Hamet Zegri keine Nachkommenschaft hinterlassen habe, oder daß sie zu Marokko ausgestorben sey. Ich wundre mich, entgegnete Saydan, daß du den Nahmen Hamet kennst. Er war ein großer Mann. Wenn sein Monarch seinen Werth gekannt hätte, so würde Ferdinand mit seinen Soldaten vor den Mauern von Granada umgekommen seyn. Nach dem Verlust dieser Stadt entschloß sich Hamet, weder ein Christ zu seyn, noch zu scheinen. Er nahm seinen Wohnort zu Marokko. Seine Nachkommen wohnten dort länger als ein Jahrhundert, bis auf meinen Urgroßvater, Ibrahim Zegri. Dieser zog sich vor den Stürmen eines ränkevollen despotischen Hofes nach Manteſa, in der Provinz Tremecen zurück, wo wir große Güter besitzen, und wo Hamet Muley Zegri und ich geboren wurden. — Don Ludwig reichte Say-

dan die Hand. — Ich stamme, sagte er, von Isuf Ferez, Bruder des Hamet Zegri, ab; komm, und umarme einen Zegri. — Herr, bist du auch ein Zegri? rief Saydan aus. Ich glaube es, ja ich glaube es. Dein Betragen gegen mich ist dieses Nahmens würdig. — Don Ludwig ließ seine Schwestern rufen. Hier ist ein Zegri, sagte er, indem er ihnen Saydan vorstellte. Er ist von unsrer Familie. Die Schwestern hörten diese Neuigkeit mit eben so viel Vergnügen als Erstaunen, und die folgende Scene vereinigte, die Freude der Entdeckung mit der Wiedergabe eines Freundes, der lange für seine Familie verloren war.

Dieß wird denen nicht sonderbar vorkommen, welche wissen, wie sehr der Spanische Adel auf berühmte Vorfahren stolz ist; daß auf dem Nahmen eines alten Hauses eine Art von Heiligkeit ruht, die alle, welche ihn führen, zu einer vorzüglichen Achtung berechtigt, und daß das Blut der maurischen Eroberer von Spanien noch in den Adern einiger der edelsten Familien Spaniens fließt.

Durch diese unerwartete Entdeckung ward die Lage der Dinge sehr verändert. Sie verschaffte Saydan die Bekanntschaft mit der Spanischen Linie seiner berühmten Familie. Sie gab ihm ohne irgend ein Lösegeld seine Freyheit, und die Gewißheit seine Azida wiederzusehn. Aber dieser glückliche Vorfall verzögerte natürlicher Weise seine Abreise. Don Ludwig konnte und wollte Saydan nicht ohne reiche Geschenke und in einer Lage und mit einem Gefolge, des Nahmens der Zegri würdig, entlassen.

Digitized by Google

Endlich rückte der glückliche Zeitpunkt der Abreise näher. Allein so ungeduldig auch Saydan war, seine Geliebte Azida wiederzusehen, so konnte er doch diese treflichen Zegri's nicht ohne Bedauern verlassen. Es ist unmöglich, eine Trennungsscene zu beschreiben, wobey alle theilnehmende Personen jene Gefühle des Edelmuths äußerten, welche der menschlichen Natur zur Ehre gereichen. Don Ludwigs Sohn begleitete Saydan nach Algesiras. Er schenkte ihm einen reich mit Diamanten besetzten Ring. Nimm diesen Ring, sagte er, für die schöne Azida. Wenn ihn Saydan ihr als die Gabe eines Zegri überreicht, so kann sie sich nicht weigern ihn anzunehmen. Die beyden Zegri's schieden von einander, und das Afrikanische Fahrzeug, verschwand den Augen sehr bald.

Drey Monat nachher langte ein Spanier, den Saydan losgekauft hatte, in dem Schlosse des Don Ludwig an. Er benachrichtigte ihn, daß das Schiff, welches ihn nach Karthagena gebracht habe, mit einer reichen Fracht für seine Rechnung beladen sey, und übergab ihm folgenden Brief.

Der gefangene Saydan,

an seinen edelmüthigen Herrn.

Du und die Deinigen, Herr, sind unaufhörlich in dem Herzen des Saydan. Er geitzt nach euern Glückwünschen; denn er ist der Gemahl der Azida. Mein theuer Herr, du kannst versichert seyn von der Freundschaft meines Bruders Hamet. Er hat deine Geschenke empfangen. Nimm du auch die unsrigen an. Außer denen, welche du unter unsre edlen

Verwandten vertheilen wirst, empfängst du zwey Arabische Pferde mit ihrem Geschlechtsregister. Wir bestimmten das eine für dich und das andre für den jungen edlen Zegri, Don Michael. Azida trägt seinen Ring; sie sendet ihm eine Scherfe von ihrer eignen Hand gestickt. Ach! theurer Herr! ihr seyd nicht hier und wir sind nicht dort bey euch. Dieß ist der einzige Kummer des glücklichen Gemahls der Azida. Warum trennte das Schicksal mit solcher Grausamkeit zwey Zweige einer Zeder, die einst so hoch emporstrebte? Möge der Gott aller Völker die Zegri's von Spanien und Afrika beschützen, und wenn ihr nach unsern Küsten hinblickt, so sagt, Sayidan Zegri ist dort und liebt uns. Lebt wohl.

IV.

Kabbalistische Fragmente.

Vorerinnerung.

Diese Fragmente wurden mir den 22ten Juny 1788 in meiner Abwesenheit ins Haus gebracht. Ich wußte weder wie ich zu ihnen, noch zu der Ehre eines Geschäfts käme, das mir ein dabey befindlicher anonymer Brief auftrug. In demselben nehmlich wurde ich angewiesen „bey den mir bekannten (?) Einsichten in der Rabbinischen Sprache und den kabbalistischen Schriften zu untersuchen: ob beygelegte Fragmente wirklich Hebräischen Ursprungs wären? Von den Resultaten meiner Nachsuchung sollte ich binnen acht Tagen an eine angewiesene Adresse Bericht abstatten."

Der Auftrag hatte ein gar gewaltig misteriöses Ansehen, und machte mir schon dadurch nicht die größte Lust ihn zu übernehmen. Ueberdieß war die anberaumte Zeit von acht Tagen viel zu kurz, um nur kabbalistische Bücher anzuschaffen, geschweige die mir aufgetragne Arbeit zu vollenden — eine Arbeit, die um so mehr erschwert ward, als die Quellen bey den Fragmenten nicht angegeben waren, und sie also nur auf gerathewohl aufgesucht werden konnten. Endlich, gestehe ich es offenherzig,

Digitized by Google

wußte ich nicht, weshalb ich mich diesem mühseligen, und sich auf keine Weise selbst belohnenden Geschäfte unterziehen sollte — dem nehmlich, ungeheure Hebräische Folianten voller Unsinns durchzulesen, um höchstens ein Paar Parallelstellen für jemand herauszusichten, den ich nicht kannte, und der meine Bemühung vielleicht, als ein ächter Kabbalist, mit einer Anweisung auf den jüngsten Tag, bezahlt haben möchte.

Ich schickte daher das Manuscript an die Adresse, führte die oben angegebenen Gründe als Entschuldigung an, weshalb ich den Auftrag ablehnte; und fügte hinzu, daß ich mir eine Abschrift von den Fragmenten hätte machen lassen, damit ich mit Muße arbeiten könnte, wenn es dennoch verlangt und die Belohnung meiner Arbeit mir angezeigt werden sollte. Den 7ten September erhielt ich eine zweydeutige Antwort; und sie bestimmte mich, an die ganze Sache nur in sofern noch zu denken, als ich durch Nachfragen etwa entdecken möchte, von wem sie mir käme, und wer es von mir so genau wüßte, daß ich mich in meinem funfzehnten oder sechszehnten Jahre mit dergleichen Schriften abgegeben hätte. In dem kleinen Zirkel meiner damaligen Bekanntschaft, konnte mir, alles Fragens ungeachtet, niemand Auskunft geben, und nach der Zeit habe ich fast gar nicht mehr daran gedacht: so, daß das Räthsel mir noch immer unaufgelöst geblieben ist.

Ich würde der Fragmente vielleicht ganz vergessen haben. Ein Vers im Koran, der einige Aehnlichkeit mit einer Stelle in denselben hat, brachte sie wieder in mein Gedächtniß zurück, und bewog mich, sie zur Hand zu nehmen. Da fand ich nun, daß sie doch so manches Goldkorn enthielten, das für den, der es weiß, daß die Kabbale nicht die Kunst reich zu werden lehre, wohl verdiente an Tag gefahren zu werden, und daß der

Digitized by Google

Verf. vielleicht weniger zu sagen geglaubt haben mag, als er wirklich gesagt hat. Ich glaube daher, dem Publikum nicht zu mißfallen, wenn ich ihm hier einen Theil der Fragmente mittheile, einige Anmerkungen über die Hebräischen Kabbalisten voranschicke, und die Fragmente selbst mit Parallelstellen und Anmerkungen begleite, die sie dem Publiko nicht unverständlicher lassen sollen, als — sie mir selber sind. Schließlich muß ich noch hinzusetzen: sollte sich jemand, durch Aufweisung des Petschafts und des übrigen ungedruckten Theils der Fragmente, als Eigenthümer legitimiren, und mir mein Recht auf dieselben streitig machen wollen, so bin ich erböthig, ihm, nicht nur das dafür erhaltene Honorarium, sondern auch die Ehre, Verfasser derselben zu seyn, gutwillig abzutreten.

L. Bendavid.

Kurze Anmerkung
über
die Hebräischen Kabbalisten.

Die Kabbalisten, (Bahle Kabbala) oder Männer die Ueberlieferungen besitzen, lassen sich, ihren Schriften nach, in zwey Hauptklassen abtheilen: in spekulative und in praktische.

Diese (von denen größtentheils nur noch Fragmente vorhanden sind) waren fast ohne Ausnahme entweder absichtliche oder betrogne Betrüger. Der größte Theil der Menschen, dem das Göttliche unverständlich, und nur das Unverständliche gött-

Digitized by Google

lich ist, war vormals, was er noch jetzt ist — leichtgläubig. Jeder, der warmes Interesse an seinem Wohl und Wehe zu nehmen schien; jeder, der seine Wißbegierde täuschte, wenn auch nicht befriedigte; und jeder, der mit einer heiligen, frömmelnden Miene, Schamlosigkeit genug verband, die zügellosen Geburten seiner zerrütteten Einbildungskraft für unmittelbar von der Gottheit ihm geoffenbarte Gedanken auszugeben — war dem Volke Freund, Lehrer und Heiliger. Aber dem Freunde trauet man, der Lehrer weiß mehr als sein Schüler, und der Heilige kann nicht fehlen; wer wagt es, gegen einen Mann seine Stimme zu erheben, in dessen Person der Volksruf, Aufrichtigkeit, Sachkenntniß und Unfehlbarkeit huldigt? Er kann mit der verblendeten Menschheit, wie mit einer Puppe spielen, niemand erdreistet sich, es zu hindern. Glücklich genug, wenn er, um seinen Einfluß zu behaupten, nur solche Mittel wählt, die dem Körper unschädlich sind, sollten sie auch in dem Geiste, auf einige Zeit, verderbliches Gift ausstreuen. Der Heuchler kann nicht unentdeckt bleiben, und die Gesundheit des Körpers heilt dann bald seine kranke Schwester, die Seele. Das war aber nicht immer der Fall mit den Kabbalisten von denen ich spreche. Die Arkana, die sie verkauften, und die größtentheils in Amuleten, in Vorschriften bestanden, wie man die Wörter Adonai, Elohim etc. nach unbekannten Schlüsseln versetzen müßte, um diese oder jene Wunderkur zu verrichten, — diese Arkana, sag' ich, konnten nur durch religiöse Vorbereitungen, durch Fasten, Beten und Kasteyen recht wirksam seyn; und so schwächten sie den Geist und den Körper auf gleiche Wege, durch Entziehung der ihnen gehörigen Nahrung, — Wahrheit und Speise.

Es wäre unnütz auf Schriften dieser Art zu verweisen. Aber ein kleines Büchlein, Gebrauch der Psalmen (schimusch The-

Digitized by Google

hilim) genannt, das der kleinen Amsterdamer Ausgabe der Psalmen, gewöhnlich beygedruckt zu seyn pflegt, mag aussagen, ob mein Urtheil zu hart oder ungegründet sey. Der königliche Sänger sollte dem Verf. dieses Büchleins nicht der bloße Dichter seyn, dessen Worte die Seele in eine angenehme Stimmung versetzen; seine Worte mußten ihm auch Heilkraft für den Körper haben, und diese herauszulocken wird in gedachter Broschüre gelehrt.

Die spekulativen Kabbalisten lassen sich, wenn man will, hinwiederum in Philosophen und Dichter eintheilen. Ich sage: wenn man will. Denn eigentlich giebt es weder Philosoph noch Dichter unter ihnen. Ohne den mindesten systematischen Vortrag, ohne sich an irgend eine logische Regel zu binden, erlaubt sich ihre Philosophie gleichsam lyrische Sprünge von einem Gegenstande zum andern; und verbindet Sätze durch Aehnlichkeiten, die sie nur in dem Kopfe des Verfassers zu haben schienen und die wieder aufzufinden, ihm selbst einige Jahre nachher, vielleicht eben so schwer geworden seyn mag, als sie es jedem seiner Leser ist. Hingegen gehn, von der andern Seite, ihre Dichter einen so langsamen, bedächtigen Schritt, daß ein mittelmäßiger Geher, den Weg meistens schon längst zurückgelegt hat, auf dem sein Führer noch Stundenlang verweilt.

Wenn man daher diesen für einen Dichter, jenen für einen Philosophen ausgiebt; so geschieht es meistens auf Verlangen der Verfasser selbst. So würde es Rabbi Moses Karrari der Verf. des Buches Paradies (sepher hapardes) sehr übel nehmen, wenn man ihn nicht für einen mächtigen Weltweisen hielte. Freylich kommen bey ihm dann und wann Stellen vor, die seine Bekanntschaft mit der Pythagorischen Philosophie einigermaßen verrathen; freylich ist die Absicht des Rabbi, der Kabbala, durch häu-

fig eingestreute denn und also, einen philosophischen Mantel umzuhängen. Aber wehe dem, der von dem Rabbi die Lehren jener Schule zu erlernen, oder bey ihm vernünftige Aufschlüsse über die Kabbala sucht! Er findet gewöhnlich nichts als spitzfindige Beweise zur Entscheidung zwischen zwey Meinungen, die beyde gleich unsinnig sind. So wird im 5ten Kapitel untersucht: ob von den zehn Eigenschaften Gottes (bey ihm Rinnen Zinorth genannt) Verstand u. s. w. zur rechten oder linken Hand stehen müsse. Beydes wird durch Sprüche aus Exod. erhärtet, und das Ganze durch einen gar saubern Holzschnitt aufs faßlichste anschaulich gemacht.

Das Bestreben des Menschen von der Gottheit mehr wissen zu wollen, als ihm vergönnt ist, verdient Entschuldigung. Wir möchten gern das Wesen näher kennen, dem wir alles zu verdanken haben. Kopf und Herz fordert uns zu Betrachtungen dieser Art auf; und der denkende Kopf, dem es an Vorkenntnisse, an Anleitung fehlt, muß auf Schwärmerey verfallen. Er fühlt sich von dem Wesen aller Wesen angezogen, fühlt dessen Hand überall, und möchte überall gern seine unmittelbare Wirkung sehn. Erscheinungen, deren Ursachen ihm unerklärbar sind, werden daher unmittelbar von der Gottheit gewirkte Wunder für ihn; aber weil sie doch ziemlich regelmäßig erfolgen, so müssen sie nach einer Regel hervorgebracht, werden Wunder vielleicht von Menschen gewirkt werden können. Trifft es sich dann, daß ein mistriöser Gebrauch zufälliger Weise einer Erscheinung vorhergeht, so ist er das Mittel zur Hervorbringung derselben, und der Mann, der das Geheimniß besitzt, ein Wundermann. So entstand wahrscheinlich, nicht selten in dem besten Herzen, der Glaube an die Wirksamkeit der Amuleten und der heiligen Nahmen der Gottheit.

Digitized by Google

Der Rabbi Moses (von dem ich nur deshalb so viel spreche, weil eins der Fragmente von ihm herzurühren scheint) vertheidigt im 7ten Kap. den Gebrauch der Amuleten und der heiligen Nahmen auf eine Art, die wahres Mitleiden verdient. So auffallend und eigen seine Beweisgründe auch sind, so sehr würde ich doch meine Leser beleidigen, wenn ich sie anführen wollte, indem sie, ohne genaue Kenntniß der Hebräischen Sprache, unverständlich bleiben müßten. Immer zeigen sie aber von dem unermüdeten Hange des Mannes zur Spekulation, und von einem aufrichtigen Bestreben, sich Dinge zu erklären, die keine andre Erklärung haben, als — daß sie nicht wahr, und nicht die Ursache zu den Wirkungen sind, die man ihnen zuschreibt.

Die Schreibart der Kabbalisten, der Philosophen sowohl als der Dichter, ist, wie in vielen rabbinischen Schriften, eine Art von gereimten Halbversen, in denen der Reim nicht selten die Krücke ist, an der der Gedanke forthinkt.

Noch giebt es eine dritte Klasse der Kabbalisten, die aber nicht mit den sogenannten Bahle Kabbala verwechselt werden muß. Sie besteht größtentheils aus didaktischen Dichtern, die in einem etwas blühenden Styl, Lücken in der Schöpfungsgeschichte, der Geschichte der Patriarchen, u. s. w. auszufüllen, und einstweilen auch wohl manche nützliche Lehre beyzubringen suchen. Sie geben ihre Worte freylich ebenfalls für uralte Traditionen aus, deren erster Ueberlieferer die Gottheit selbst gewesen seyn soll. Aber sie unterscheiden sich doch darin von den eigentlichen Kabbalisten, daß ihre Absicht unsträflich und nicht selten erbaulich gewesen. Die Bücher Breschith Rabba, Medrasch Rabba, Medrasch Thanchume gehören hieher.

Ver-

Vergleicht man das, was über die Kabbalisten gesagt worden, mit unserm Fragmentisten, so wird man, bey einer nur flüchtigen Uebersicht leicht bemerken, daß seine Fragmente nicht ganz aus der jüdischen Kabbala hergenommen seyn können. Die Strahlen einer ächten geläuterten Philosophie, die in ihnen doch manchmal, wenn auch äußerst selten, hervorblicken, können ihren Ursprung nicht in jenem Nebel haben, mit dem die Kabbala umgeben ist. Einzelne Stellen verrathen freylich seine Bekanntschaft mit Schriftstellern dieser Art; und diese, die ihm einer weitern Ausführung fähig geschienen haben mögen, mögen auch den Fragmenten die Entstehung gegeben haben. Aber man sieht, bey aller Gewalt, die der Verfasser derselben sich anthut, den dunkeln Styl der Kabbalisten nachzuahmen, dennoch deutlich genug ein, daß das Ganze ein Machwerk eines Neuern sey; und wohl ihm, wenn seine Absicht mit demselben, bloß seine eigne Belustigung gewesen ist!

Kabbalistische Fragmente.

No. 1.) Gott ist nicht die Welt, lehrt euch die Vernunft mit Gründen, die Vernunft zu widerlegen nicht im Stande ist. Gott und die Welt sind eins, sagt man euch anderswo. Wer entscheidet? (1) Kennte ich meine Seele, wie die Dinge außer mir, und meinen Körper wenigstens so gut als meine Seele, (2) so könnte der Mensch es wagen zu entscheiden. Wer bin ich? — Bin ich ein Theil der Gottheit? Ist die Welt nur in mir, und ich der Erschaffer, der Erhalter des ganzen Universi? Meine Begriffe vom Unendlichen deuten mir das mit klaren Zügen, die un-

verkennbar sind, so unverkennbar als deine Lehren mein Erlöser! Was ich nicht sehe, nicht höre und fühle ist für mich todt, und die Schöpfung hört mit meinem Ideenvorrath für mich auf. Ich fühle den Gang der Zeit nur durch das Angenehme, nur durch das, was mit meinem Ich im Streit ist. Das Angenehme hat keine Zeit, giebt in uns kein Maß für dieselbe an: und könnten wir daher, dem Schicksal zuwider, alles ins Angenehme verwandeln, so wäre keine Zeit; so wäre ich, o mein Erlöser! mit dir eins, dein Zeitgenosse. Ich wäre in dir, und weidete mich an deinem Glanze; fiele, von deiner Gottheit gerührt, auf meine Kniee nieder, und betete an, und riefe aus: Eli! Eli! Pekadetani! (Gott, Gott, du hast mein gedacht!) Müßte ich nicht auf den Gang, auf die Uebersicht des kleinsten Raumes, Zeit anwenden, wäre der Raum vorwärts nicht das sinnliche Bild der geistigen Zukunft, so würde ich dich umfassen, ewige Ausdehnung, du zehnter und nicht dritter Theil der Gottheit. (3) Dieß Bild würde sich auf meine Seele abmahlen, würde mir den wahren Gegenstand entdecken, und ich würde dich, vergangene Zeit! in der Möglichkeit so weit vor mir sehn, als du in der Wirklichkeit hinter mir bist. Dann vereinigte ich das War, Seyn und Werden in mir, dann lebte ich im wahren Jehova! Verstehst du Mensch das Wort Jehova im rechten Verstande? (4) Ich war, bin und werde seyn, unabhängig von Zeit und Raum; und das bist du Mensch, wenn du in ihm lebst. Das lehrte dich dein Heiland durch seinen Gesandten †††. Aber du verstandest ihn nicht, schweiftest auf anderer Fährte und glaubtest, das sey der rechte Weg. Du hastetest an der alten Lehre in der neuen, und wähntest die Wahrheit lasse sich mit Fingern greifen.

War ich, so werde ich seyn. Ich bin; und dieses vereinigt sie beyde, das Vergangene mit der Zukunft. Ich entsproß aus

den Lenden meines Vaters von Ewigkeit her. Denn die Ewigkeit liegt in mir. Und so werde ich ewig seyn, und anbeten und mich weiden an dir schrankenlose Ewigkeit, du zehnter und nicht neunter Theil der Gottheit. (3) Ich weiß mich nicht zu finden in diesem großen Irrgarten; ich kenne nur das Jetzige. Das Vergangne ist für mich vergangen, und die Zukunft soll erst seyn; und beyde sind in greifsbarer Egyptischer sechstägiger Finsterniß gehüllet. Aber dafür wirst du sorgen, mein Heiland! Du wirst mich herumführen in der Zukunft, und mir durch sie die Vergangenheit verständlich machen.

Verstehst du Mensch die Kette der Dinge? siehst du ihren Anfang und ihr Ende? Ich weiß, du glaubst es, aber du irrest gröblich. Es ist eins, eins mit Dir in Zeit und Raum, in Ort und Stunde. Drehe der Kette beyde Enden zusammen, und lege das Obere unten, und das Untere oben, so hast du die Zukunft in Vorwelt und die Vergangenheit in Nachwelt verwandelt. Du aber bleibst an Deinem Orte stehen. (5) Du Mensch bist das Chaos, das Urwasser aus dem die sechstägige Welt erschaffen ward, und du mein Heiland! der Geist Elohims, der darauf schwebte. Ich wünschte noch weiter gehn und euch auch das Brachjahr und die heilige Zahl sieben verständlich machen zu können. Aber hier sind meine Schranken; das läßt sich durch Worte nicht ausdrücken, und Gefühl kann man in der Hülle nicht durch todte Worte erregen.

No. 4.) Der Gang der Aufklärung, ein kabbalistischer Traum.

Erste Periode. Der Adamssohn schlief und sein Geist überschauete ohne Hülle das Universum. Da entsproß in Libanon Moos aus einem Felsen und verwandelte sich in Erde, worauf Gras wuchs, die wiederum zu ihrer Mutter zurückkehrte und

neues und mehreres Grün gewann. Der Geist staunte, und suchte den Felsen, den Vater des vielen Grünen, und fand ihn nicht mehr. Er kniete nieder und betete Abba! Abba! lama asabtani! (Vater! Vater! warum hast du mich verlassen?) Sein Gebet ward erhört, und Enoch du erschienst. Du vaterloser Mensch (6) räumtest Gras und Erde und Moos vom Felsen weg, und er ward sichtbar auf einem Augenblicke. Denn, o Enoch! Du bliebst nicht bey ihm. Deine Zeit war nicht da. Sie suchten ihn, aber er war nicht da, denn Gott hatte ihn zu sich genommen.

Zweyte Periode. Nun fiel der Geist nieder und weidete sich im Anschauen des Vaters, und vergaß der Zeit. Aber da ging die Sonne über den Fels auf, und Regen befeuchtete ihn, so daß Moos und Erde und Gras wieder kam, den Geist mit einwickelte, und durch aufeinandergehäufte Jahre ein großer Wald und Berg und Thal darauf wuchs. Der Geist war dem Vater nahe, aber beschränkt von allen Seiten um und um. Da fiel der Geist zum zweytenmale vor den Vater nieder, und betete: Iehova ma raba Zarai! Rabbim Kamim alai, bis ans Ende, (dieß ist der Anfang des 3. Kap. der Ps.) Das erhörte der Vater und schickte ihn in der zweyten Sendung, der ihm bey der Menschmachung sagte: Im beeneka tob, beeni lo Kalscheken, (wenn es dir gefällig ist, was sollte ich dawider haben?) Er sagte ihm, gehe! lasse dich herab und bediene den Geist für den du so wohl gesprochen. (7) Und er kam, und suchte den Wald niederzuhauen, den Berg zu ebnen, den Geist zu befreyen und den Felsen überall zu zeigen. Aber er hauete die Zeder mit um, legte keinen Quell an, der den Stamm derselben erhalten konnte, und fuhr auf feurigem Wagen gen Himmel — o! daß ich nicht lästere — unverrichteter Sache.

Digitized by Google

Dritte Periode. Frey athmete der Geist nun, schweifte überall umher und kehrte nur dann und wann zum Felsen zurück. Er blieb wohl Jahrhunderte von ihm entfernt. Aber als er nun den Vater besuchen wollte, da sah er, wie Unkraut die schönen Säfte des Zeders *) aussogen, daß er nimmer wieder gedeihen konnte. Disteln umschlangen den Stufen, und die Wurzel war von Würmern zerfressen. Es jammerte der Geist seines Außenbleibens. Aber er wagte es nicht mehr den Vater anzustehen; denn er wußte nicht, wo er ihn finden sollte. Die Zeder war nimmer da; der Wohnsitz des Ewigen zerstört, und kläglich rief die Stimme: weh mir! ich habe mein Haus zerstört und meine Kinder vertrieben! (8)

No. 11.) Die Sonne (9) hatte sich schon ins Meer gesenkt, um sich von der Hitze des Tages abzukühlen; und die Sterne kamen aus ihren Scheiden hervor, dem blinden Sterblichen einen kleinen Schimmer wieder zu gewähren; als unserm Vater Abraham ein mächtiger Schauer überfiel. Es war die Anwesenheit des göttlichen Geistes, der auf ihn wirkte, und aus ihm sprach. So sprach er indem er auf die Erde fiel und betete: Herr! ich habe gesündigt, vergieb! vergieb, wenn ich durch Fragen noch mehr sündige. Ein großes Licht war da, erlosch, und kleinere Lichter kamen zum Vorschein. Kann das kleine und mehrere nicht beym größern wenigen bestehen, muß die Vorwelt leiden, wenn die Nachwelt glänzen soll? Und Gott antwortete: groß wird seyn dein Lohn. — Herr! erwiederte der Patriarch, ich habe gesündigt, vergieb! vergieb wenn ich durch Fragen noch

*) Da diese Fragmente mit diplomatischer Genauigkeit abgeschrieben sind, so wird man mir es nicht zur Last legen, wenn ich Sprachschnitzer nicht verbessert habe. M.

Digitized by Google

mehr sündigen sollte. Das große Licht, das ich sah, erlosch, aber kleinere Lichter sprangen aus seinen Lenden. Mein Lebensfaden ist abgeschnitten; aus mir entstehen nicht Kinder meiner Art. — O! ich werde von dannen gehen, und welchen Ersatz kann ich erhalten, da ich abgeschnitten von allem weggehe, mit dem leidigen Haustrost: Gott wird dir helfen. Und Gott antwortete, du wirst Kinder haben, die aus deinen Lenden gehen werden; in diesen wirst du leben. Sie werden an Zahl den Sternen gleichen, die du nicht zählen kannst; Sie werden wie jene, eine Nacht (10) glänzen, und die Ankunft der Sonne erwarten, um verdunkelt zu werden; Sie werden sie fürchten, diese Ankunft, weil sie ihnen gänzliche Zerstörung drohet; aber diese Zerstörung wird nur scheinbar seyn. Sie wird der 400jährigen Knechtschaft gleichen, in der ein fremdes Volk deine nächsten Erben halten wird. Das Volk wird den Körper lange zwingen; aber das wird sie nicht zerstören; sie werden leben, sich vermehren, und wachsen bis zum Reifwerden, wo Ich mit meiner Allmacht, sie dann herausziehen werde zur eigenen Herrschaft. Verklärt fiel nun der Greis Abraham auf sein Antlitz nieder, glaubte den Worten des Ewigen, glaubte an Unsterblichkeit — das erwarb ihm die Gunst des Ewigen; und ihn bedurfte der Herr nur nach Gerechtigkeit, nicht mit Gnade zu richten.

Anmerkungen.

(1) Gott und die Welt ist eins ꝛc. — Daß Spinoza sein System aus den Kabbalisten geschöpft haben soll, ist eine bekannte Meinung. Ob aber dieses wirklich die Stelle ist,

Digitized by Google

die er benutzt hat, glaube ich kaum. Wenigstens habe ich sie nirgends bey einem mir bekannten Kabbalisten gefunden. Mir scheint es eher, als wenn der Fragmentist diese erste No. nach dem Spinoza verfertigt habe. Will man mit diesem Weltweisen dogmatisiren, so sind Raum und Zeit nur Wirkungen unserer Einbildungskraft, die gar keine objektive Gründe außer uns haben. Die ganze unermeßliche Zeit, sammt dem unendlichen Raume drängt sich in einem Nu zusammen; der Enkel lebt mit seinem Großvater zu gleicher Zeit, und der Bewohner des Uranus mit dem Erdbewohner an einem Orte. Denn ihm zu Folge ist alles in Gott, d. h. der Zeit und dem Raume nach untheilbar. — Dieß ist der Sinn, den neuere Weltweise in die Meinung des Spinoza gelegt haben; in seinen Schriften steht sie nirgends so deutlich, daß man nicht glauben könnte, als hätte er der Gottheit eine Ausdehnung gegeben. Es wäre daher äußerst merkwürdig, wenn diese No. 1. der Fragmente sich wirklich bey einem Kabbalisten fände, indem sie dann ganz die wahre Meinung des Spinoza an den Tag legen würde.

(2) Kennte ich meine Seele ꝛc. Dieser Satz, der augenscheinlich eine Nachäffung des Carteſianiſchen Satzes: daß wir von unserer Seele mehr wüßten, als von unserm Körper, seyn soll; enthält, wie er hier ausgedruckt ist, einen offenbaren Widerspruch. Unser Körper ist so gut ein Ding außer mir, als jedes andere Ding; und weiß ich von diesen weniger als von meiner Seele, so weiß ich auch von meinem Körper weniger als von ihr. Des Cartes hat aber in seinem Satze, unter Körper, wahrscheinlich alle Dinge außer uns verstanden, und dann ist er eine Folge eines jeden dogmatischen Systems der Dualisten. Denn unser Körper sowohl, als die Dinge außer uns, sind Erscheinungen, und ihre Eindrücke auf uns, wenn ich mich so aus-

drücken darf, transitorisch. Wir wissen nichts weiter von ihnen, als daß sie Eindrücke auf uns machen, und wissen nichts länger von ihnen, als so lange sie es thun. Hingegen ist das innere Bewußtseyn, nach diesen Systemen, die Erkenntniß eines Dinges an sich und permanent. Die kritische Philosophie macht hierin eine Ausnahme. Sie hält, mit Recht, die ganze Erkenntniß unsers Ichs für Erscheinung, und nach ihr wissen wir von Seele und Körper gleichviel.

(3) Ewige Ausdehnung, du zehnter und nicht dritter Theil der Gottheit, und weiter unten: schrankenlose Ewigkeit, du zehnter und nicht neunter Theil der Gottheit. Der Rabbi Moses Karrari hat in seinem Buche Paradies ein Kapitel, das zur Ueberschrift führt: Zehn und nicht neun. In demselben sucht er darzuthun, daß der Eigenschaften Gottes nothwendig zehn und nicht neun wären. Ewigkeit findet sich unter denselben, wenn man das Wort (Nezach) Beständigkeit, dafür nehmen will. Ausdehnung aber der Gottheit beyzulegen, fällt ihm nicht ein. Doch gestehe ich, daß die Vbiquitas von den meisten Kabbalisten für Ausdehnung gehalten wird. Selbst der Rabad, der feinste Kommentator und eifrigste Gegner des Maimonides, sagt in einer Stelle seines Kommentars zum Iad hechiaka des Maimonides: „Viele, die weit besser sind als er (Maimonides) stellen sich Gott ganz sinnlich vor, und ihr Glaube leidet dadurch gewiß nichts.“ Ob aber ein jüdischer Kabbalist von einem dritten Theil der Gottheit sprechen kann, bedarf wohl der Untersuchung nicht.

(4) Verstehst du Mensch das Wort Jehova ꝛc. Das Wort Jehova ist wirklich eine Synkopen von (Iiheje)

Digitized by Google

er wird seyn, (Howa) er ist, und (Hoia) er war. Der Kabbalist hält daher diesen Nahmen sehr ehrwürdig und glaubt, wenn derselbe gehörig gebraucht und vorzüglich nach angewiesenen Schlüsseln versetzt wird, Wunderdinge damit ausrichten zu können. Von diesem Aberglauben schreibt sich der Gebrauch her, den die Juden noch bis jetzt streng beobachten. An der, dem Eingang nach, rechten Pfoste einer jeden Thüre, ist nehmlich der Name Jehova angeschlagen, und zwar in einem höhern Alphabeth der ersten Ordnung, d. h. nach den Kabbalisten, in einem solchen, worinn statt des Alpha's, das Beth und so weiter statt jedes Buchstabens der darauf folgende geschrieben wird. Jehova heißt dem zu Folge dort Cusu. Der Jude glaubt, daß diese Art von Amulete sein Haus vor bösen Geistern bewahre.

(5) Du aber bleibst an deinem Orte. Der Herr von Leibnitz in seinem Briefwechsel mit dem Engländer Clarke, hat einen ähnlichen Gedanken. Er sagt, da alles in der Welt in einander gegründet sey; so könne man das ganze Universum herumdrehen, ohne etwas darin zu ändern. Ich zweifle aber sehr, daß der Fragmentist das dabey gedacht haben soll.

(6) Du Vaterloser Mensch. Weshalb es dem Fragmentisten beliebt haben mag, Enoch einen Vaterlosen Menschen zu nennen, ist mir unbegreiflich, da derselbe, (Gen. 5. 18.) ganz deutlich genannt wird: er heißt Jered. Ueberhaupt scheint Enoch so manche müßige Einbildungskraft beschäftigt zu haben. Außer dem, was im Alten Testament l. c. von ihm gesagt wird, erzählt der Araber Ismael Ebn Ali in sei-

ner Chronik noch Folgendes von ihm. „Henoch ist in seinem 365sten Jahre gen Himmel gefahren. Gott hatte ihn mit dem Geiste der Weissagung begabt, ihm die himmlischen Geheimnisse offenbaret, und dreißig heilige Bücher geschickt. Henoch war der erste Mensch, der die Religion Gottes durch Schriften und mit dem Schwerte vertheidigte. Er war der Erfinder der Astrologie, der Kunst zu zählen und mit Gewicht umzugehen.

(7) Bediene den Geist ꝛc. Diese zweyte Periode ist, zum Theil, wirklich aus dem Buche Paradies entlehnt, und verdient, der Sonderbarkeit willen, hier angeführt zu werden. Sie stehet zu Anfange des 72sten Kapitels. „Als Gott, heißt es, die Welt erschaffen wollte, fragte er die erste Schaar der Engel: wollen wir den Menschen machen? Sie erwiederten: Was ist der Mensch, daß du seiner denkest. Alsobald streckte er seinen Finger nach ihnen aus, und verbrannte sie. Ein gleiches wiederfuhr der zweyten und dritten Schaar. Nun kam er zu Elia und seiner Schaar und fragte: wollen wir den Menschen machen? Da erwiederte Elia: Herr! wenn es dir gefällig ist, was sollte ich dawider haben? und der Ewige sprach: gut! geh herab, und bediene den Menschen, für den du so gut gesprochen. Von nun an sey dein Nahme nicht Ploni, sondern Ploni.“ Ich gestehe, daß bey einem jüdischen Schriftsteller nie etwas merkwürdigeres gefunden werden kann. Sie athmet ganz den Geist des Christenthums; und das, wenn man Folgendes erwägen will, aufs deutlichste. Das Wort Ploni wird nehmlich allemal so gebraucht, wie etwa Herr N. wenn man den Nahmen eines Mannes nicht weiß oder nicht nennen

Digitized by Google

will. Nun aber dürfen die Juden den Nahmen Christus, als einer fremden Gottheit, gar nicht, und den Nahmen Elia, als einen heiligen Nahmen (er besteht aus (El) Gott und (Iah) die Synkopen von Jehova), nicht ohne Noth schreiben. Die Worte also, die der Rabbi Gott sprechen läßt, heißen demnach nichts weniger, als: von nun an sey dein Nahme nicht mehr Elia sondern Christus.

(8) Und eine Stimme ꝛc. Diese Stelle stehet im Talmud, nur daß dort die Stimme noch kenntlicher gemacht wird. Es heißt, eine Stimme wie von einer Taube ruft u. s. w.

(9) Die Sonne ꝛc. Im Meddrasch Rabba Parschath Lech - lecha, erinnere ich mich etwas ähnliches gelesen zu haben. Doch da ich das Buch nicht zur Hand habe, so will ich die Verse aus dem Coran anführen bey denen ich mich, wie schon oben erwähnt, der Fragmente erinnert habe. Sie stehen Cap. 6, das zur Ueberschrift „die Heerden" hat. V. 73. seq.

„Als ihn, (Abraham) die Schatten der Nacht umgeben hatten, sah er einen Stern glänzen und rufte: du bist mein Gott. Aber der Stern verschwand und er sagte: der Gott, den ich anbeten soll, muß nicht verschwinden."

„Nun sah er den Mond aufgehen, und rufte: Bist du mein Gott? Und als der Mond unterging setzte er hinzu: hätte der Herr mich nicht erleuchtet, ich würde stets in der Finsterniß gelebt haben."

Aber die Sonne erschien im Morgen, da rufte er freudig aus: das ist mein Gott! dieser ist größer, denn die übrigen

Digitized by Google

alle. Die Sonne hatte aber nun ihren Lauf vollendet, und da sagte er zu seinem Volke: ich diene euern Göttern nicht.

(10) Eine Nacht. Wie lange ein Tag Gottes dauere, lehrt uns der Psalmist: „Tausend Jahre sind in deinen Augen wie der gestrige Tag.“ Auch im Koran cap. 22. die Pilgerschaft, V. 48. heißt es „Ein Tag ist in seinen Augen so viel als tausend Jahre.“ Der Fragmentist scheint daher in der schiefen Kugel zu wohnen, da ihm, auch für Gott, die Nächte nicht dem Tage gleich sind, und unsere Bilder von Gott, doch gewöhnlich von den nächsten uns umgebenden Gegenständen hergenommen werden.

Digitized by Google

V.

Die vertheidigte Legalität der Brieferbrechung, und Unterschlagung.

Von

Simon Ratzeberger dem jüngern,

weiland Herausgeber des Vademekum für lustige Leute.

Meine Großtante seel. hat's immer gesagt, und daß sie die Wahrheit gesagt hat, ist nun am Tage: es sind die letzten Zeiten Junge! warlich böse Zeiten! das Gesinde will mir keinen faulen Schinken und keine von den Raupen abgenagten Kohlstrünke mehr fressen, und ist das Bier einmal sauer geworden, so möcht's der Teufel dem Lumpenpack in den Hals gießen, sie söffens doch nicht, oder kriegten die Diarrhöe darauf. —

Der Unglaube, — sogar an die Feenmährchen, und die Erzählung von meiner Mutter Gans — das Geschwätz von

*) Dieser Aufsatz ward mir, ich weiß nicht woher und von wem, mit der Bitte zugesandt ihn drucken zu lassen und ich glaube sie um so mehr erfüllen zu müssen, da man über diese zwar nicht neue, aber doch erneuerte Bedrückung bis jetzt geschwiegen. d. V.

Freyheit und Menschenrechten, und der Luxus nimmt täglich zu, und wann's so fortgeht, so werde ich meinen Farrenschwanz für die lieben Kleinen — die mir noch immer aus dazu bewegenden Ursachen nicht erwachsen scheinen, obgleich die Jungens schon seit zwanzig Jahren Hosen getragen haben, und die Mädchen alle Tage heirathen könnten — so wie die große Hetzpeitsche für die Kanaille von Domestiken ehesten Tages entweder ins Feuer werfen, oder nach Marokko, Algier, Persien, wo die Farrenschwänze und Hetzpeitschen noch sobald nicht aus der Mode kommen dürften, für ein Paar schnöde Silberlinge verschachern müssen, um mir an die Stelle dieser durch unfürdenklichen Gebrauch geheiligter Werkzeuge, die Déclaration des Droits de l'homme anzuschaffen.

Aber da sey Gott vor, daß ich, der ich in meinem Hause außer mir, nichts als Sklaven kenne, die Erscheinung dieses Zeitpunkts beschleunigen sollte! Lieber wollt' ich den unerträglichen Jungen von 30 Jahren, der mir seinen Hintern nicht Preis geben wollte — entweder weil er für eine solche Entblößung zu männlich geworden zu seyn glaubt, oder weil er über die Ursachen und Beweggründe zu dem ihm zu erkannten Produkt eine Erläuterung fordern zu können sich einbildete, die — nicht wider ein abermaliges argumentum baculinum ist, oben unter dem Dache in die Rumpelkammer sperren, wo ich ihm die alte Lise zur Aufseherinn zuordnen werde, von welcher er den Katechismus zu lernen, und wenn er seine Lektion aus Mangel des Gedächtnisses, oder aus Eigensinn nicht fertig hersagt, die von mir aus höchster Machtvollkommenheit vorgeschriebene Prelle in Empfang zu nehmen hat.

Ich, Simon Ratzeberger, junior, habe seit meiner langen Praxis, keine Methode, mein Hauswesen zu regieren,

Digitized by Google

bequemer als diese gefunden. Daher ist auch mein Wahlspruch: oderint, tum metuent! — Man spart sich so viel Kopfbrechens damit, und wenn das Buch der Gesetze schon sagt: man könne nicht von allem, was die Alten festgesetzt haben, Grund angeben, warum könnte ich, der ich nach 1000 Jahren längstens auch zu den Alten gehören werde, nicht verlangen, daß man mich von der beschwerlichen Pflicht der rationum reddendarum dispensire? Bin ich nicht ein alter Hausvater? Ist der Hausstand nicht von Gott eingesetzt? War Gott es etwa nicht, der dem wilden Eber seine fürchterlichen Hauer, dem Andalusischen Stier die sichelförmigen Hörner, dem Skorpion den Stachel, mit dem ihm anerern Recht zu stechen, und mir — obgleich nicht unmittelbar, denn mein Sattler hat mir heute ein Laus Deo dafür übergeben — die schrecklich knallende Hetzpeitsche gab? —

Vor einigen Wochen zwar wollte — wie denn die Enkel jetzt leider! immer klüger seyn wollen, als ihre Großmutter! — mein naseweiser Johann, der mir für drey böse Kreutzer den Tag dient, den göttlichen Ursprung meines Peitschenregals aus Gründen, die er philosophisch nannte, in Zweifel ziehen. Der Schlingel! „Wart' nur, sprach ich, ich will dir die Aufklärung aus dem Kopf bringen. Gleich sollst du statt der drey bösen Kreutzer, die du bisher bezogen hast, künftig nur einen haben. Du hast wahrscheinlich zu gut gegessen und getrunken; wenn dem Esel zu wohl wird, so geht er aufs Eis, und bricht ein Bein.

Da kam nun kürzlich mein Vetter Wolfgang Raßeberger zu mir, und klagte, man habe ihm auf der Post im Lande der X — — einen Brief entwendet. Er sey, sagte er, zu einem großen Philosophen, der eine große Brille auf der

Digitized by Google

Nase trage, und zu einem berühmten Rechtsgelehrten, der eine respektable Knotenperücke aufhabe, gegangen, und die hätten ihm von Unverletzlichkeit des Eigenthums, von Heiligkeit der Posten, u. d. m. viel vorgesagt. Ja, einer habe gar eine Abhandlung geschrieben, worin er demonstriren wollen, der löbl. Postmeister zu X. sey durch die Entwendung von Briefen, die das bezahlte Eigenthum eines andern wären, eben so gut ein Schurke, als es ein Räuber ist, der mir eine Uhr, die ich auf die Post gegen baare Bezahlung des Transports gegeben habe, ohne mein Wissen, und gegen meinen Willen, wegnimmt. Vetter, antwortete ich, Vetter Wolfgang! die verteufelten Kerls von philosophischen Juristen werden euch noch um den Rest eures Glaubens an die Lehren eurer Amme, und unserer seel. Großtante bringen! Ich fühle nun einmal, wie man weiß, einen unwiderstehlichen Trieb, mich aller mit Unrecht Bedrängten anzunehmen. Sogar der Postmeister Mauser zu X. ist mein Klient, und ich will — gesetzt auch, daß er das ganze briefstellerische Publikum bestehlen thäte — nun einmal, um meinem Drange Luft zu machen, sein Defensor werden.

Aber wißt ihr denn auch, Vetter Simon, erwiederte Vetter Wolfgang, daß der Autor der gelehrten Abhandlung sagt: ein Brief sey das Eigenthum dessen, der ihn schreibt, denn der Verfasser schreibe auf sein Papier, mit seiner Tinte, und seiner Feder, seine Gedanken? — — — Possen! Vetter Wolfgang! mancher Brief enthält ja gar keine, oder doch wenigstens keine eigene Gedanken. Und die Feder, womit man ihn schrieb, gehörte eigentlich von Gott und Rechtswegen einer Gans, der sie gewaltsam entrissen wurde. Aber wenn ich diese Umstände auch bey Seite setzen wollte, weil man immer sagen wird, die Gans, der die Feder mit Gewalt genommen wurde,

sey

sey ein unvernünftiges Thier, und ihr stehe also kein Recht zu, auch sey sie das Eigenthum *) dessen, der ihr die Federn entweder ohne ihren Konsens ausrupft, oder sie ihr ausrupfen läßt, so bleibt doch immer so viel gewiß, daß ein berühmter Alter den Raub unter die Arten ein Eigenthum zu erwerben, oder modos dominium adquirendi zählt, und daß die Spartaner nicht sowohl den Diebstahl selbst, der immer nützlich ist, die Leute in der Schlauigkeit, der Vorsichtigkeit, und dem behenden Gebrauch ihrer Pfoten zu üben, als vielmehr die Ungeschicklichkeit, womit man ihn exekutirte, zu bestrafen pflegten. Endlich erfordern die Rechtsgelehrten zu einem Diebstahl den animum lucri faciendi. Was konnte aber der gute Postmeister von X. von der Unterschlagung eines Briefes, oder gar einiger Briefe, von und an Wolfgang Ratzeberger für Gewinn hoffen? Ein gemauster Brief ist vom Moment seines Verschwindens an als ein todtes Kapital, welches nichts einbringt, zu betrachten, ja, ich sage viel zu wenig! die Form, oder die Facon, das, was den Brief eigentlich zum Briefe macht, ist für den Entwender in den meisten und gewöhnlichen Fällen ohne allen Werth, und die Materie, das Inhäsionssubjekt der in sichtbaren Zeichen ausgedruckten Gedanken des Schreibers, gilt kaum einige Pfennige, daher der Diebstahl nicht als ein großer, des Stranges würdig machender angesehen werden kann. Es bleibt daher dem ehrlichen Postmeister zu X. nichts übrig, als — daß er den unterschlagenen Brief, oder die unterschlagenen Briefe entweder in den Raritätenkasten eines kuriösen Mannes —

*) Gewisse Leute halten nicht unbillig dafür: die Menschen in einem Staate wären eben so das Eigenthum ihres Regenten, als die Gans das Eigenthum ihres Besitzers ist. — —

der zu seinen Siebensachen immer gern auf eine ganz besondre Art gekommen seyn will — deponirt, oder ihn zum Gebrauch in dem Tempel einer gewissen Göttinn devovirt, die ich, so nothwendig und unvermeidlich auch jedem Erdmenschen ihr Dienst ist, daher sie auch in jedem wohlangelegten Hause ihre Kapelle zu haben pflegt, doch zu nennen mich wohl hüten werde.

Hier unterbrach mich Vetter Wolfgang, und sprach: mein Gelehrter, nachdem er sonnenklar bewiesen hatte, ein Brief sey das Eigenthum des Schreibers, jedes Eigenthum müsse dem Staate, so wie dem Partikulier, und den Postofficianten, unverletzlich seyn — zeigte nunmehr, der Eigenthümer könne sein Eigenthumsrecht auf einen andern übertragen, er erkläre in Ansehung des Briefes diesen seinen Willen durch die Absendung des Briefes unter der Adresse dessen, der ihn empfangen soll, und der von ihm bestimmte Empfänger habe nun ein Ius quaesitum auf den Brief. Durch die Uebergabe werde nun dieser letzte — Eigenthümer.

Ich, Simon Natzeberger, konnte mich bey den letzten Worten meines Vetters, der so gelehrt und gründlich, wie ein Pandektenkommentator sprach, des Lachens nicht enthalten. J, dummer Vetter, rief ich aus, da liegt der Haf im Pfeffer! Durch die Uebergabe wird, wie dein Professor sagt, der vom Schreiber des Briefes bestimmte Empfänger, Eigenthümer des Briefes. Aber war denn bey den zu Æ. gemausten Briefen wirklich die Uebergabe erfolgt? — —

Du bringst mir nichts aus dem Kopfe, Simon, erwiederte mir Vetter Wolfgang. Die Uebergabe ist freylich nicht erfolgt, aber sie hätte doch erfolgen sollen. Ich hatte auf

Digitized by Google

den an mich adreſſirten und bereits bezahlten Brief ein Ius quaeſitum. — Nicht doch, Närrchen! dein Poſtofficiant war gewiß ein ſchlauer Politiker. Er wußte, oder hatte es wenigſtens ſagen gehört — denn manche Leute wiſſen eigentlich nichts, ſondern ſie haben ſagen gehört, wie meine Großtante ſeel. — daß jetzt böſe Zeiten ſind. Wer weiß, dachte er vermuthlich, was in dem Briefe ſtehet Der Verfaſſer will vielleicht X. unterſt zu oberſt kehren, ſo wie einſt ein gläubiger Muſelmann Alexandriens Häuſer umgekehrt, auf dem Dache ſtehen ſah, als er durch ein Glas guckte, welches wo mir recht iſt, der verderbliche Zauberer und Städtezerſtörer Niebuhr, zum großen Schrecken und Erſtaunen aller Idioten des Morgenlandes in eine Gegend mitgebracht hatte, wo man über phyſikaliſche und optiſche Phänomene gerade ſo richtig denkt, wie noch jetzt an gewiſſen Orten in Europa, über die Erſcheinungen der politiſchmoraliſchen Welt. Wie kannſt du alſo, fuhr der Ehrenmann wahrſcheinlich in ſeinem Monolog fort, deine chriſtliche und löbliche Begierde, Unglück zu verhindern, anders befriedigen, als durch Erbrechung des dir verdächtigen Briefes? — —

Dir verdächtig? unterbrach mich Vetter Wolfgang, und worauf, mein lieber Simon, gründete ſich denn dieſer Verdacht? Obgleich die Menſchen im Stande der Natur — ſofern ſie nicht den bürgerlichen, ſondern dem den Theologen wohlbekannten Stande der Gnade entgegengeſetzt iſt — alle zu allem Böſen geneigt, und zu allem Guten unfähig ſind, ſo ſagen doch die alten Römiſchen Rechtslehrer, die von dem angebornen Verderben und der vom leidigen Apfelbiß herrührenden Bösartigkeit der menſchlichen Natur, ſo wie von

unserm unglücklichen Hange, Städte umzukehren — wenn diese Umkehrung auch nur ein optischer Betrug, und von der Beschaffenheit unsers Kuckglases abhängig wäre — leider Gottes! nichts wußten: quilibet praesumitur esse bonus, donec probetur contrarium.

Leere Subtilitäten, Vetter Wolfgang, da ich nun einmal beschlossen habe, den Defensor des wackern Postofficianten zu spielen, so müßte ich mich auf Advokatenkniffe sehr schlecht verstehen, wenn ich ihn mit meiner Aegide nicht so bedecken wollte, daß er, (wofern er seine, wie man mir sagt, etwas langen Ohren nur recht darunter steckt), von dem Spott und den Flüchen des indignirten Publikums nichts zu hören bekommt. Der Brief war ihm verdächtig, weil — er ihm verdächtig war. Was ist, das ist, und er konnte seine geheimen Ursachen haben, und diese Ursachen konnten vielleicht nicht deswegen, weil sie vor den stumpfen Blicken gemeiner Sterblichen so tief verborgen liegen, sondern gerade deswegen geheime Ursachen seyn, weil er sie zu deklariren sich schämte. Ich setze aber in diesem Falle, den ich, Simon Ratzeberger, für nichts mehr und nichts weniger, als eine Hypothese ausgebe, voraus: daß mein Klient sich noch schämen kann. Diesen Zweifel äußere ich so wenig, um seinen sittlichen Werth herabzusetzen, daß ich vielmehr das Nicht mehr erröthen können, wenn es sich in der Folge konstatiren sollte, für eine bloß natürliche Folge von der widernatürlichen Dicke und Pergamentartigkeit gewisser menschlichen Felle — aus welchen ich für meinen guten Freund, den Nachtwächter zu Hamburg, ganz unzerstörbare Böxen schneiden lassen könnte — erklären würde.

Digitized by Google

Ich raisonnire also, wie folgt, nachdem ich vorher mich geräuspert, und den Zeigfinger an die Nase gelegt habe: Der Postofficiant zu X. hatte zum Verdacht seine geheimen Ursachen. Diese Ursachen waren darum geheim, weil er sich schämte, sie bekannt werden zu lassen. Er schämte sich sie bekannt werden zu lassen, weil er — ein ehrgeitziger Mann seyn mag, und es bey allem seinen Geitzen nach Ehre, doch bisweilen wohl dunkel gefühlt, oder wenigstens sagen gehört haben mag, daß — die Poststraße, worauf er seit einiger Zeit jackert, zwar in manches schlechte Wirthshaus, aber nicht zur Ehre führt.

Ihr macht eure Sache verteufelt schlecht, Vetter Simon, rief Wolfgang ganz ungeduldig aus. Ihr macht euren Postklepper — Postklienten wollt ich sagen! zu einem ehrgeitzigen Mann. Zeigt sich doch in seinem Betragen, so wie es seit einiger Zeit dem Publikum bekannt worden ist, keine Spur von Ambition, wohl aber manche von Niederträchtigkeit.

Wolfgang, antwortete ich, er wird mir's danken, daß ich ihn nach Ehre geitzen lassen, und nur — weil ich nicht umhin kann! — gestehe, daß er, wenns darauf ankömmt, die Mittel zu diesem Zweck zu wählen, manchmal einen garstigen Bock geschossen hat. Ich selbst, Vetter, erreichte meinen Zweck gerade darum nicht immer, weil ich — das Unglück hatte, in der Wahl der Mittel Böcke zu schießen. Kürzlich kam mir eine Idee, die in der That so plan, so natürlich ist, daß ich es kaum begreifen kann, wie es möglich war, daß nicht alle Menschen sie eben so plan, so natürlich fanden, als sie mir erschien. Ich hatte ein ziemlich großes Haus, nebst dazu gehörigen Grundstücken. Man sagte mir, ich würde genug zu thun finden, wenn ich dieses Haus gehörig meubliren und in wohnbarem Stande erhalten, und diese Grundstücke gehörig anbauen wollte. Aber die Leute

Digitized by Google

schwatzen viel, und mir kam der Gedanke, ich könnte wohl noch Kinder kriegen, die ich versorgen müßte. Wohnen müssen die Bälge, wenn sie herangewachsen sind, doch irgendwo, denn was ist, muß, wie D. Crusius seel. sagt, irgendwo seyn. Ich selbst wollte von meinen Apartements nichts dazu hergeben. Also fiel es mir ein, ich könnte sie ja wohl aus anderer Leute Beutel bedienen. Nun stieß an meine Wohnung das kleinere Haus eines stillen friedlichen Nachbars, der in seinem weitem Hofe einen großen Entenpfuhl hatte, in dessen Mitte er sich ein kleines bretternes mit Gebüsch umgebenes Häuschen, worin die Enten nisten sollten, hatte bauen lassen. Ich erinnerte mich sehr wohl gehört zu haben, daß meines Nachbars Vorfahren von meinen Vorfahren den Platz unter gewissen Bedingungen überkommen hätten. Mir schien es, oder ich zwang mich, es mir scheinen zu machen, als ob diese Bedingungen entweder nicht erfüllt, oder doch die im Vertrag bestimmten Jahre des Besitzes meines Nachbars nun verlaufen wären. Kein Rechtsgelehrter wollte mir eine Deduktion machen, worin mein — mir wenigstens evidentes — Recht deducirt und demonstrirt würde. Daher dachte ich denn: frisch gewagt, ist halb gewonnen. — — Ich armirte meine Jungens, Hans, Peter und Wilhelm Ratzeberger, auch meine Knechte mit Sensen, Mist- und Ofengabeln, Hopfenstangen und ein Paar alten rostigen Degenklingen, die ich aus der Nachlassenschaft meines Großvaters seel. ererbt, und als ein sonderbarer Liebhaber vom Gewehr, sorgfältig konservirt hatte, und fiel nun an ihrer Spitze meinem Nachbarn in's Haus. Mit dem Hause wurde ich bald fertig, aber wie wir an den verwünschten Entenpfuhl kamen, da ging die Noth erst an. Weder meine Jungens, noch meine Knechte hatten schwimmen gelernt, und ich mußte einen

Digitized by Google

Backtrog in segelfertigen Stand setzen lassen, um zu dem Entenkoy herüber zu kommen. Wir kriegten kontrairen Wind, und meine Jungens machten ihr Manöuvre mit dem Backtrog so ungeschickt, daß wir, ohne eine einzige Ente aus ihrem Nest gesprengt zu haben, uns von den Spöttern, auf deren Bänken ich nicht sitzen mag, den Vorwurf machen lassen mußten, Simon Natzebergers, des jüngern, Flotte, sey an den Meerlinsen im Entenpfuhl gescheitert. Aber dabey blieb es nicht einmal. Mein Nachbar war so ein eigennütziger und unbilliger Mann, daß ihm — denn die Leidenschaften schlagen uns mit der tiefsten Blindheit! — mein Recht, welches die Rechtsgelehrten hätten demonstriren sollen, nicht so ungezweifelt vorkam, als mir. Daher klagte er bey dem Ober-Policey- und Justizamt, welches denn zufolge der altfränkischen Begriffe von Recht, Billigkeit und städtischer Ordnung, mich, Simon Natzeberger, nicht nur höllisch ausputzte, sondern mich auch gar, unter der Bedrohung, mir zwölf Sbirren über den Hals zu schicken, nöthigte, den Nachbar, und einen andern Nachbar, dessen Gärtchen meine Leute im geschwinden Durchsuchen verdengelt hatten, mit baarem Gelde zu entschädigen. Ich kriegte Magenkrampf und Schlucken vor Aerger, ob ich mir gleich im Grunde es nicht verbergen konnte, daß ich mir durch mein unüberlegtes Zutappen die Schlappe selbst zugezogen hatte. Aber, wie nun alles vorbey war, so mußte ich doch herzlich lachen, wenn ich an den Schrecken dachte, den mein Nachbar, und sonderlich seine gute Frau empfand, als meine Jungens mit den Mist- und Ofengabeln, Sensen, u. dgl. bey ihr ankamen. Ich hatte mich doch immer als ein Held gezeigt, ob ich gleich die verteufelte Enten-koy nicht erobern konnte, denn das Wasser hat keine Balken, und der Schlamm auch nicht.

Digitized by Google

Siehst du, Vetter Wolfgang, mich hat die Korrektion, die ich damals von Ober-Polizey wegen bekam, und die mir — im Vertrauen gesagt! — die ganze Stadt gönnte, gebessert. Ich bin nun ein Advokat geworden, und defendire die Postmeisters, welche Briefe mausen, gegen die Invektiven des Publikums, welches in diesen letzten betrübten Zeiten bisweilen auf die unverschämte Frage verfällt: aus waser Macht, d. i. mit welchem Rechte thust du das?

Diese Frage ist so offenbar unsinnig, oder — was eins ist — philosophisch, daß ich mir, ob ich gleich nur Simon Ratzeberger junior, und weder unser Herrgott, noch Lucifer bin, vorgenommen habe, jeden, der mir noch einmal damit kommt, — vorausgesetzt, daß ich ihn erwischen kann! unter meinem Dache in die dunkle Polterkammer auf ewig einsperren zu lassen, wo er bey Wasser und Pumpernickel, und alles Umgangs beraubt, gewiß überzeugt werden wird, daß Simon Ratzeberger junior Recht hat.

Ist dir das nicht einleuchtend, Vetter Wolfgang? So pflege ich zu demonstriren, die Narren von Philosophen mögen gegen Materie und Form meines argumenti baculini sagen was sie wollen. — — — —

Digitized by Google

Neue Verlagsbücher
der
Vossischen Buchhandlung in Berlin.
Jubilate 1791.

Beattie's, James, Grundlinien der Psychologie, natürlichen Theologie, Moralphilosophie und Logik. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von Karl Philipp Moritz, Professor bei der Akademie der bildenden Künste in Berlin. 1r Band. gr. 8. Berlin, 791. 1 thlr.

Beckford, W. malerische Beschreibung der Insel Jamaika, mit Hinsicht auf die Verbesserung der Lage der Negersklaven. A. d. Engl. 8 Berl. 791. 18 gr.

Emmerich, A. der Partheigänger, oder vom Gebrauche der leichten Truppenkorps im Felde. Aus dem Englischen übersetzt. 8. Berl. 791. 8 Gr.

Friedrichs II., Königs von Preussen, Briefwechsel vor und nach seiner Thronbesteigung mit seinem Hofmeister Hrn. Duhan de Jandun. Aus dem Franz. übersetzt. 8. Berl. 791. 10 gr.

Forsters, G. Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich, im April, Mai und Junius 1790. 1r Theil. Mit Titelkupfer und Vignette, gedruckt mit Didotschen Lettern. 8. Berl. 791. 1 thlr. 12 gr.

— — dasselbe auf geglätterem Velinpapier. 2 thl. 8 gr.

Gaubius, H. D. Anfangsgründe der medicinischen Krankheitslehre. Aus dem Latein. übersetzt vom Hrn. Hofrath Gruner. Neue verbesserte Auflage. gr. 8. Berlin 791. 1 thlr. 6 gr.

Geschichte der Reisen, die seit Cook an der Nordwest- und Nordost-Küste von Amerika, wie auch in dem nördlichsten Amerika selbst von Meares, Portlock, Dixon, Coxe, Long u. a. m. unternommen worden sind. A. d. Engl. mit Zuziehung aller anderweitigen Hülfsquellen, ausgearbeitet von Georg Forster. In drei Quartbänden, mit vielen Landkarten und Kupfern, 1ster Band. gr. 4. Berlin 791. 4 thlr. 12 gr

— desselben Buchs 2ter Bd. gr. 4. Berlin 791. 3 thl. 12 gr.

Geschichte der Schiffbrüche, oder Nachrichten von den merkwürdigsten Schicksalen und Begebenheiten der berühmtesten Seefahrer auf ihren Reisen in verschiedene Weltgegenden. Nach dem Französ. 1r Theil, mit einem Titelkupfer. 8. Berl. 791. 1 thlr.

Herz, Marcus, Versuch über den Schwindel. Neue viel verbesserte und verm. Auflage. gr. 8. Berl. 791. 1 thl. 4 gr.

— — dasselbe auf geglättetem Velin- und feinem Holländischen Papier. 2 thl. 4 gr.

Leben Sr. Königl. Hoheit des hochsel. Prinzen Heinrich, ältesten Sohns Sr. K. H. des Prinzen Ferdinand von Preussen. Mit einem von Hrn. Berger gestochenen sehr ähnlichen Bildnisse des Prinzen. Gedruckt mit Didotschen Lettern. gr. 8. Berlin 791. 6 gr.

— — dasselbe auf geglättetem Velin-Papier. 9 gr.

Digitized by Google

Lessings, G. E. vermischte Schriften, 5r Theil, oder die kleinen Schriften, welche durch die Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten veranlaßt sind. 8. Berl. 791. 22 gr.

— — Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht. 3te Auflage. 8. Berlin 791. 12 gr.

Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen aus fremden Sprachen übersetzt, und mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von J. R. und G. Forster. 4r Th. gr. 8. 1 thl. 20 gr.

— — Desselben Buchs 5r Thl. gr. 8. Berlin 791. 1 thl. 20 gr.

von Pöllnitz, K. L. Freiherrn, Kammerherrn Friedrichs II. Königs von Preussen, Ritters des Ordens de la Generosité ꝛc., Memoiren zur Lebens- und Regierungsgeschichte der vier letzten Regenten des Preussischen Staats. Mit einem berichtigenden Anhang. Aus dem Franz. übersetzt. 1r Band. 8. Berl. 791. 1 thlr. 8 gr.

Reisebeschreibungen: Neue Beiträge zur Kenntniß von Afrika; oder: Unternehmungen der Gesellschaft zur Beförderung der Entdeckungen im Innern von Afrika, nebst Robert Noris Reise in das Innere von Guinea, aus dem Englischen übersetzt. Mit Anmerkungen von Joh. Reinhold Forster, und einer vom Hrn. Geh. Sekr. Sotzmann neu gezeichneten Karte. gr. 8. Berl. 791. 1 thl.

Reisen in der Südsee von John White, erstem Wundarzte der Kolonie in Port Jackson auf Neu-Südwallis, und von William Bligh, Befehlshaber des Schiffes Bounty, dessen Mannschaft sich bei Tofoa empörte. Aus dem Englischen. Mit Anmerkungen von J. R. Forster. Mit Kupf. und einer Karte. gr. 8. Berl. 791. 1 thlr.

Reisen in der Türkei, Persien und Arabien während der Jahre 1782 bis 1789, von dem Grafen Ferrieres von Sauvebœuf. Mit Nachrichten über die Religion, die Sitten, den Charakter und den Handel der Bewohner von diesen Ländern. Aus dem Franz. übersetzt. Mit Anmerk. von J. R. Forster. gr. 8. Berl. 791. 18 gr.

Reise durch Kamtschatka und Sibirien nach Frankreich, von Herrn von Lesseps, Gefährten des Grafen de la Peroufe. Aus d. Franz. übersetzt. Mit Anmerkungen von J. R. Forster, und mit 2 Landkarten. gr. 8. Berl. 791. 1 thlr. 4 gr.

Smellie's Philosophie der Naturgeschichte. Aus dem Englischen übersetzt, mit Zusätzen des Herrn Rektor Lichtenstein herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von E. A. W. Zimmermann. Erster Theil. Berl. 1791. 1 Thl.

Spalding, J. J. Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamtes und deren Beförderung. Dritte viel vermehrte Auflage. gr. 8. Berlin 791. 1 thlr. 6 gr.

— — dasselbe auf geglättetem Velin- und feinem Holländischen Papier. 2 thlr. 8 gr.

Tiefstrunk, J. H. Ueber Staatskunst und Gesetzgebung. Zur Beantwortung der Frage: Wie kann man gewaltsamen Revolutionen am besten vorbeugen, oder sie, wenn sie da sind, am sichersten heilen? gr. 8. Berl 791. 16 gr.

— — dasselbe auf geglättetem Velin- und feinem Holländischen Papier. 1 thlr. 12 gr.

Walkers Bemerkungen auf einer Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Aus dem Engl. übersetzt und mit vielen Anmerkungen begleitet von Karl Philipp Moritz. 8. Berl. 791. 20 gr.

Correspondance de Frédéric II. avant & après son avénement au trône avec Mr. Duhan de Jandun. 12. Berl. 791. 8 gr.

— dasselbe auf geglättetem feinem Velin- und Holländischem Papier. 12 gr.

Digitized by Google

Neue Verlagsbücher
der Vossischen Buchhandlung in Berlin.
Michaelis 1791.

Anburey, Reisen im Innern von Nordamerika, welche eine Schilderung der Sitten und der Eigenthümlichkeiten des Landes in Kanada, Neuengland und Virginien, imgleichen die Geschichte des Feldzuges, der Uebergabe und der fernern Schicksale der Armee unter dem General Burgoyne enthalten. In Briefen von Thomas Anburey, einem Officier bei dieser Armee. Aus dem Engl. übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Georg Forster. gr. 8. Berlin.

Brissots-Warville J. P. neue Reisen in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. N. Forster. gr. 8. Berlin.

Briefe eines Einwohners von Paris an seine Freunde in der Schweiz und in England über die Begebenheiten von 1789, 90 und bis zum 4 April 1791. Mit Anmerkungen von E. A. W. Zimmermann in Braunschweig. gr. 8.

Ducles, Karl, Geheime Memoiren zur Geschichte der Regierungen Ludwigs des Vierzehnten und Ludwigs des Funfzehnten. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von dem Verfasser des heimlichen Gerichts. Erster Th. gr. 8 Berlin.

Forsters, G. Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Junius 1791. 2r Theil. Gedruckt mit Didotschen Lettern. 8. Berlin. 1 Thl. 12 gr.

— — dasselbe auf geglättetem Velin Papier. 2 Thl. 8 gr.

Geschichte der Reisen, die seit Cook an der Nordwest- und Nordost-Küste von Amerika, und in dem nördlichsten Amerika selbst von Meares, Dixon, Portlock, Coxe, Long u. a. m. unternommen worden sind. Mit vielen Karten und Kupfern. Aus dem Englischen mit Zuziehung aller anderweitigen Hülfsquellen, ausgearbeitet von Georg Forster. 3r Bd. gr. 4. Berlin

— — dasselbe in Quarto auf feinem holländischen Papier.

— — dasselbe in drei Theilen in groß Oktav, welche die drei Quartbände enthalten. Mit vielen Kupfern und Landkarten. gr. 8. Berlin.

— — dasselbe in groß Oktav 3 Theile auf feinem holländ. Papier.

Geschichte der Schiffbrüche oder Nachrichten von den merkwürdigsten Schicksalen und Begebenheiten der berühmtesten Seefahrer auf ihren Reisen in verschiedene Weltgegenden. Nach dem Französischen. Zweiter und letzter Band. 8. Berlin. 1 Thl.

v. Knoblauch, C. Politisch-Philosophische Gespräche, 1r Band, gedruckt mit Didotschen Lettern. 8. Berlin.

— — dasselbe auf geglättetem Velin-Papier.

Lessings, G. E. vermischte Schriften 6r Theil, enthaltend die kleinen Schriften, welche durch die Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten veranlaßt sind. 8. Leipzig. 20 gr.

Longs, J. Reisen eines amerikanischen Dolmetschers und Pelzhändlers im innern Nordamerika, zwischen dem St. Lorenzfluß und der Hudsonsbay, enthaltend eine Beschreibung der Sitten und Gebräuche der nordamerikanischen Wilden, und eine Nachricht von den Handelsposten am St. Lorenzflusse, am See Ontario u. s. f. Aus d. Engl. übersetzt von Georg Forster. gr. 8. Berlin.

Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen, aus fremden Sprachen übersetzt u. mit Anmerk. begleitet von J. N. u. G. Forster. 6r und 7r Theil. Mit Kupfern. gr. 8. Berlin.

v. Pöllnitz, C. L. F. Memoiren zur Lebens- und Regierungsgeschichte der vier letzten Regenten des Preußischen Staates. Mit einem berichtigenden Anhange. 2r und letzter Band. Aus dem Französischen übersetzt. 8. Berlin. 1 thl. 8 gr.

Digitized by Google

Ramsay, Dr. David, Mitgliedes des Kongresses, Geschichte der Amerikanischen Revolution. Aus den Archiven des Kongresses der vereinigten Staaten. Aus dem Engl. von Georg Forster. Erster Theil. 8. Berlin.

Robertsons, Dr. Wilhelm, (Verfassers der Geschichte von Amerika, der Geschichte Kaiser Karls des V. u. a. m.) Historische Untersuchung über die Kenntnisse der Alten von Indien u. die Fortschritte des Handels mit diesem Lande vor der Entdeckung des Weges dahin um das Vorgebirge der guten Hoffnung. Nebst einem Anhange, welcher Bemerkungen über die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Gesetze und gerichtlichen Verfahrungsarten, die Künste, Wissenschaften und gottesdienstlichen Einrichtungen der Indier enthält. Mit zwei Karten. Aus d. Engl. mit einer Vorrede von Georg Forster. gr. 8. Berlin.

— — dasselbe auf Schreibpapier.

Smellie's, W. Philosophie der Naturgeschichte. A. d. Engl. übers. mit Zusätzen v. Lichtenstein u. Zimmermann. 2r u. letzter Th. gr. 8. Berl.

Ueber die Ehe. Dritte sehr stark verm. Aufl. Mit einem Titelkupfer v. Dan. Chodowiecki. Gedr. mit Didotschen Lettern. 8. Berlin.

— dasselbe auf geglättetem Velin-Papier.

Ueber die Mittel gegen die Verletzung öffentlicher Anlagen und Zierrathen, 8. Berlin 791.

Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg royale de Prusse. Ecrits par Charles Louis, Baron de *Pöllnitz*. 2 Tomes gr. in 12. Berlin. (ouvrage imprimé sur manuscrit.) 2 thl. 12 gr.

Künftig, zum Theil schon auf Weihnachten, kommen heraus:

Campers, P. Abhandlung über die Verschiedenheit der Gesichtszüge in Menschen von verschiedenen Ländern und Altern, imgleichen über das Schöne in antiken Bildsäulen und geschnittenen Steinen, nebst einem Entwurf einer neuen Manier, Köpfe von allerlei Menschen mit Bestimmtheit zu zeichnen. Aus dem Holländischen übersetzt von Hrn. Hofrath Sömmering. Mit 10 Kupfertafeln. gr. 8.

Cavolini, Philipp, Abhandlungen über die Erzeugung der Fische und der Krebse. Aus dem Italien. übersetzt u. mit Anmerk. begleitet von E. A. W. Zimmermann in Braunschweig. 8.

Duclos, Karl, Geheime Memoiren zur Geschichte der Regierungen Ludewigs XIV. und Ludwigs XV. A. d. Franz. übersetzt und m. Anm. begleitet von dem Verf. des heimlichen Gerichts. 2r Theil. gr. 8.

Forsters, G. Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England u. Frankreich, im April, Mai u. Jun. 1790. 3r u. letzter Th. 8.

— dasselbe auf geglättetem Velin-Papier.

Friedrichs des Zweiten, Königs von Preussen, bei seinen Lebzeiten gedruckte Werke 3r und 4r Theil. gr. 8.

Jahrgemälde, Historisches, von 1790. Ein Taschenbuch für das Jahr 1792, von Georg Forster. Mit Kupfern und Portraits von Chodowiecki und Berger. 8.

Jolis, des Abt Joseph, Versuch einer Naturgeschichte in der Provinz Groß-Chaco in Süd-Amerika, nebst umständlichen Nachrichten über die dortigen Nationen, ihre Gebräuche und Sitten, wie auch einer Reise in das Innere dieses wenig bekannten Landes. A. d. Ital. übersetzt u. m. Anmerk. begleitet von E. A. W. Zimmermann in Braunschw. 8.

Ramsay, Dr. David, (Mitgliedes des Kongresses) Geschichte der Amerikanischen Revolution. Aus den Archiven des Kongresses der Vereinigten Staaten. Zweiter Theil. 8.

Sömmering, S. Th. Ueber die Schnürbrüste. Neue vermehrte u. verbesserte Auflage. Mit Kupfern. 8.

le Vaillant's Reisen in das Innere von Afrika. A. d. Franz. übersetzt. Mit Anmerk. von J. R. Forster. 2r Band, welcher den 3ten und folg. Theile des Originals enthält. Mit Kupfern. gr. 8.

Uebersicht, kritische, der Deutschen Litteratur vom Jahr 1790 an, 8. Berlin.

Digitized by Google

Nachricht.

Daß in den hiesigen Landen der Handel und Wandel gelähmt ist, und die Circulation stockt, so daß die im Publico befindliche Geldes-Masse, so geringe sie immer ist, kein Emploi findet, und man sein Geld nicht unterbringen kann, ist eine bekannte Wahrheit. Ob die Ursache hiervon sehr tief lieget, und der Fehler mit nützlichen und nöthigen Einrichtungen dergestalt verwebt ist, daß er sehr schwer zu heben seyn möchte, dieses mögen geschickte Financiers und Tanti-Männer entscheiden. Inzwischen wirken auch andere Ursachen mit bey; wenn in einem Staate die Accise-Einrichtungen und Auflagen oft verändert oder erhöhet werden, so hemmt dieses den Speculations-Geist, und wenn muthwillige Banquerontiers offenbare Protection finden, so will niemand sein Geld den Kaufleuten anvertrauen.

Da nun kein Mittel übrig ist, sein Geld sicher zu placiren als auf Grundstücke, und die Gutsbesitzer vermittelst des Credit-Wesens in einer Verbindung mit einander stehen, so exerciren sie gegen die Capitalisten eine Art von Monopolium, und können ihnen ihr Geld zu so wohlfeilen Preis als sie wollen abzwingen. Eine Folge nun davon ist, daß die Güter und Häuser zu ganz enormen Preisen steigen, und bey der Vermiethung immer höherer Preise wird mit den Grundstücken ein ordentlicher Handel getrieben, welches sehr schädlich ist, denn indem die Güter in solcher Absicht gekauft werden, und von einer Hand in die andere gehen, so wird an keine solide Oeconomie und Verbesserung gedacht, und die Miethen der Häuser müssen auf einen Preis steigen, der mit den Erwerbmitteln in keiner Proportion stehet.

Sollte also nicht unter solchen Umständen jeder Vorschlag, der, wenn er gleich das Uebel nicht an der Wurzel greift, doch sehr vortheilhafte Aussichten darbietet, sehr willkommen seyn? — Einen solchen Vorschlag soll wie ich höre, die hiesige Kaufmannschaft schon seit geraumer Zeit gethan haben. Er ist folgender: Man erbaue statt des jetzigen unförmlichen Neuen Packhofs-Gebäudes, an die nemliche Stelle ein geräumiges und zweckmäßiges Accise-Gebäude, welches mit hinlänglichen Gewölben und Behältnissen versehen ist. Hierin kann nun jeder Kaufmann in Berlin, die fremde Waare die er kommen läßt, deponiren, sie werden daselbst nach ihrem Preis taxiret, und über die Waare und deren Werth erhält der Kaufmann einen

Schein vom Accise-Amte. Auf diesen Schein kann und wird ihm ein jeder mit Sicherheit Geld auf billige Interessen leihen, mit diesem Gelde schafft er sich neuen Credit, und kann einen auf gute Speculationen beruhenden Handel auf eine leichte und solide Art extendiren, da auf der andern Seite dadurch dem Capitalisten ein Debouche eröffnet wird, um sein Geld sicher zu emploiren, wenn zuvor die Transito-Abgaben so eingerichtet worden, daß die Ausländer mehr Vortheil dabey finden, ihren Waarenbedarf hier zu kaufen, als wenn sie solchen über Lüneburg und den Harz gehen lassen, welches wenig Schwierigkeit zu haben scheinen sollte, da es immer besser ist weniger Transito-Abgaben als gar keine zu erheben; alles dieses scheint mir den Handel sehr zu begünstigen, und die Circulation in gleichem Maße zu vermehren, und ungeachtet aller übrigen Hindernisse die dem Handel noch entgegen stehen, und die vielleicht aus guten Gründen nicht zu heben sind, würde wahrscheinlich dieses Mittel die solidesten hiesigen Kaufleute, die nicht immer die reichsten sind, bewegen, ihren Handel zu extendiren, und sie z. B. zu Versuchen anfeuren den Markt der Waaren, so die Sachsen und Böhmen aus Hamburg holen, hierher zu ziehen.

Es verstehet sich übrigens von selbst, daß das Accise-Gebäude nebst denen darin befindlichen Waaren gegen Feuersgefahr assecuriret werden muß, und dieses Assecuranzgeschäfte bietet den Capitalisten ein neues Mittel dar, ihr Geld vortheilhaft zu benutzen.

Nun wäre also noch die Frage übrig: wo soll der Fond herkommen, dieses Gebäude, welches etwa 40 bis 50000 Rthlr. kosten würde, aufzuführen? Allein die Frage scheint mir überflüßig; wir haben, Gott sey gedankt, einen gütigen und wohlthätigen Monarchen, der so viel zur Verschönerung der Stadt anwendet, der so vielen Particuliers Häuser auf seine Kosten aufbauen läßt, und ihnen schenkt. Darf man wohl zweifeln, daß wenn ihm ein gemeinnütziges Project vorgelegt wird, er nicht mit Vergnügen diese kleine Summe darauf verwenden sollte.

Digitized by Google

Bey Ziegler und Söhne, Buchhändler in Zürich, sind folgende neue Bücher zur Ostermesse 1791. fertig worden und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Alexander der Eroberer, von J. F. Butenschön. 1r Theil, mit Kupf. 1 thl. 4 gr.

Archiv, gemeinnütziger physischer und medicinischer Kenntnisse. Herausgegeben von Dr. J. H. Rahn. 3r Band, 2te Abtheil. gr. 8. 1791. 16 gr.

Arnold von Winkelried, oder die Schlacht bey Sempach, ein Eidgenössisches Trauerspiel von L. Kaiser. 8. 1791. 6 gr.

Bibliothek für die Familie von Oberau. Wahrheitsfreunde der verschiedensten Denkungsart v. J. B. v. S. 2s Bändchen. 12 gr.

— — 3s Bändchen 16 gr.

— — 4s Bändchen 1 thl. 8 gr.

Bieder v. S. (J.) Klagen wider gewisse Sachwalter des Christenthums, vor dem Richtstuhle der Vernunft. Einer Familie Denker vom verschiedensten Systeme zugeeignet. 8. 12 gr.

— Ueber Aufklärung. Unvorgreifliche Gedanken; nebst Prüfung einer berühmten, wichtigen, vorgreifenden Abhandlung über diesen Gegenstand: „Ueber Aufklärung und die Beförderungsmittel derselben, von einer Gesellschaft." 8. 1791. 16 gr.

Delectus Opusculorum ad rem medicam chirurgiam spectantium, quae primam a cel. Italiae viris edita recudi curavit I. I. Roemer M. et Ch. Dr. Vol. I. 8. 1791. 1 thl. 12 gr.

Erasmus von Rotterdam nach seinem Leben und Schriften, v. S. Heß. 2te Hälfte. 8. 1790. 1 thl. 16 gr.

Heß, J. J. (Verfasser des Leben Jesu, der Geschichte der Israeliten ꝛc.) Christliches Uebungsjahr, oder Geschichte des Menschen, wie ihn die Religion mittelst gewisser Uebungen durch alle Hindernisse glücklich zum Ziele führt. In einer Reihe von Predigten gehalten im Jahre 1788. Erste Hälfte. 8. 1791. 1 thl. 8 gr.

De Jussieu, Ant. Laur. Genera Plantarum secundum Ordines naturales disposita; juxta methodum in horto regio Parisiensi exaratum anno 1774. Recudi curavit notisque auxit P. Usteri M. Dr. 8. maj. Turici 1791. 1 thl. 16 gr.

Digitized by Google

Lienhard und Gertrud. Ein Versuch, die Grundsätze der Volksbildung zu vereinfachen. Ganz umgearbeitet. 1r u. 2r Thl. 8. 1791. Scheibenp. mit Kupf. 2 thl. 8 gr.
Druckp. ohne Kupf. 1 thl. 16 gr.

Herr Math. Becker sagt von diesem Buche (wovon nun die beyden ersten Theile von dem Verfasser ganz umgearbeitet erschienen sind,) in seinen Vorlesungen über die Pflichten und Rechte der Menschen 8. Gotha 1791. Seite 242. Da ich in diesen Vorlesungen überhaupt nichts als meine eigenen unmaßgeblichen Meinungen vortrage, die ich niemanden als allein wahre und seligmachende aufdringen will; so ergreife ich diese Gelegenheit und habe sie, aufrichtig gesprochen, gestissentlich gesucht um den Lesern zu sagen, daß ich dieses Buch für das beste unter allen menschlichen Büchern halte. Der Maßstab, nach welchem ich ihm diesen Werth beylege, ist nämlich die Wirkung die ein Buch in Kopf und Herzen des aufmerksamen Lesers hervorbringt und seiner Beschaffenheit nach unfehlbar hervorbringen muß, und zwar bey allen Lesern von allen Ständen ꝛc.

Magazin, historisch-litterarisch-bibliographisches. Errichtet von einer Gesellschaft litterarischer Freunde, in und außer Deutschland. Herausgegeben von J. G. Meusel. 35 u. 46 Stück. gr. 8. 1791. 1 thl. 16 gr.

— für die Botanik. Herausgegeben von Dr. J. J. Römer und P. Ustery. 10tes 11s 12s Stück. gr. 8. 1791. 1 thl. 12 gr.

Portion, eine, Wahrheit zur Glückseligkeit, die jeder leicht haben kann, und eben so leicht damit wuchern kann. 1r Theil mit Vignetten. 8. 1791. 1 thl. 8 gr.

Sammlung asiatischer Originalschriften. 1ster Band. gr. 8. 1791. 1 thl. 8 gr.

Ustery (Dr. P.) Repertorium der medicinischen Litteratur vom Jahre 1789. gr. 8. 1790. 18 gr.

Graf Wiprecht von Groitzsch. Vom Verfasser Friedrichs mit der gebißnen Wange. 2r Th. mit Kupf. 8. 1791. 1 thl.

Lieder, den freyen Franken gewidmet von einem Schweizer. 8. 1791. 6 gr.

Pfenningers, J. C. Paulus Lob der Liebe in 24 Kanzelreden über das 13te Kapitel seines ersten Briefs an die Korinther. 8. 1790. 1 thl. 4 gr.

Digitized by Google

Anzeige neuer Bücher.

Briefe eines Einwohners von Paris an seine Freunde in der Schweiz und in England über die Begebenheiten von 1789, 1790 und bis zum 4ten April 1791. Aus dem Französischen übersetzt. Herausgegeben von L. A. W. Zimmermann, Hofr. und Prof. in Braunschweig. Berlin, 1791. (Preis 1 thlr. 10 gr.)

Der Verfasser dieser Correspondance d'un habitant de Paris ist, wie man aus vielen Stellen in seinen Briefen sieht, ein Mann von Stande, der bei Hofe Zutritt hatte und daher von allen geheimen Triebfedern der Französischen Revolution unterrichtet war. Da er mit diesem Vorzuge die größte Unpartheilichkeit verbindet, und einen philosophischen Geist besitzt; so war er im Stande, etwas so Vorzügliches über die wichtigsten Begebenheiten der Revolution zu liefern, wie man bisher noch nichts darüber hatte. Seine Briefe betreffen: die Eröffnung der allgemeinen Stände; die Revolution im Julius 1789, nebst der Einnahme der Bastille; die Ursachen der Revolution (mit sehr scharfem Blicke aufgesucht;) die Revolution im Oktober 1789; die darauf folgenden Begebenheiten; die Verschwörung des Marquis Favras; den 4ten Februar 1790; Rousseau's Einfluß auf die Revolution; das Verbündungsfest am 14. Julius und die Arbeiten auf dem Mätzfelde; den 19ten Junius 1790; Mirabeau's Tod, u. s. w. Alles, was der Verfasser beschreibt, hat er selbst gesehen; und dies ist ein Vorzug dieser Geschichte der Revolution, dessen sich bis jetzt keine andre rühmen kann. Die Uebersetzung ist gut, und man wird ihr den Französischen Ursprung nirgends anmerken.

Carl Duclos geheime Memoiren zur Geschichte der Regierungen Ludwigs XIV und Ludwigs XV. Aus dem Französischen übersetzt, mit einer Einleitung und Anmerkungen begleitet von dem Verfasser des heimlichen Gerichts. Erster Theil. Berlin, 1792. (Preis 22 gr.)

Daß man hier wirklich geheime Nachrichten erwarten könne, zeigt schon der Umstand, daß der Verfasser, Historiograph von Frankreich, Zutritt zu den verschiedenen Archiven des Ministeriums hatte, und auch eine große Menge von Memoiren nebst den Korrespondenzen der Französischen Gesandten an auswärtigen Höfen lesen konnte. Wie freimüthig er schreibt, erhellet daraus, daß die Französische Regierung nach seinem Tode ein so wachsames Auge auf seinen gefährlichen Nachlaß behielt, daß die Bekanntmachung desselben ohne die Revolution sich vielleicht noch lange verzögert hätte. Es sind in Frankreich fast zu gleicher Zeit zwei Ausgaben von diesen Memoiren herausgekommen, die der sorgfältige und geschmackvolle Uebersetzer beide benutzt und mit einander verglichen. Er giebt in verschiedenen seiner Anmerkungen Rechenschaft hiervon, und verspricht in einer vortreflichen, gedankenreichen Einleitung, daß er dem Schlusse dieses Werkes eine Reihe von längeren Anmerkungen anhängen, und darin aus den Memoiren des Duc de St. Simon, des Marschalls von Richelieu, ferner aus den Originalbriefen der Madame d'Orleans, und aus Voltaire's alls

Digitized by Google

gemeiner Korrespondenz u. s. w. einige Lücken in Duclos Memoiren ergänzen will. So wird diese Uebersetzung, die ohnedies von einer Meisterhand gemacht ist, selbst vor den beiden Ausgaben des Originals, noch mehr aber vor jeder andren etwanigen Uebersetzung, einen entschiedenen Vorzug haben.

Geschichte der Reisen, die seit Cook an der Nordwest- und Nordostküste von Amerika, und in dem nördlichsten Amerika selbst von Meares, Dixon, Portlock, Coxe, Long u. a. m. unternommen worden sind. Mit vielen Karten und Kupfern. Aus dem Englischen mit Zuziehung aller anderweitigen Hülfsquellen ausgearbeitet von Georg Forster. Dritter Band. gr. 4. Berlin, 1791. (Preis 3 thlr. 16 gr.)

Von diesem neuen Bande eines Werkes, das nach dem übereinstimmenden Urtheil solcher Kenner wie Ebeling und Zimmermann, und mehrerer ungenannten Recensenten, durch seinen inneren und äußeren Werth der Deutschen Litteratur Ehre macht, darf nur der Inhalt angezeigt werden, um das Werk aufs neue empfohlen zu haben. Es enthält als Einleitung: eine vorläufige Schilderung des Nordens von Amerika (auf zehn Bogen) vom Herrn Hofrath Forster. Der Herr Verfasser hat diesen geographisch-physisch-anthropologischen Aufsatz hauptsächlich zur Erläuterung einer neuen, diesem Bande beigefügten Karte geschrieben, welche unser berühmter Deutscher Geograph, Herr Geh. Kriegessekretair Sotzmann, nach Arrowsmith's neuer Ausgabe seiner großen Weltkarte gezeichnet, in Kanada aber aus Longs kleiner Karte bereichert hat. In dieser neu gezeichneten Karte sind auch Mackenzies Entdeckungen, der im Jahre 1790 einen großen, aus dem Sklavensee kommenden Fluß bis an das Eismeer verfolgte. Herrn Hofrath Forsters Aufsatz ist in eben dem Geiste geschrieben, wie seine Einleitung zum ersten Bande dieser Sammlung. Die in dem gegenwärtigen dritten enthaltenen Reisen sind folgende: I. Nathaniel Portlocks Reise an die Nordwestküste von Amerika und um die Welt. Man weiß schon aus Dixons Werke, daß Portlock der Anführer einer Reise war, welche jener mit ihm gemeinschaftlich machte. Beide blieben aber nur einen Theil ihrer Reise hindurch beisammen, und besuchten hernach ganz verschiedene Oerter; und beide hatten auch, als sie noch beisammen waren, Gelegenheit zu ganz verschiedenen Beobachtungen, besonders auf den Sandwich Inseln. Uebrigens ist in Portlock's Reise das nautische Detail und auch manches Andre für Deutschland Unbrauchbare weggelassen worden. II. Des Lieutenants Georg Mortimer Bemerkungen auf seiner Reise, unter Anführung des Herrn John Henri Cox, nach Teneriffa, Amsterdam-Eiland, den Marien-Eilanden, O-Taheiti, den Sandwich- und den Fuchs-Inseln, Tinian und von da nach Kanton. Diese Reise zeichnet sich durch die merkwürdigen Punkte aus, die darauf besucht wurden; und sie hat auch das Verdienst, daß sie von O-Taheiti u. s. w. das schon Bekannte nicht wiederholt, sondern daß nur neue Bemerkungen und die persönlichen Begebenheiten der Reisenden darin erzählt werden. III. Reisen eines Amerikanischen Dolmetschers und Pelzhändlers, welche eine Beschreibung der Sitten und Gebräuche der Nordamerikanischen Eingebornen, und einige Nachricht von den Posten am St. Lorenz-Flusse, dem See Ontario u. s. w. enthalten. Herausgegeben von J. Long.

Digitized by Google

Diese Reisen geben einen sehr anschaulichen Begriff von den Sitten und der Lebensart der Nordamerikanischen Wilden, und man kann die persönlichen Schicksale des Verfassers, der mehrere Jahre unter ihnen zubrachte, nicht ohne Theilnahme lesen. Ein Wörterbuch verschiedener Nordamerikanischen Sprachen hat der Herr Hofr. Forster weggelassen, weil es nur unnöthiger Weise die Bogenzahl vermehrt hätte. Als Anhang findet man in diesem Bande noch 1. Kurze Nachricht von den Baschi-Inseln. 2) Ueber die Schiffahrt aus dem Chinesischen in das nördliche stille Meer. Zur Erläuterung und Verschönerung sind diesem Bande, außer der schon erwähnten großen Karte, zwei merkwürdige Portulane und fünf Kupfer beigefügt. In der Folge wird diese Sammlung auch die Reisen des Grafen de la Perouse, so weit sie in den von Herrn Lesseps nach Frankreich gebrachten Papieren beschrieben sind, ferner die See- und Landreisen der Herren Hanna, Barclay, Colsnett, Duncan, Hudson, Vendrick, Turner, Hearne, Pond ꝛc. liefern. Wenigstens läßt sich erwarten, daß einige von den Tagebüchern dieser Reisenden zum Vorschein kommen werden.

Ueber die Ehe. Dritte, viel vermehrte Auflage. Berlin, 1792. (Preis 1 thlr. 8 gr.)

Von diesem Buche wurden schon die beiden ersten Auflagen mit allgemeinem Beifall aufgenommen, weil das Publikum an dem reichen, unerschöpflichen Witze desselben und an der darin sichtbaren Menschenkenntniß Vergnügen fand. Der Verfasser hielt immer mit einer neuen Auflage zurück, ob man gleich nach der zweiten schon viele Jahre lang vergeblich fragte. Endlich hat er sie gegeben, und zwar um ein Drittheil vermehrt, durchgängig im Styl verbessert und einige Kapitel auch gänzlich umgearbeitet. Dies Buch ist, seinem Werthe angemessen, sehr sauber mit Didotschen Lettern gedruckt, und mit einem seelenvollen Titelkupfer nebst Vignette von D. Chodowiecky geziert. So kann es theils in dieser Rücksicht, theils wegen seines Inhaltes, zu einem Weihnachtsgeschenke zwischen Liebenden und Eheleuten dienen.

William Smellie's Philosophie der Naturgeschichte. Aus dem Englischen übersetzt, mit Zusätzen von Zimmermann. Zweiter Theil. gr. 8. Berlin. (1 Thlr.)

Mit diesem Bande wird gegenwärtiges Werk beschlossen, das nach dem Urtheile der allgemeinen Litteraturzeitung, von großem Interesse ist, und gewiß unter die vorzüglichsten Schriften über die Naturgeschichte gehört. Eben dieses kritische Journal wünschte bei der Anzeige des Originals, daß die darin noch vorkommenden Fehler und Mängel in der Deutschen Uebersetzung verbessert und ergänzt werden möchten, „weil alsdann daraus ein Hauptbuch für die Naturgeschichte der animalischen Oekonomie entstehen würde, welches nicht nur den eigentlichen Naturforscher, sondern auch jedem Verehrer und Liebhaber der Natur willkommen seyn müßte.“ Diesen Wunsch hat der Hr. Hofrath Zimmermann mit seiner bekannten gründlichen Naturkenntniß erfüllt, und es bedarf also bei einem so schätzbaren Werke zur Beförderung der für die Menschheit so wichtigen Naturgeschichte weiter keiner Empfehlung. Uebrigens hat dieser zweite Theil, da er sich vorzüglich mit den Sitten und der Oeko-

Digitized by Google

nomie der verschiedenen Arten von Thieren beschäftigt, noch mehr Anziehendes, als der erste.

Dr. Wilhelm Robertsons, Königl. Historiographen von Schottland, historische Untersuchung über die Kenntnisse der Alten von Indien und die Fortschritte des Handels mit diesem Lande vor der Entdeckung des Weges dahin um das Vorgebirge der guten Hoffnung. Nebst einem Anhange, welcher Bemerkungen über die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Gesetze und gerichtlichen Verfahrungsarten, die Künste und Wissenschaften und gottesdienstlichen Einrichtungen der Indier enthält. Mit zwei Karten. Aus dem Englischen mit einer Vorrede von Georg Forster. gr. 8. Berlin, 1791. (Preis auf Druckpap. 1 thlr. 6 gr. auf Schreibp. 1 thlr. 12 gr.)

Bei einem Werke von Robertson, der sich durch seine Geschichte von Amerika, Kaiser Karl's V u. s. w. allgemeine Achtung erworben hat, darf man nur sein Daseyn anzeigen, um es empfohlen zu haben. Auch in dem gegenwärtigen herrscht, wie in den früheren, sorgfältiger kritischer Fleiß, ruhig philosophirender Geist, dieselbe Anordnung und ein ungekünstelter, klarer und eben deshalb schöner Vortrag. Nur unterscheidet es sich von allen früheren durch den Anhang, worin die Verfassung der Indier mit so starken Zügen geschildert wird, wie es noch niemals geschehen ist. In dem Anhange findet besonders der Menschenforscher, so wie in dem Werke selbst der Geschichtsliebhaber und der Kaufmann, der sich über das Gemeine erheben will, reichliche Belehrung und vielen Stoff zum Nachdenken. Die Uebersetzung ist nicht nur richtig, sondern auch mit Geschmack gemacht, wie sich das bei dem davor stehenden Namen schon im Voraus erwarten läßt.

Gotthold Ephraim Lessings vermischte Schriften. Sechster Theil. Leipzig 1791. (Preis 22 Gr.)

In diesem Theile werden die kleinen, durch die Fragmente des Wolfenbüttelischen Ungenannten veranlaßten Schriften des unsterblichen Verfassers beschlossen. Allen Verehrern desselben muß es angenehm seyn, diese an Witz und Verstand so reichhaltigen Schriften, von denen die meisten gar nicht mehr zu bekommen waren, hier nun beisammen zu finden. Der gegenwärtige Theil enthält: eine Parabel; nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Göze in Hamburg; der nöthigen Antwort ꝛc. erste Folge; (diese beiden Schriften mit wichtigen Zusätzen aus Lessings litterarischem Nachlaß; Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen giebt; Vorrede zu dem Fragmente des Wolfenbüttelischen Ungenannten von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger; Anti-Göze; d. i. nothgedrungener Beiträge zu den freiwilligen Beiträgen des Herrn Pastor Göze, erster bis elfter. Die Sammlung wird fortgesetzt werden und alle in verschiedenen periodischen Schriften zerstreuete Aufsätze von Lessing liefern, um dem Publikum nach und nach eine vollständige Ausgabe der Lessingschen Werke in einerlei Format zu verschaffen.

Digitized by Google

Deutsche Monatsschrift.

1791. November.

Berlin,

bey Friedrich Vieweg, dem älteren.

Inhalt.

I. Ode auf das neue Preußische Gesetzbuch. Von Hrn. Prediger Jenisch. Seite 177

II. Die Bildsäule des Pabstes Klemens des Zwölften in Ankona. Von Hrn. Hofrath Moritz. 181

III. Ueber die Theodicee. Von Hrn. Salomon Maimon. 191

IV. Ueber die Pariser Theater. Von Hrn. Hofrath Schulz. 213

V. Denkmal Deutscher Dichter und Dichterinnen. Dritter Gesang. Von Hrn. Legationsrath von Kleist. 231

VI. Ueber das Bedürfniß der Mittheilung. Von Hrn. Consistorialrath Streithorst. 243

VII. Ueber Edelmuth und Großmuth. Von Hrn. Delbrück, 252

VIII. Ueber die Vereinfachung der menschlichen Kenntnisse. Von Herrn Hofrath Moritz. 269

Digitized by Google

Mit dem ersten Tage jeden Monats ist diese Zeitschrift in den mehresten Buchhandlungen Deutschlands, und da wo es deren keine gibt, in den Post-Aemtern eines jeden Orts, das Stück für 8 gr. zu haben. Letztere belieben sich an das hiesige Königliche Hof-Post-Amt zu adressiren.

Der Verleger.

Von der allgemeinen Schul-encyklopädie, welche der Schulrath Campe durch eine Gesellschaft von Schulmännern und Erziehern besorgt, sind nun schon folgende Theile fertig:

1. Encyklopädie der Französischen Klassiker (welche das Beste, Gemeinnützigste und für die Jugend Unschädlichste aus der gesammten klassischen Litteratur der Franzosen enthält, und überhaupt 12 Bändchen stark werden wird), herausgegeben von E. Trapp, 11 bis 4r Th. jeder Theil 16 gr.
2. Lateinische Encyklopädie, herausgegeben von Schulz, Heusinger und Köppen. 1r bis 5r Th. Enthält das Beste, Nützlichste, und für die Jugend Unschädlichste aus der gesammten klassischen Litteratur der Römer, so viel davon auf Schulen nur immer gelesen werden kann. Das Ganze wird ohngefähr 20 bis 24 Bändchen ausmachen. Der schon fertigen, (welche auch vereinzelt werden) sind mit den dazu gehörigen Kommentaren für Lehrer und fähigere Schüler folgende:

Encyklopädie der lateinischen Klassiker, 1r Th. oder ausgesuchte Schauspiele aus dem Plautus und Seneca, von Schulz und Heusinger 12 gr.

Erklärende Anmerkungen dazu, oder: Anmerkungen zu den ausgesuchten Schauspielen aus dem Plautus und Seneca, von Schulz und Heusinger, 18 gr.

Encyklopädie der lateinischen Klassiker, 2r Th. oder: ausgesuchte Schauspiele aus dem Terenz von Schulze 12 gr.

Erklärende Anmerkungen dazu, oder Anmerkungen zu den ausgesuchten Schauspielen aus dem Terenz von Schulz und Heusinger 18 gr.

Encyklopädie der lateinischen Klassiker, 2ter Th. 2ter Band, (Anhang zum 2ten Theil), oder: ausgesuchte Fabeln aus dem Phädrus von J. H. Campe 3 gr.

Erklärende Anmerkungen zu den ausgesuchten Fabeln aus dem Phädrus 12 gr.

Encyklopädie der lat. Klassiker, 3r Th. oder: Ovids Metamorphose im Auszuge, von A. C. Meinee 16 gr.

Digitized by Google

Encyklopädie der lat. Klassiker, 4r. Th. oder: ausgewählte Oden und Lieder aus dem Horaz von J. Köppen. 8 gr.

3. Lehrbuch der Kenntniß des Menschen, 1r Th. welcher die Lehre von menschlichen Körper und die Diätetik enthält, von J. Stuve 12 gr.

4. Naturgeschichte und Technologie für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser Wissenschaften, von C. Ph. Funke, 1r u. 2r Th. 3 thl. 12 gr.

Der dritte und letzte Theil wird zur nächsten Ostermesse erscheinen. Dieß Handbuch enthält das Gemeinnützigste und Gemeinintereſſanteſte aus der Naturgeschichte, und lehrt zugleich die Verarbeitung und den Nutzen der Naturprodukte. Es werden drey verschiedene Auszüge, als eben so viel Lehrgänge (Cursus) für die Schüler daraus gemacht.

5. Theophron, oder der erfahrne Rathgeber für die unerfahrne Jugend, dritte umgearbeitete Auflage; nebst einem Auszuge zu Vorlesungen darüber, von J. H. Campe 18 gr.

Enthält diejenigen Erfahrungs- und Klugheitsregeln, welche dem jungen Weltbürger vor seinem Eintritte in das Geschäftsleben und in die größere menschliche Gesellschaft, zu wissen und zu üben nöthig sind.

6. Versuch eines Leitfadens beym christlichen Religionsunterricht für die sorgfältiger gebildete Jugend, von J. H. Campe 6 gr.

Ein ähnlicher Leitfaden für die Jugend der untern Stände in Städten und auf dem Lande wird einst folgen.

Noch sind als Lesebücher für die untern Klassen, folgende neue und verbesserte Ausgaben erschienenen Campischen Jugendschriften, dieser allgemeinen Schulencyklopädie einverleibt worden:

Robinson der Jüngere. Ein angenehmes und nützliches Buch für die Jugend. Vierte Auflage 18 gr.

Kleine Seelenlehre für Kinder, dritte Auflage 16 gr

Die Entdeckung von Amerika; ein nützliches Lesebuch für Kinder und junge Leute 1 thl. 12 gr.

Mehrere der einsichtsvollsten Schuldirektoren Deutschlands, haben nach angestellter Prüfung dieser Werke sie schon jetzt in ihre Anstalten eingeführt, und die Schulbuchhandlung hat es sich zur Pflicht gerechnet, ihnen diese Einführung zu erleichtern, wozu man sie, so oft man sich unmittelbar an sie zu wenden belieben wird, auch ferner bereitwillig finden wird.

Verlagsbücher des Friedrich Nicolovius, Buchhändler in Königsberg in Preußen.

Anzeigen, Königsbergische Gelehrte, 1791. Erstes halbes Jahr vom July bis zum December.

Beytrag, praktischer, zum allgemeinen Unterricht für Kinder von 5 bis 15 Jahren, herausgegeben von C. Ad. Eschke 12 gr.

Braut, die, ohne Mitgabe, oder Träumereyen einer Pariser Philosophinn die sich von der Französ. Nationalversammlung leicht realisiren ließen. A. d. Franz. 8. 12 gr.

Chaptals, J. A., Anfangsgründe der Chemie, aus dem Französ. übersetzt und mit Anmerkungen versehn von Fr. Wolff, nebst einer Vorrede von D. S. Fr. Hermbstädt, 1r Band gr. 8. 1 thlr 4 gr.

Fischers Abriß eines neuen Systems über die menschliche Natur als Darbietung eines größern Werks. 8. 4 gr.

Fischer, J. B., Versuch einer Naturgeschichte von Liefland. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage, mit einer Vorrede von Herrn v. Hagen, mit Kupf. gr. 8. 2 thl. 20 gr.

Geschichte der Araber in Sicilien, und Siciliens unter der Herrschaft der Araber in gleichzeitigen Urkunden von diesem Volke selbst. Uebersetzt aus dem Ital. von P. W. G. Hausleutner. 1r 2r Bd. gr. 8. 2 thl. 12 gr.

Herschel, William, über den Bau des Himmels. Drey Abhandlungen aus dem Englischen übersetzt. Nebst einem authentischen Auszuge aus Kants allgemeiner Naturgeschichte und Theorie des Himmels. Mit 3 Kupfern gr. 8. 18 gr.

Kant, Immanuel, über eine Entdeckung nach der alle neue Kritik der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll. gr. 8. 9 gr.

Rudow, Heinrich, Materialien zur Gründung und mehrerer Aufklärung der medicinischen Seelenlehre. 1ste Samml. 18 gr.

Schicksale der Seelenwanderungshypothese unter verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten. Mit einer Titelvignette. 8. 12 gr.

Schmalz, Theod., Encyklopädie des gemeinen Rechts. Zum Gebrauch akad. Vorlesungen. 8. 12 gr.

Scholz von Ascherade, Baron, Geschichte unsrer Zeiten, a. d. Latein. übers. von D. Th. Schmalz. 2 Thle. 8. 1 thl.

Toderini, Abbe, Litteratur der Türken, aus dem Italienischen mit Zusätzen und Anmerkungen von Ph. W. G. Hausleutner, mit einem türk. Concert. 2 Thle. gr. 8. 2 thlr. 12 gr.

Ueber die Zeichendeutung des menschlichen Auges in Krankheiten, aus dem Latein. übersetzt, nebst einer Vorerinnerung und einigen Zusätzen von H. Rudow. gr. 8. 8 gr.

Kommissionsbücher.

Gedichte eines Dilettanten. 8. Mit Didotschen Lettern 9 gr.

Goldbecks, J. Fr., vollständige Topographie des Königreichs Preußen. 2 Theile. gr. 4.

Benda, Fr. Ludw., die Religion; eine Cantate von Tode. Im Klavierauszug. gr. 4. 1 thl. 4 gr.

Druckfehler.

In der dem vorigen Stück beygefügten Nachricht muß es in der achten Linie von oben herunter statt Tanti-Männer Staatsmänner, und in der zwanzigsten Linie statt Vermiethung Vermuthung heißen.

Deutsche Monatsschrift.

1791. November.

I.

Ode

auf das neue Preußische Gesetzbuch.

Den Mitgliedern des königlichen Kammergerichts gewidmet.

O Friedrichs Land! (denn keinen größern Nahmen
hat selbst Apollens Hochgesang
für dich, Borussien!) und diesem stolzen Nahmen,
der dir allein erklang,
erzittre nicht. Mit strahlenreichem Flügel
umschwebt dich Friedrichs Genius.
„Trag ewig seines Geistes hohes Meistersiegel!“
So scholl's im Götterschluß.
Und sieh': er leuchtet hell an deiner Stirne,
die unverwelkter Lorbeer kränzt.
In Zevs, des weisheitvollen, göttlichem Gehirne,
vom Himmel nur umgränzt,
entsprang der Plan, nach dem die Orionen
sich in den ewgen Bahnen drehn:

Digitized by Google

In Friedrichs weiſem Haupt, dem edlen Stolz der Kronen,
hieß dich ein Gott entſtehn
der Themis Buch! wo ihre heilgen Rechte
Die ausgeſöhnte Menſchheit lieſ't:
Und das dem hohen Herrſcher, wie dem niedern Knechte,
auf gleicher Wage mißt:
Das Buch, das die Lykurge und Solonen
für Minos Richterurne weihn; *)
Und voll Bewunderung aus ihren Strahlenkronen
Mit Lorbeern überſtreun.
Und, wie prophetiſch angehaucht, **) umſchlingen
die Lorbeern Carmers Nahmen, ihn,
der neben Friedrich's Solon glorreich glänzt: ihn klingen
der Themis Schalen. ***) Kühn
und groß entwebt er dunkeler Geſetze
mäandriſch's krummes Labyrinth:
Der Völker Glück und Recht, daß ſie kein Fürſt verletze,
iſt's, was ſein Geiſt ergründ't.
Heil! Friedrich Wilhelm! dreymal Heil! er liebet
das Recht: er ſchuf zum Volksgeſetz
Der Themis Sprüche, die noch Recht an Fürſten übet:
er gab ſich ſelbſt Geſetz.
Nicht wie Egyptens Myſtys ****) Zauberflüche,
nicht wie Zevs in Dodonens Hain;

*) Für die Urne, aus welcher Minos die Urtheilsſprüche der verworfenen Sünder zieht.

**) Die Blätter der Sybilla Cumana ordneten ſich von ſelbſt zu dem beſtimmten prophetiſchen Sinn.

***) So oft die Wagſchalen der Themis bey ihrem Abwägen des Rechts und Unrechts zuſammenſchlagen, ſo klingen ſie den Nahmen „Carmer.“ Er war's, der mit Friedrich gemeinſchaftlich die Idee zum Geſetzbuch entwarf.

****) Myſtys, der geweihteſte Prieſter.

nicht wie Apoll vom Dreyfuß dunkle Götterſprüche,
die ſchlaue Prieſter reihn, *)
verkündet Preußens Themis ihre Lehren: **)
Germania, Europa ſehn
und prüfen jeden Spruch: — und alle Völker hören
und lauſchen und verſtehn.
Denn Licht und Recht, die ſtrahlendſten der Engel,
die Gott verſendet, wenn er Glück
auf Welten winket, und gefallner Geiſter Mängel
durchſchaut mit Wehmuthsblick,
entflammten edler Thesmotheten ***) Seelen,
mit deren Hand die Göttinn wägt:
Sie lenkten ſelbſt ihr Herz zum feſtentſchloßnen Wählen,
wo Irrthum Schlingen legt. ****)
Und aus der Wahrheit innerm Heiligthume
ließ unerſchrocken die Vernunft
die hehre Stimme, zu der Menſchheit hohem Ruhme,
ertönen: und die Zunft
der Feinde Themis hört's — und flieht — es fliehet
die Zankſucht mit dem Geiferſchlund;
Chikane, Tück' im Aug'; die Liſt, die feil ſich mühet;
der Trug, mit ſchiefem Mund.
Sie fliehn — des Rechtes Göttinn hält die Wage
mit unbewegter Hand: — ſie ſpricht

*) Die Prieſter ordneten und deuteten die Sprüche der Pythia.

**) Denn kein Geſetzbuch ward jemals ſo öffentlich entworfen, ausgeführt, und geprüft, als das neue Preußiſche.

***) Thesmotheten, Geſetzgeber.

****) Licht und Recht leiteten die Seelen der Geſetzgeber, in ſo manchen ſchwierigen und verwickelten Fällen, richtig zu entſcheiden.

Digitized by Google

Entscheidung kurz und kalt: so höret Minos Klage!
so donnert sein Gericht!
So richten Preußens Areopagiten;
(Minerva billigt jeden Schluß),
und alle, die des Rechtes heilge Grenzen hüten,
geweihter Terminus
Des Reiches Friedrichs *) . . . Brennusfürsten, rücket,
verrücket nicht den heilgen Stein!
Auf ihm ruht euer Thron. — Gesetz und Recht beglücket,
— hält Kronen frevelrein.
Auf des Gesetzes Herkulssäul' gegründet
steh, gottgeschirmtes Vaterland!
Du trägst die Kette nie, die feile Sklaven bindet:
denn du bist Friedrichs Land.

D. Jenisch,
Prediger in Berlin.

*) Terminus, der Grenzengott bey den Römern, — eine der heiligsten, unantastbarsten Gottheiten des Alterthums. Gesetze, will der Dichter sagen, sind die Grenzen zwischen Monarchie und Despotismus.

Digitized by Google

II.

Die Bildsäule des Pabstes Klemens des Zwölften, in Ankona.

Auf dem Marktplatze vor der Kirche des heiligen Dominikus, steht die Statüe des Pabstes Klemens des Zwölften von Marmor, und die Inschrift sagt, daß ihm der Senat und das Volk von Ankona diese Statüe deswegen errichtet habe:

weil er mitten im Meere, um die Pest abzuwenden, ein geräumiges Gebäude für die ankommenden Fremden errichtet; den Hafen des Trajanus verlängert und erweitert, von Abgaben befreyet, ihn allen Nationen eröffnet, und dadurch den Handel befördert, und den Wohlstand vermehrt habe.

Diese Art Inschriften, wodurch genau bestimmt wird, warum jemanden irgend ein Ehrendenkmal errichtet sey, hat sich doch noch aus den alten Römischen Zeiten erhalten, und gewiß etwas vorzüglich Ehrwürdiges, weil sie dem Volke selbst sowohl, als demjenigen, welchem es seine Dankbarkeit bezeigt,

Digitized by Google

gleichsam einen höhern Werth giebt. Das Volk huldigt nicht bloß, sondern es belohnet.

Die segnende Stellung nimmt sich bey dieser Bildsäule vorzüglich schön aus, weil sie gerade auf dem Platze errichtet ist, wo das größte Leben und Gewühl herrscht, und das Gewimmel von Menschen, aus allen verschiedenen Nationen sich zusammendrängt, die nun gerade dieser Segnung von Toleranz und Glaubensfreyheit genießen, welche von jenem, in dem Marmor verewigten Regenten, ertheilet wurde. — Und gewiß konnte einem Pabste nie eine ehrenvollere Statüe, als diese, errichtet werden.

Die herrlichsten Feigen und andere edle Früchte waren hier im Ueberfluß, und die reiche und ergiebige Mark Ankona prahlte hier mit allen ihren Schätzen.

Die schöne Kirche, die prächtigen und hohen Palläste, die Kurie mit ihren Thürmen, und unten die Wache, alles trägt dazu bey, die Lebhaftigkeit und das stattliche Ansehen dieses schönen Platzes zu vermehren. Die päbstlichen Soldaten welche vor der Wache spatziren gingen, waren alle sehr wohl genährt, und gekleidet, und schienen es sich ziemlich bequem zu machen. Hier war nichts Strenges und Rigoröses, und auch sie schienen unter der segnenden Hand ihres obersten Chefs ein vergnügtes und ruhiges Leben zu führen. An einem Hause auf diesem Platze las ich die Inschrift:

Officium sanitatis commoditati nobilium.

An manchen Orten in der Stadt wurde gebauet, von den Schiffen aus dem Meere wurden große Steine hinaufgewunden; überall wo ich hinkam sah ich Geschäftigkeit und Betriebsamkeit von Hohen und Niedrigen; und selbst kleine

Digitized by Google

Kinder waren schon mit Arbeit und Zutragen beschäftigt; die Freyheit und ungestörte Geselligkeit scheint hier alles mit neuem Muthe zu beleben.

Loretto.

Als wir gegen Abend in Loretto anlangten, waren die Straßen noch ziemlich lebhaft; und ich machte von dem Gasthofe aus, wo wir einkehrten, noch einen Spatziergang nach der santa casa, wovon ich für jetzt nur die äußere prachtvolle Umgebung, aber noch nicht das innere Heiligthum sahe.

Ich ging darauf nach der andern Seite von Loretto, und blickte von dem Hügel auf das Adriatische Meer. Als ich zurückkehrte war schon Licht in den Häusern, wo die Leute bey eröfneten Hausthüren auf dem Flure noch arbeiteten oder ihre Abendmahlzeit hielten, welches einen angenehmen Anblick machte, indem man das häusliche Leben so vieler Familien gleichsam mit einem Blick überschauen konnte.

Als ich in dem Gasthofe nach dem Preise der täglichen Bewirthung fragte, stellte man mir frey ob ich für acht, oder sechs, oder zwey Paul bedient seyn wollte; ich wählte das Letztere, und befinde mich gar nicht übel dabey; erhalte zwar Mittags und Abends nur ein Gericht, aber dieß recht gut zubereitet, und in reichlicherem Maße, als ich bedurfte.

Ein Paar Eheleute, die als Pilgrimme hier sind, lassen sich auf eben den Fuß speisen, und wir essen gemeinschaftlich auf einem Saale. Der Pilgrimm macht sich durch ein silbernes Herz kenntlich, das er auf dem Oberrocke trägt, und vermuth-

lich zum Opfer darbringen will. Uebrigens scheinen jetzt gerade nicht viel Pilgrimme hier zu seyn.

Heute in aller Frühe machte ich wieder einen Spatziergang nach den Anhöhen von Loretto. Die Sonne stieg über dem Meere auf, indeß der Mond im Nebel über den Bergen schwand, die sich in einer langen majestätischen Kette tief ins Land hin erstrecken, während daß nun über dem Meere die Küsten von Griechenland ganz deutlich vor mir lagen.

Zur Linken schimmerte im Sonnenglanze der prächtige Tempel, welcher das heilige Haus umschließt, mit seiner Kuppel, dem schöngebauten Thurm darneben, und dem Säulengange, der den Vorhof zu diesem Heiligthum ziert.

Loretto selbst hat ein sehr angenehmes Ansehen; die Straßen gehen hoch und tief, und die Häuser sind mit Gärten untermischt. Besonders schön ist die Strada romana, da wo sie sich den Berg hinunterwindet.

Zur Linken sah ich bey meiner Rückkehr von der Anhöhe den hohen Berg bey Ankona, und die Hügel in der Nähe und in der Ferne mit Städten und Dörfern besäet, und zur Rechten über kleine waldigte Hügel das Meer. — Und nun war denn auch mein erster Gang nach der

Santa Casa,

oder, dem heiligen Hause, das wie ein kostbares Kleinod in einem doppelten Gehäuse verwahrt ist, und seinen Nahmen von der frommen Dame Laureta führt, in deren Gebiet, in dem Walde von Nekanati, es zuerst von den Engeln, die es über das

Digitized by Google

Meer durch die Lüfte trugen, niedergesenkt wurde, und von ihr den Nahmen domus Lauretana erhielt.

Der Räuber wegen, welche die Pilger in diesem Walde beunruhigten, hoben es die Engel von dort wieder auf, und trugen es tausend Schritte weiter auf einen Berg, wo es aber durch den Zwist zweyer Brüder, denen dieser Berg gehörte, und welche sich um den Gewinnst dieses heiligen Hauses durch die Pilgrimme, stritten, entweihet, von den Engeln aufs neue emporgetragen, an den Ort, wo es jetzt steht niedergesenkt, und nachher doppelt verwahrt, und mit einer prächtigen Kirche umbauet wurde, wodurch es nun gleichsam hier fixirt ist, und nicht so leicht von den Engeln oder ihren Repräsentanten wieder weggetragen werden kann.

Die Geschichte dieses heiligen Hauses sagt, daß im Walde zu Rekanati, wo es zuerst sich niederließ, sich die Bäume neigten, und so lange, bis die letzten ausgerottet wurden, in dieser Stellung blieben; daß aber die übrigen Geschichtschreiber Italiens von diesem Hause geschwiegen haben, sey aus Bescheidenheit geschehen, weil man gezweifelt habe, ob auch die Nachwelt solchen Wundern Glauben beymessen werde.

Der Platz vor der Kirche macht einen prachtvollen Anblick; man sieht an der einen Seite Dorische und Korinthische Säulen übereinander mit Bogenstellungen dazwischen, und an der andern die schönen Klostergebäude.

Die Hauptthüre zu der Kirche ist von Bronze, und es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man in diesen Tempel tritt, und in der Mitte wieder einen Tempel von nicht unbeträchtlichem Umfange sieht, dem der erstere nur zur Decke oder Umgebung dienet. — Alles erweckt hier die Idee von einem Heiligen und Allerheiligsten, wie im Salomonischen Tempel. —

Denn der kleine Tempel den man in der Mitte des großen sieht, ist auch nur wieder eine Umgebung oder Umhüllung des Allerheiligsten, dessen strahlender Schimmer durch eine Gitteröfnung, wie aus einem heiligen Dunkel hervorbricht.

Rund herum an den Seiten in der Kirche saßen die finstern und ernsthaften Bußpriester in ihren Beichtstühlen; und über einem jeden Beichtstuhle stand mit großer Schrift der Nahme des Landes, dessen Einwohnern hier die Absolution in ihrer eigenen Sprache ertheilet wurde, als Germania, Polonia, Hispania, u. s. w. Diese Inschriften selber bezeichnen also schon diesen Tempel, als einen solchen, wo alle Völker und Nationen von den entferntesten Enden her sich versammeln.

Ich näherte mich nun auch dem Heiligthum, und das erste, was mir auffiel, war eine Inschrift an der marmornen Einfassung des heiligen Hauses: daß man ja nicht unwürdig diesen Ort betreten solle, denn der Erdkreis besitze nichts Heiligeres.

Orbis terrarum nil sanctius habet!

An den äußern Wänden dieses Marmorhauses befanden sich nun eine Menge Basreliefs, welche vorzüglich Scenen aus der Geschichte der heiligen Jungfrau darstellen, und den andächtigen Pilger auf den Eintritt in das Allerheiligste vorbereiten. Aber auch diese äußre Marmorwand denkt man sich von der Heiligkeit dessen, was sie umschließt, durchdrungen; denn ihr wurden von den Pilgrimmen, ehe sie in das Innere traten, tausend Küsse aufgedrückt, und die Spur des immerwährenden Knieens um diese Wände ist selbst dem marmornen Fußboden eingegraben.

Ich gesellte mich nun zu noch einigen Fremden in der Kirche, und machte mich zum Eintritt in das heilige Haus gefaßt; vor der Thüre stand eine Schildwache, und wir mußten an einen

Digitized by Google

Mann, der nicht weit davon in einer Art von Komtoir saß und schrieb, unsere Stöcke, und wer einen Degen trug, seinen Degen abgeben; dann wurden wir erst in die eine Abtheilung des heiligen Hauses gelassen, in welcher der heilige Kamin (il santo camino) wo die Jungfrau Maria kochte, die hölzerne Schale, woraus sie mit dem Jesuskinde aß, und das wunderthätige Bildniß der heiligen Maria von Cedernholz selbst befindlich ist.

Ihr Antlitz ist schwarz, wie einer mohrischen Königinn. Sie trägt eine von Juwelen strahlende Krone auf ihrem Haupte, und ihr Gewand ist ganz mit Edelsteinen besäet, wovon der Schimmer bey dem Glanze der goldenen Lampen beynahe die Augen blendet.

Sobald wir hier hineintraten, kniete alles nieder, und einem jeden von uns wurde die hölzerne Schale, woraus das Jesuskind gegessen hatte, zum Küssen dargereicht. Alsdann war es uns erlaubt, wieder aufzustehen, um mit Muße die Gegenstände zu betrachten, da man ohnedem durch den Schimmer von Gold und Edelgesteinen, und durch den Schein der Lampen beym ersten Anblick mehr in Erstaunen gesetzt wird, als daß man etwas deutlich unterscheiden könnte.

Zur Rechten der heiligen Jungfrau wird ihr von einem Engel aus gediegenem Golde ein Herz überreicht. Ein Geschenk der Mutter des Prätendenten, da sie sich von der heiligen Jungfrau einen Prinzen erbat.

Auf der andern Seite bringt ein silberner Engel von dreyhundert Pfunden der Jungfrau Maria ein goldenes Kind von vier und zwanzig Pfunden dar, welches bey der Geburt Ludwigs des Vierzehnten von dessen Vater in dieß Heiligthum

Digitized by Google

geschenkt wurde, der übrigen goldenen und silbernen Kinder zu geschweigen.

In der hölzernen Schale die wir küßten, werden Rosenkränze umgerührt, welche alsdann eine besondere Kraft haben, und den Pilgrimmen um den doppelten Preis verkauft werden.

Aus dieser Küche der Jungfrau Maria traten wir nun heraus, und wurden durch einen andern Eingang durch das Marmorhaus, welches dem Haupteingange in der Kirche gegenüber ist, in das eigentliche Wohnzimmer der heiligen Familie geführt, wo jeder, der in der ersten Abtheilung gewesen ist, eine Messe hört, und also in einem fort, so lange Besuchende und Pilgrimme da sind, Messe gelesen werden muß.

Hier machen nun die leeren ungeschmückten Wände von bloßen rothen Backsteinen einen sonderbaren Anblick, wenn man sich denkt, daß diese schlechten und wohlfeilen Ziegel mit so vieler Pracht und Schätzen umgeben und eingefaßt sind; und wenn irgend etwas bey dem gläubigen Pilgrimm, die Idee von Heiligkeit vermehren kann, so ist es dieser Kontrast.

Und dieß war also nun das eigentliche heilige Haus, worin ich mit den übrigen knieend eine Messe hörte. Der Altar stand am Ende, gerade dem Eingange gegenüber, und über dem Altare war ein Gitter, durch welches das Bild der heiligen Jungfrau in der andern Abtheilung mit aller seiner Pracht schimmerte; und dieß war eben der Glanz, der schon bey dem großen Eingange in die Kirche, einem wie aus einer dunkeln heiligen Ferne entgegenstrahlt.

Digitized by Google

Zur linken Seite des Altars war oben eine Oeſnung, wie ein Fenſter, in der Mauer, durch welches Gabriel der Jungfrau Maria den engliſchen Gruß brachte, da ſie eben auf dem Flecke betete, wo jetzt der Altar ſteht.

Da nun dieſer engliſche Gruß in der katholiſchen Welt von den Lippen ſo vieler Tauſenden ertönt, und beynahe das erſte iſt, was die Zunge des Kindes ſtammeln lernt; was kann dem andächtigen Pilger wohl heiliger ſeyn, als nun, ſeinem Glauben nach, auf demſelben Flecke ſich zu befinden, wo eben dieſer Gruß aus dem Munde des Engels ſelbſt ertönte, der ihn der heiligen Jungfrau brachte.

Moritz.

Digitized by Google

III.

Ueber die Theodicee.

Eine Theodicee ist ein theologisches Unternehmen, die anscheinende Nichtübereinstimmung zwischen den Eigenschaften Gottes an sich, als nothwendigen Folgen seines Wesens, und denselben, wie sie sich in Schaffung und Regierung der wirklichen Welt äußern, zu heben.

Ehe wir also ausmachen können, ob, und wiefern eine Theodicee nothwendig oder entbehrlich, zulänglich oder unzulänglich sey, müssen wir erstlich alle mögliche Arten einer Theologie d. h. der Lehre von Gott und seinen Eigenschaften, durchgehn.

Es kann eine metaphysische, physische, physico-metaphysische, und identische oder Moral-Theologie geben.

In der ersten wird der Begriff von Gott, als des allervollkommensten Wesens, zum Grunde gelegt, seine Möglichkeit (in sofern er lauter Realitäten, die sich einander nicht widersprechen können, in sich enthält), und daraus seine nothwendige Eigenschaften, (worunter seine nothwendige Existenz mit begriffen ist), bewiesen. Dieses ist die Kartesius-Leibnitzische Art.

In der zweyten wird die wirkliche Welt, als Faktum zum Grunde gelegt, und daraus, nach dem Satze des zureichenden Grundes auf das Daseyn Gottes und seiner Eigenschaften als letzte Ursache der Welt geschlossen. Diese ist die Wolfische Art.

In der dritten wird gleichfalls die wirkliche Welt als Faktum zum Grunde gelegt; daraus, nach dem Satze des zureichenden Grundes auf das Daseyn Gottes und seine Eigenschaften, nicht als Ursache überhaupt, sondern als an sich begreifliche Ursache, geschlossen. In der vorigen Art nehmlich ist der Gang des Raisonnements folgenderweise: die Welt existirt zufällig, (die Existenz ist in ihrem Wesen nicht enthalten), alles was zufällig existirt, muß zu seiner Existenz einen zureichenden Grund haben; dieser zureichende Grund muß in einem nothwendig existirenden Dinge enthalten seyn; folglich existirt ein Ding außer der Welt, als Ursache derselben, nothwendig. Ohne sich ferner um die Begreiflichmachung dieser nothwendigen Existenz an sich zu bekümmern. In dieser hingegen geht man noch einen Schritt vorwärts, und nachdem man irgend eine nothwendige Existenz zum Behuf der Begreiflichmachung der zufälligen Existenz der Welt suponirt hatte, so legt man diese nothwendige Existenz dem allervollkommensten Wesen bey, wodurch diese nothwendige Existenz an sich, nicht bloß suponirt, sondern auch begreiflich gemacht wird. Sobald man aber dahin gelangt ist, kann man den Weg auch rückwärts nehmen, und, nach der ersten Art, aus dem Begriffe des allervollkommensten Wesens, auf seine nothwendige Existenz schließen. Diese Art ist also aus den beyden vorigen zusammengesetzt.

Digitized by Google

In der idealischen oder Moral-Theologie wird nicht der Begriff eines positiv möglichen Dinges, sondern eine Idee zum Grunde gelegt. Diese ist entweder eine Vernunft — oder eine Naturidee; nehmlich entweder wird der Gebrauch der Vernunft, durch eine vorhergegangene Kritik als regulativ zur Vollständigkeit und systematischer Einheit des Verstandsgebrauchs vorausgesetzt, alsdenn dieser Vernunftgebrauch durch beständige Näherung zur höchsten Ordnung und Zweckmäßigkeit in der Welt objektiv d. h. reell gemacht. Ferner der Grund dieser höchsten Ordnung und Zweckmäßigkeit in der Welt, in einem, in Ansehung unserer Erkenntniß ganz unbestimmten Objekt suponirt. Dieses ist also das Ideal zu der nothwendigen Vernunftidee, und heißt Gott. Die darauf gegründete Theologie heißt darum auch Moraltheologie in sofern das Moralprincip in dem Gebrauche der reinen (formellen) Vernunft gegründet ist, und diese ist die Kantische Art. Oder es wird bloß der Trieb nach der höchsten Vollkommenheit, als Faktum, im Menschen vorausgesetzt; diese treffen wir zwar nirgends an, wir können uns aber zu derselben, als zu einer reellen Idee b), immer nähern; zu diesem Behuf denken wir uns diese Idee als einen reellen Begriff eines übrigens unbestimmten Objekts, und dieses Objekt nennen wir Gott; und diese mag für jetzt, meine eigne Art in Grundlegung einer Theologie seyn.

Die bloß metaphysische Theologie macht uns eine Theodicee entbehrlich. Denn da sie nicht das Verhältniß des allervollkommensten Wesen als Ursache, zur Welt; sondern bloß seine Möglichkeit und Wirklichkeit an sich zum Gegenstande hat, und nur unsre Erkenntniß mit einem einzigen (obzwar allervollkommensten) Objekte zu erweitern

sucht,

sucht, so geht ihr die anscheinende Unübereinstimmung zwischen dem Begriff von Gott an sich, und seinem Begriffe, als Ursache, d h. als Realgrund der Welt, gar nichts an; weil sie sich mit dem letztern gar nicht befaßt.

Die physische Theologie braucht gleichfalls keiner Theodicee, aber aus einem ganz entgegengesetztem Grunde; nehmlich diese hat nicht den Begriff von Gott und seinem Daseyn an sich, sondern bloß wiefern diese zum Behuf der Realerklärung, von dem Daseyn der Welt überhaupt, als wie auch der Art dieses Daseyns, zum Gegenstande; in ihr braucht man also nicht Gott, als das allervollkommenste Wesen, sondern bloß als in einem solchen Grade vollkommenes, wie zu einem solchen Erklärungsgrunde erforderlich ist; und so wie nach Leibnitz (der diese beyde Arten verknüpft) man aus dem Begriff des allervollkommensten Wesens, auf eine, ihm als Ursache angemessene beste Welt schließt, so wird hier umgekehrt von einer nicht allervollkommensten Welt auf einen ihr angemessenen Gott als Ursache geschlossen; und dieses ist völlig hinreichend, so lange man seine nothwendige Existenz bloß anzunehmen gezwungen ist, ohne sie begreiflich machen zu wollen.

Die zweyte Idealtheologie braucht auch keiner Theodicee. Diese beruht auf eine subjektiv nothwendige Idee der höchsten Vollkommenheit, die wir unserm natürlichen Triebe gemäß bilden; es braucht also nichts objektives dieser Idee völlig zu entsprechen.

Wie fern aber die Kantische Moraltheologie eine Theodicee zuläßt, muß ihr Urheber selbst entscheiden. (Siehe Berlinische Monatsschrift, September 1791.)

Nur die ungegründeten menschlichen Prätensionen könnten eine Theodicee nothwendig machen. Der Mensch ist eitel genug sich als Endzweck der ganzen Schöpfung zu betrachten, er bemerkt nicht, daß die Weisheit nur nach allgemeinen Gesetzen handeln muß, deren Erfolg nicht immer seinen unbegrenzten Wünschen gemäß seyn kann; er nimmt es der göttlichen Allmacht sehr übel, daß sie ihm nicht bey der Vernunft auch Flügel mitgetheilt hat, und daß ihn Gott nicht so geschaffen hat, daß er bey allen begangenen Ausschweifungen dennoch beständig gesund bleiben soll, (der H. Voltaire nimmt es der Vorsehung übel, daß Mag. Panglos aus ..... nicht mit einer ganzen Nase wegkommen soll) u. d. g. Niemand, wie weit ich weiß, hat diese thörichte menschliche Prätensionen so in ihrer Blöße darzustellen gewußt, als unser vortrefliche Maimonides (More Newochim 3. Theil 12. Abschnitt.)

Hier sind seine eignen Worte:

„Der gemeine Mann pflegt nicht selten auf den Einfall zu gerathen, als wäre das Uebel in der Welt mehr, als das Gute; wir finden dieses in den Gedichten der mehrsten Nationen häufig dargestellt. Ja dieser Irrthum ist nicht bloß dem gemeinen Manne, sondern auch denjenigen, die sich sonst weise dünken, eigen. Alrasi*) hat ein sogenanntes theologisches Buch geschrieben, worin er viele Ungereimtheiten und abgeschmacktes Zeug angebracht hat, worunter auch dieses gehört, daß nehmlich das Uebel in der Welt mehr sey als das Gute; denn, sagt er, wenn man eine Vergleichung anstellen will, zwischen den wenigen Augenblicken die der Mensch in Ruhe und Zufriedenheit zubringt, mit der ungeheuren Anzahl von Schmerzen, Gebrechen und allerhand Trübsalen denen er

*) Ein Arabischer Philosoph.

im Leben ausgesetzt ist, so sieht man, daß seine Existenz nicht gar zu sehr wünschenswürdig ist; darauf suchte er seine Meinung dadurch zu befestigen, daß er alle diese Uebel insbesondere herzählt, und glaubt dadurch die Meinung der ächten Philosophen zu widerlegen, welche behaupten, daß diese wirkliche Welt, die beste unter allen möglichen sey, und indem Gott vollkommen gut ist, so kann er nichts anders, als das beste wählen. Der Grund dieses Irrthums aber liegt bloß darin, daß dieser Thor und seines gleichen aus dem Pöbel, die Welt bloß in Beziehung auf einzelne Menschen beurtheilen; und jeder Narr glaubt, die Welt sey nur seinetwegen erschaffen worden, und alles übrige wäre in Ansehung seiner für nichts zu achten; wenn ihm daher nicht alles nach seinem Wunsche geht, so schimpft er auf die Welt los. Hätte aber der Mensch einen richtigen Begriff von der Größe der Welt, und hätte er eingesehn, welchen geringen Theil er davon ausmacht, alsdann könnte er erst die Wahrheit einsehn. Denn diese thörichte Meinung von dem vielen Uebel in der Welt, wird nicht behauptet in Ansehung der Geister auch nicht in Ansehung der himmlischen Sphären und Gestirne, nicht in Ansehung der Elemente und der daraus zusammengesetzten Mineralien und Vegetabilien, auch nicht in Ansehung der Thierarten; sondern hier wird bloß auf einzelne Menschen Rücksicht genommen. Man erstaunt nicht wenig darüber, und kann es nicht begreifen, wie es damit zugegangen seyn mag, daß N. bloß deswegen weil er ungesunde Speise genossen, die Krätze gekriegt, oder bloß deswegen, weil er im Beyschlaf ein wenig zu viel gethan, sein Gesicht verlohren hat u. d. gl. Die Wahrheit aber ist, daß alle Menschen, und noch viel mehr die andern Thiere, in Anse-

hung des Weltalls für nichts zu rechnen sind. Der Mensch gleicht dem Nichts! Nationen sind wie ein Tropfen vom Eimer.

„Diese prophetische Stellen lehren den Menschen seinen wahren Werth zu bestimmen, damit er sich nicht einbilde, als wäre die ganze Welt bloß seinetwegen geschaffen, sondern die Welt ist an sich der unmittelbare Gegenstand des göttlichen Willens, wovon der Mensch den geringsten Theil ausmacht. Er ist zwar der vollkommenste unter den niedrigen Geschöpfen. Aber mit den höhern kommt er gar in keine Vergleichung; und doch ist seine Existenz eine große göttliche Wohlthat; an den mehrsten Uebeln aber die ihn treffen, hat er selbst Schuld. Sollen wir uns also noch darüber beklagen, und die Uebel, die wir muthwilliger Weise uns selbst zufügen, Gott zur Last legen? Behüte! Die Narrheit des Menschen führt ihn vom rechten Wege ab, und sein Herz zürnet auf Gott!

„Alle Uebel die einem Menschen begegnen, können füglich in drey Klassen eingetheilt werden.

„Die erste Klasse begreift diejenigen Uebel, denen der Mensch wegen seiner materiellen Natur unterworfen ist. Diese sind entweder angebohrne, oder auf zufällige Veränderungen der Elemente, nachher entstandene Gebrechen, z. B. durch die Pest, Gewitter und Erdbeben.

Wir haben schon anderswo gezeigt, daß zufolge der göttlichen Weisheit kein Entstehn ohne Vergehn seyn kann. Ohne das individuelle Vergehn, könnte die Art nicht fortdauern. Dieses ist also kein Uebel, sondern gehört vielmehr unter die Wohlthaten Gottes. Der aber aus Fleisch und Knochen gemacht seyn, und dennoch vor materiellen Zufällen gesichert seyn

Digitized by Google

will, der will wahrhaftig entgegengesetzte Dinge zusammenbringen, ohne es zu merken. Denn er will ein leidendes Ding seyn, ohne leiden zu können. Mit Recht sagt daher Galenus im dritten Theil von dem Buche über den Nutzen der Gliedmaßen: mache dir keine falsche Hoffnung, als sey es einst möglich, daß aus dem menschlichen Saamen ein Thier geboren werden soll, das nie sterben, nie Schmerz leiden, sich beständig bewegen, oder wie die Sonne leuchten wird.

„Galenus hat hier eine allgemeine Wahrheit in einem besondern Fall vorstellen wollen, daß nehmlich aus einem jeden Stoff das vollkommenste was daraus werden kann, wirklich daraus wird, und das daraus entstandne muß nothwendig den Mängeln seines Stoffs unterworfen seyn. Alles was aus dem menschlichen Saamen hatte werden können, ist ein Mensch, d. h. ein sterbliches Geschöpf. Doch sind die daher rührenden Uebel, die den Menschen begegnen, auch nicht so gewöhnlich. Die mehrsten Länder dauern schon viele tausend Jahre, ohne die Wirkung des Erdbebens gespürt zu haben; so werden auch Menschen zu tausenden geboren, die vollkommen gebildet sind, die gebrechlich geborne sind sehr selten, und machen kaum den kleinsten Theil von jenen aus.

„Die zweyte Klasse enthält diejenigen Uebel, die die Menschen einander wechselsweise zufügen, deren Ursachen häufig und bekannt genug sind. Auch daran sind wir selbst Schuld, nur daß es nicht in unsrer Macht steht sie abzuwenden. Dabey giebt es auch Länder wo diese Uebel ganz unbekannt sind, z. B. Straßenraub und Mord. Nur in großen langwierigen Kriegen werden viele Menschen dadurch hinweggerafft, diese sind aber auch nicht so häufig. d)

„Die dritte Klasse begreift in sich diejenigen Uebel, die jeder Mensch sich selbst zufügt; diese Uebel sind häufiger wie die vorigen, und worüber sich die Menschen am meisten beklagen. Wahrhaftig! anstatt mit solchen Menschen Mitleiden zu haben, sollte man ihnen vielmehr gerechte Vorwürfe machen; dieses ist euere eigne Schuld! Beym Prediger heißt es: Nur dieses habe ich ausfindig gemacht, (als Erklärungsgrund von dem Ursprunge des Uebels), Gott hat die Menschen gerade geschaffen, (daß sie der Natur gemäß leben sollen), sie aber machen sich viele Gedanken; und diese Gedanken haben nothwendig diese Uebel zur Folge! e) So heißt es auch: Das Uebel und das Unglück wächst nicht aus der Erde hervor, sondern der Mensch selbst ist die Ursache seines Unglücks. Diese Art Uebel ist eine Folge der Sittenverderbniß, d. h. der ausschweifenden Begierde im Gebrauche der Nahrungsmittel und des Beyschlafs, und der darin begangenen Fehler in Ansehung der Quantität, Qualität, und gehöriger Ordnung, welches die Ursache aller, sowohl Körper- als Seelenkrankheiten ist. In Ansehung der Körperkrankheiten ist dieses offenbar, und braucht keine weitere Erläuterung. Die Seelenkrankheiten aber können in doppelter Rücksicht als Folge davon betrachtet werden 1) Weil die Seelenveränderungen von den Körperveränderungen abhängen, so wie überhaupt der Karakter und die Sitten immer dem Temperamente gemäß sind. 2) In sofern die Seele sich an Dinge gewöhnt, die nicht zur Erhaltung des Individuums, oder des Geschlechts nothwendig sind, welches ihr nachher zur zweyten Natur wird. Das Nothwendige ist bestimmt, und sehr wenig; diese Begierden hingegen nehmen kein Ende, indem das Ueberflüßige unbestimmt ist. Du begehrst einen silbernen Service zu besitzen; wohl! aber

ein goldner wäre noch schöner? Ja einige besitzen vielleicht welche aus Edelgestein u. s. w. Der Narr plagt sich also beständig, daß er es nicht in Ansehung dergleichen entbehrlichen Dinge einem andern nachthun kann; begiebt sich in die größte Gefahr, unternimmt die beschwerlichsten Reisen zu Wasser und zu Lande; strebt nach den schlüpfrigsten Posten am Hofe, damit er dadurch endlich seine Begierden völlig befriedigen könnte. Fällt also seine Reise unglücklich aus, und mislingt ihm sein Unternehmen, so legt er dieses der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit zur Last, und schimpft los auf die Ordnung der Natur, weil sie ihm nicht behülflich war, viel Geld zu erwerben, wofür er sich viel Wein anschaffen könnte, um sich nach Belieben darin zu besaufen, und ein Serail von den schönsten, aufs beste ausgeputzten Maitressen anschaffen könnte, damit er zum Beyschlaf über sein Vermögen gereitzt werden möchte. So weit geht die Verirrung des Pöbels, der auf eine lästerliche Art Gott für ohnmächtig erklärt, der der Natur solche Gesetze unterworfen hat, wovon diese vermeinte Uebel nothwendige Folgen sind, und die nicht so beschaffen sind, daß jeder seine unbegrenzten Begierden erlangen könnte."

„Die unverdorbenen Weisen hingegen, sehen die göttliche Güte und Gerechtigkeit wohl ein; Alle Wege Gottes sind Güte und Wahrheit für diejenigen, die seine Gesetze beobachten, d. h. diejenigen, die sowohl die Gesetze der Natur, als der Moral und ihre Uebereinstimmung miteinander, eingesehn haben. Sie machen sich daher dasjenige zum Zwecke, was in der That beym Menschen Naturzweck ist, d. h. Vervollkommnung des Erkenntnißvermögens; und betrachten alles andre bloß als Mittel dazu, und nur in sofern streben sie darnach, welches auch sehr

leicht zu erhalten ist. Alle Schwierigkeiten betreffen bloß das Entbehrliche, wodurch selbst das Unentbehrliche erschwert wird, weil die menschliche Thätigkeit dadurch eine schiefe Richtung bekommt."

„Es ist merkwürdig, daß, je nothwendiger etwas ist, desto häufiger und leichter zu erhalten ist es; und so auch umgekehrt." Dieses wird durch verschiedene Beyspiele erläutert, die ich aber hier, um nicht weitläuftig zu seyn, besonders da dergleichen Beyspiele einem jeden von selbst auffallen müssen, nicht anführen will.

In dem folgenden Abschnitt untersucht dieser vortreffliche Verfasser, wiefern der Begriff von Zweck in der Natur seine Realität hat. Er zeigt, daß alles in der Natur als Mittel und Zweck, in Beziehung auf alles übrige, zu betrachten ist, daß aber der Begriff von Endzweck der Natur, wofür sich der Mensch selbst ausgiebt, abgeschmackt sey. In den darauf folgenden Abschnitten zeigt er, daß wenn auch der Begriff von Endzweck der Natur seine Richtigkeit hätte, doch der Mensch zu diesem Titel nicht berechtigt seyn würde. Letztlich führte er noch die verschiedenen Meinungen der ältern Philosophen über die göttliche Vorsehung an. Hier sind seine Worte:

„Es giebt fünferley Meinungen über die (göttliche) Vorsehung."

1) „Es giebt in der Welt keine Vorsehung überhaupt, sondern die Beschaffenheit der Welt, sowohl dem Ganzen als ihren Theilen nach, hängt bloß vom Zufall ab. Es giebt also keine ordnende und regierende Weisheit, die alles zweckmäßig bestimmt. Diese ist die Meinung des Epikurs, welcher behauptet, daß ein zufälliger Zusammenstoß der Atomen die Ursache der Entstehung aller Dinge ist. Dieser Meinung waren auch (in den alten Zei-

Digitized by Google

ren) die ketzerischen Israeliten zugethan, von denen es heißt: sie leugneten Gott, und sagten, er regiere nicht. Aristoteles aber hat schon die Falschheit dieser Meinung dargethan, und gezeigt, daß nicht alles vom Zufall abhängen kann, sondern daß zum wenigsten einige Dinge durch die Vorsehung bestimmt werden. f)

2) Diese Meinung des Aristoteles, daß nehmlich einige Dinge von der Vorsehung bestimmt, andere aber dem Zufalle unterworfen sind. Er behauptet nehmlich, daß wir bloß aus der Natur der Dinge auf den Grad der Vorsehung, wodurch sie bestimmt werden, schließen können. Er sagt daher, die Vorsehung erstreckt sich nothwendig auf die Sphären, daher ihre individuelle Unveränderlichkeit. g) Alexander *) schreibt, daß nach Aristoteles Meinung die vollständige Vorsehung sich mit der Mondensphäre endige. h)

Die Vorsehung in Ansehung der Sphären besteht also darin, daß ihre Individualität unveränderlich bleibt, und so wie aus ihrer Existenz die Existenz anderer Dinge folgt, die nicht ihrer Individualität, sondern bloß ihrer Art nach unveränderlich sind, so wird ihnen auch eine diesem angemessene Vorsehung zugeschrieben. Ja sogar diese Individua sind nicht gänzlich dem Zufalle überlassen, sondern demjenigen, dessen Materie so verfeinert worden ist, daß sie die vegetabilische Form annehmen kann, sind gewisse Kräfte zu seiner zeitlichen Erhaltung mitgetheilt worden, wodurch es die ihm angemessene Nahrung anzieht, und das unnütze zurückstößt; und demjenigen, dessen Stoff noch mehr verfeinert worden ist, daß es die animalische Form annehmen kann, sind noch andere Kräfte zu seiner Erhaltung gegeben worden, z. B. ein Vermögen zur willkürlichen Bewegung. Demjenigen

*) Paradisensis.

endlich, der so verfeinert worden ist, daß er die Vernunftform annehmen kann, ist eine sich selbst bestimmende Kraft, *) (die Vernunft) mitgetheilt worden, wodurch es die größte mögliche, sowohl specifische als individuelle Vollkommenheit erhalten kann. Alle übrige individuelle Modifikationen hingegen, hängen bloß vom Zufalle ab, und führen nach Aristoteles Meinung kein Merkmal einer Vorsehung. Wenn z. B. ein Sturmwind weht, so wird er ohne Zweifel einige Blätter von diesem Baume abreißen, einige Aeste von einem andern abbrechen, von einem Haufen Steine einen Stein fällen, einige Pflanzen mit Erde überschütten, die Wogen des Meeres in Bewegung setzen, ein Schiff versenken, und die Menschen darin versaufen. So ist nach dem Aristoteles kein Unterschied zwischen dem Herunterfallen des Blatts, dem Stürzen des Steines, und der Versaufung der Frommen die im Schiffe waren. So unterscheidet er auch nicht zwischen dem Fall: daß ein Ochse, z. B. auf einen Ameisenhaufen gemistet, und sie todt gemacht hatte, und diesem: daß ein Tempel auf die darin betenden gestürzt ist Er unterscheidet nicht zwischen einer Katze, die zufälligerweise eine Maus, oder eine Spinne, die eine sich an ihrem Netze verstrickende Fliege erhascht, und einem hungrigen Löwen, der den ihm aufstoßenden Propheten zerriß. Kurz, allen unveränderlichen z. B. den himmlischen Dingen, oder solchen die nach unveränderlichen Gesetzen regiert werden, wie z. B. allen natürlichen Dingen legt er Vorsehung bey. Hingegen von allen demjenigen was nach keiner bestimmten Ordnung folgt, behauptet er, daß sie bloß vom Zufalle abhängen, und keiner Vorsehung unterworfen sind. Von denjenigen, die (in den alten Zeiten) dieser

*) Autonomie.

Meinung zugethan waren heißt es: Sie sagen Gott hat die Erde verlassen." i)

5) „Eine dieser entgegengesetzte Meinung. Es giebt in der Welt nichts Zufälliges, so wenig dasjenige, das einer Art, als was einem Individuo zukömmt, sondern alles geschieht nach Willen, Absicht und Vorherbestimmung.

Dieser Meinung ist die Sekte der Asareier unter den Arabern zugethan, die dadurch in viele Schwierigkeiten verwickelt worden sind. Sie gestehn nehmlich dem Aristoteles die Gleichheit zwischen dem Abfallen eines Blattes und dem Tode eines Menschen, zu; aber in ganz verkehrtem Sinne, sie sagen nehmlich: der Wind entstand nicht zufälligerweise, sondern Gott ließ ihn wehn. Auch fielen die Blätter nicht durch die Kraft des Windes, sondern Gott ließ ein jedes zu bestimmten Ort und bestimmter Zeit fallen. Diesem zufolge hat der Mensch keinen freyen Willen, indem alle seine Handlungen schon vorher bestimmt sind; und es giebt überhaupt nichts mögliches, sondern alles ist nothwendig oder unmöglich. Ja sagen sie, das was wir möglich nennen, z. B. daß Ruben soll sich wegbegeben, und Simon soll an seine Stelle kommen, ist nur in Ansehung unsrer möglich; in Ansehung Gottes ist alles entweder nothwendig oder unmöglich. Hieraus folgt, daß alle Gebote ganz vergeblich seyn müssen, weil der Mensch sie zu halten keinen freyen Willen hat. Auf diese Schwierigkeiten erwiedern sie: Gott wolle gebieten, drohn, versprechen, u. dgl. ob schon wir, es zu halten kein Vermögen haben. Er kann uns das Unmögliche auflegen. Hieraus folgt auch, daß die göttlichen Handlungen ganz unzweckmäßig sind. k)

4) „Der Mensch hat ein sich selbst bestimmendes Vermögen. Daher können alle Gebote und Verbote, Beloh-

nungen und Bestrafungen Statt finden. Alle Handlungen Gottes werden diesem zufolge, durch Weisheit und Gerechtigkeit bestimmt. Dieser Meinung sind auch die Methusler*) zugethan, welche die göttliche Vorsehung auf alles in der Welt ausdehnen. Dieser Meinung aber können auch viele Schwierigkeiten entgegengesetzt werden. Wir sehn nehmlich, daß einige Menschen, ohne es verschuldet zu haben, gebrechlich geboren werden, welches der göttlichen Gerechtigkeit zuwider ist. Die Anhänger derselben aber erwiedern hierauf, daß dieses eine Folge der unsunbegreiflichen göttlichen Weisheit ist. Es war gewiß besser daß diese Menschen vielmehr so (gebrechlich) als daß sie anders geboren werden, nur daß wir das Gute darin nicht einsehn können. So läßt Gott auch den frommen Märtyrer auf eine grausame Art umkommen, um ihn dafür die unaussprechliche zukünftige Glückseligkeit genießen zu lassen. Fragt man sie ferner: aber warum wurde dieses unschuldige Thier geschlachtet? so antworten sie gleichfalls: dieses sey für ihn das beste, indem Gott ihm dafür die zukünftige Glückseligkeit theilhaftig machen wird, so daß die todtgeschlagene Floh dafür eine zukünftige Belohnung zu erwarten hat; so sagen sie auch, die göttliche Weisheit hat diese unschuldige Maus dazu bestimmt, daß sie von dieser Katze erwürgt werden soll, und wofür sie im zukünftigen Leben eine Belohnung zu erwarten hat." l)

„Ich glaube, daß keine dieser Meinungen gänzlich zu verwerfen sey. Aristoteles folgt hierin der Natur der Dinge. Die Asareier wollten Gott keine Unwissenheit, in Ansehung irgend eines Individuums, beymessen. Die Methusler wollten ihm keine Ungerechtigkeit beylegen, indem man die menschliche Vernunft nicht verleugnen kann, die es für ungerecht hält, einen unschuldigen zu bestrafen."

*) Eine Arabische Sekte.

5) „Die Meinung unsrer (geoffenbarten) Lehre. Ich werde hier anführen was davon in unsern prophetischen Schriften zu finden ist, und welches von unsern Gelehrten insgemein für wahr gehalten wird. Nachher werde ich auch anzeigen, was einige neuere unserer Nation davon glauben. Letztlich werde ich dir auch meine Meinung darüber sagen. Es ist nehmlich ein Grundsatz der heiligen Schrift, daß der Mensch einen völlig freyen Willen hat, so daß er sich selbst zum Handeln bestimmen kann. So haben auch alle (unvernünftige) Thiere eine Willkür, d. h. aus dem unveränderlichen Willen Gottes folgt, daß die Thiere nach einer Willkür, und der Mensch nach einem freyen Willen handeln soll. So ist auch ein Grundsatz unsrer Lehre, daß Gott keine Ungerechtigkeit begehen kann, und daß alles Uebel und alles Gute, das einem einzeln oder einer Gemeinde begegnet, nach Gesetzen der Gerechtigkeit bestimmt wird. So wie es von ihm (Gott) heißt: Alle seine Wege sind Gerechtigkeit; obschon wir nicht immer dieses einzusehn im Stande sind."

„Hier hast du also alle Meinungen über diesen Gegenstand. Alle menschliche (individuelle) Begebenheiten hängen nach dem Aristoteles vom bloßen Zufalle ab. Nach den Asariern werden sie durch den göttlichen (partikulären) Willen bestimmt. Nach den Methuslern sind sie Folgen der göttlichen Weisheit. Unsrer Lehre zufolge aber sind sie Folgen seiner Gerechtigkeit. Daher finden die Asarier nichts anstößiges darin, wenn Gott den Frommen in diesem Leben allen Uebeln aussetzt, und dazu noch im zukünftigen zum ewigen Feuer verdammt, indem sie sagen: dieß ist der göttliche Wille. Die Methusler hingegen finden es ungerecht, und glauben daher, daß auch der getödteten Floh eine zukünftige Belohnung bestimmt ist. Wir aber glau-

ben, daß alle menschliche (individuelle) Schicksale nach den Gesetzen der Gerechtigkeit bestimmt werden. Dieser Meinung sind unsre mehrsten Gelehrten zugethan. Zwar sprechen auch einige darunter von Züchtigung aus Liebe, d. h. daß Gott einige Auserwählte, nicht zur Strafe für begangene Sünder sondern zur Vermehrung der künftigen Glückseligkeit, in diesem Leben züchtigt; wir finden aber nichts in der heiligen Schrift, worauf sich diese Meinung stützen kann. Daß aber auch den unvernünftigen Thieren eine zukünftige Glückseligkeit bestimmt seyn soll, ist so wenig in der heiligen Schrift als im Talmud anzutreffen, sondern einige neuere Rabbiner nahmen es von den Methuslern an."

„Was mich anbetrift, so ist meine Meinung über diesen Gegenstand (die göttliche Vorsehung) diese: (Ich halte aber diese Meinung nicht für demonstrativ, sondern glaube nur, daß sie der heiligen Schrift am angemessensten, weniger Schwierigkeiten als andere Meinungen unterworfen, und mit der Vernunft leichter zu vereinigen sey). Ich halte nehmlich dafür, daß die göttliche Vorsehung in dieser untern Welt sich bloß über die Individua der Menschen erstreckt, so daß alles Gute oder Uebel, das den einzelnen dieser Art begegnet, nach den Gesetzen der Gerechtigkeit, (als Belohnung und Bestrafung), bestimmt ist. In Betreff der andern Thiere und der Pflanzen hingegen, bin ich der Aristotelischen Meinung zugethan; ich kann nicht glauben, daß dieses Blatt zu dieser Zeit und in diesem Orte, durch eine besondre Vorsehung abgefallen sey, oder daß diese Spinne, diese Fliege, dieser Fisch, dieses Würmchen, durch einen partikulären Rathschluß Gottes erhascht hat, sondern alles dieses hängt nach mir, (so wie nach dem Aristoteles) vom bloßen Zu-

falle ab. Ich halte nehmlich dafür, daß die göttliche Vorsehung den göttlichen Ausfluß (die Vernunft) begleitet, also diejenige Art Geschöpfe, die diesen göttlichen Ausfluß empfangen hat, wird von der göttlichen Vorsehung regiert, so daß allen ihren Handlungen Belohnung oder Bestrafung nachfolgt. Das Untergehn des Schiffs mit ihren frommen Passagieren, oder das Umstürzen des Tempels über die sich darin befindenden Andächtigen, ist zwar an sich eine zufällige Begebenheit, daß aber jene eben im Schiffe, und diese im Tempel gekommen sind, war von der Vorsehung nach der göttlichen Gerechtigkeit, die wir aber nicht ergründen können, bestimmt. Denn ich finde nirgends in den prophetischen Schriften gedacht, daß die göttliche Vorsehung sich auf ein unvernünftiges Thier erstrecken sollte, man findet bloß Stellen, worin gesagt wird, daß die göttliche Vorsehung die menschlichen Handlungen begleite. Ja die Propheten äußerten schon darüber ihre Bewunderung, indem sie den Menschen für zu gering dazu hielten; Was ist der Mensch, daß du seiner denken sollst? In Betreff der unvernünftigen Thiere aber kann ich nicht anders als mit dem Aristoteles übereinstimmen, daß sie (in Ansehung ihrer partikuliven Schicksale) dem Zufalle unterworfen sind. Daher ist es uns erlaubt, sie zu schlachten und zu unserm Gebrauche nach Willkür zu verwenden. Daher finden wir auch, Habakuk, (der über die vom Nebucadnezar ausgeübten Grausamkeiten seufzte) sagt: ach Gott! du hast die Menschen den Fischen und Würmern gleich, gänzlich dem Zufalle überlassen. Nachher aber erklärte er, daß dieses keinesweges eine der Vorsehung zur Last zu legende Nachläßigkeit, sondern eine verdiente Züchtigung sey: Ja Gott, du hast ihn (den Feind) zur Ausübung des Rechts ersehn, und zum

Züchtigen bestimmt. Dieser Meinung können auch diese Stellen nicht entgegengesetzt werden: Er (Gott) schafft dem Vieh seine Nahrung, u. d. gl. denn dieses bedeutet bloß die specifische, keinesweges aber eine individuelle Vorsehung. Daß aber nach unsern Gesetzen es unerlaubt ist, ein Thier zu quälen, ist nicht die Folge einer besondern göttlichen Vorsehung in Ansehung dieses Thiers, sondern es muß bloß als eine Uebung im Mitleiden angesehn werden.

„Ich habe gesagt, daß die göttliche Vorsehung sich bloß auf das Species der Menschen erstreckt. Nun ist aber bekannt, daß die Begriffe von Arten und Geschlechter eine bloß idealische Existenz haben, und daß außer des Erkenntnißvermögens nichts anders als Individua existiren können. Hieraus folgt, daß sich die göttliche Vorsehung nicht auf das ganze menschliche Geschlecht ohne Unterschied, sondern auf jedes Individuum desselben, nach dem Grade seiner erlangten Vollkommenheit erstreckt, weil die göttliche Vorsehung immer dem göttlichen Ausfluß proportionirt ist. Je weniger hingegen die Menschen diese Vollkommenheit zu erreichen suchen, desto mehr sind sie dem Zufalle unterworfen, denn sobald sie das göttliche Licht (die Vernunft) verlassen, werden sie gewiß in Finstern strauchseln. Dieses behaupten auch die Philosophen. Abunäzer in seiner Einleitung zu seiner Auslegung des Aristoteles Nikomachus sagt: diejenigen, die das Vermögen haben ihren Karakter dem freyen Willen gemäß zu bestimmen, werden (nach dem Plato) hauptsächlich durch die göttliche Vorsehung geleitet."

Nun Gottlob! Maimonides hat sich recht gut aus diesem Labirinth herauszuwinden gewußt. Er sieht sich gezwungen, erstlich als Theolog die göttliche Gerechtigkeit zu vertheidigen. Zwar stimmt die Erfahrung damit nicht sonderlich überein,

überein, indem wir sehn, daß es den Frommen nicht selten übel, den Gottlosen hingegen wohl geht. Da aber wir in Beurtheilung sowohl des moralischen als des physischen Guten und Bösen uns leicht irren können, so kann zum wenigsten diese Meinung durch die Erfahrung nicht widerlegt werden. Sie ist also problematisch und kann als Idee, zum Behuf der Moralität vorausgesetzt werden. Zweytens als Philosoph stimmt Maimonides in seiner eigenen Meinung mit dem Aristoteles überein, daß nehmlich die göttliche Vorsehung der natürlichen Empfänglichkeit der Dinge gemäß sey; und daher dem Menschen nach dem Grade seiner praktischen Vernunft, mitgetheilt wird; und wie ich glaube, ist dieses die vernünftigste Partey, die unser Verfasser in dieser Affaire hatte nehmen können! m)

Salomon Maimon.

Anmerkungen.

a) Der Philosoph per excellentiam Herr Professor Kant hat in einem sehr scharfsinnigen Aufsatze (Berlinische Monatsschrift, September 1791), die Unzulänglichkeit einer jeden Theodicee gezeigt. Er setzt also voraus, daß die Fragen mit deren Beantwortung eine Theodicee sich befassen muß, gegründet sind; nur daß sie für uns Menschen unbeantwortet bleiben müssen. Meine Absicht in diesem Aufsatze hingegen ist zu zeigen, daß eine Theodicee für uns etwas entbehrliches ist, weil jene Fragen selbst, (außer nach einigen besondern Systemen der Theologie) ungegründet sind. Wir betrachten also beyde eben denselben Gegenstand, aber aus verschiedenen Gesichtspunkten. Der Leser wird daher am besten thun, wenn er diese beyden Aufsätze gegeneinanderhalten, und sie untereinander vergleichen wird.

b) Es giebt nehmlich, meiner Meinung nach, zweyerley Arten Ideen, eine reelle, und eine imaginaire Idee oder Fiktion. Die erste entsteht, wenn der Verstand die Regel oder Methode, ein Objekt hervorzubringen, angeben, das Objekt selbst aber nicht hervorbringen, sondern sich bloß zu demselben immer bis ins Unendliche nähern kann; wie z. B. die unendliche Reihe womit eine irrationelle Wurzel ausgedruckt wird. Die zweyte läßt nicht einmal eine Näherung zu, indem das Objekt, unter diesen Bedingungen ganz aufhört ein Objekt von der gegebenen Art zu seyn; sie dient aber als Grenzbegriff, um dadurch die Grenze der möglichen Modifikationen eines Objekts zu bezeichnen. Z. B. der Cosinus eines rechten Winkels, der an sich = 0 ist, er hört also gänzlich auf ein

Sinus zu seyn, die Bedeutung dieser Formel Cos. R = o ist bloß diese: der Cos. eines jeden Winkels der kein rechter Winkel ist, ist nicht = o, sondern hat immer eine bestimmte Größe. Ich nenne daher bloß die meinige eine reelle Idee, weil die höchste Vollkommenheit eine Näherung bis ins Unendliche zuläßt; da hingegen die Kantische Moralidee dieser Erklärung zu Folge, eine bloße Fiktion ist, weil die Autonomie des Willens, d. h. seine Selbstbestimmung im Handeln der Vernunftform gemäß, bloß problematisch angenommen werden kann, sie läßt also nicht einmal eine Näherung zu, weil man niemals die Möglichkeit davon in der Erfahrung darthun kann. (Siehe mein Wörterbuch Art. Moral.)

e) Ein Arabischer Arzt und Philosoph. Der Herr von Leibnitz erwähnt in seiner Theodicee diese Disputation des Maimonides gegen diesen Alrasi sehr rühmlich, indem er von jenem sagt: Man sagt nicht genug, wenn man sagt: Er war der erste Rabbiner, der aufgehört hat, Thorheiten vorzutragen. Ob dieses negative Lob in Ansehung des Maimonides hinlänglich sey, oder nicht? überlasse ich denjenigen zu beurtheilen, die den Maimonides aus andern Quellen als aus Buxdorfs Uebersetzungen kennen gelernt haben.

d) Ja unsern Zeiten leider! gar zu sehr!

e) Dieses Raisonnement ist von Rousseau in seiner Abhandlung über die Ungleichheit unter den Menschen, vortreflich ausgeführt worden.

f) Ich glaube daß wenn Epikur nicht die Zweckmäßigkeit, sondern bloß die Vorstellung des Zwecks leugnet, so hat er in sofern Recht, weil man nicht beweisen kann, daß eine Zweckmäßigkeit ohne Vorstellung des Zwecks unmöglich sey. So hat auch Aristoteles Recht wenn er bloß die Zweckmäßigkeit in der Natur behauptet.

g) Dieß ist die Meinung der alten Astronomen und Naturforscher. Die Neuern hingegen wollen von keinen Sphä-

ren und seiner individuellen Unveränderlichkeit der himmlischen Körper wissen. Dieß thut aber hier nichts zur Sache.

h) d. h. mit der niedrigsten Sphäre, indem alles unter dem Monde seiner Individualität nach, veränderlich ist.

i) Man kann es einem Aristoteles, der keine geoffenbarte Theologie hatte, und nichts glauben, sondern alles wissen wollte, nicht verdenken, wenn er in Ansehung der Vorsehung nichts willkürliches annahm, und sich bloß hierin nach seiner angestellten Beobachtung über die Natur der Dinge richtete.

k) Diese Meinung, die den göttlichen Willen nicht anders für frey erklärt, als wenn er absolut von keinen sowohl innern als äußern Motiven bestimmt wird, ist in der That vom Fatalismo nicht unterschieden. Ich werde meinen unvollkommenen, mit einem solchen vollkommenen göttlichen Willen nicht vertauschen.

l) Diese Meinung scheint zwar vernünftiger als die vorige zu seyn. Doch empört sich dagegen der gesunde Verstand nichts weniger. Was hat die Floh a für einen Vorzug, daß sie vor irgend einer andern Floh b die Märtyrerkrone zu tragen und dadurch die zukünftige Glückseligkeit zu genießen, auserwählt worden ist?

m) Die philosophischen Meinungen müssen von sehr derber Konstitution seyn, indem diese ältern Meinungen über die göttliche Vorsehung bey den weiten Reisen, die sie zu Wasser und zu Lande gemacht haben, (von Griechenland über das mittelländische Meer nach Spanien und den Küsten von Afrika, von da wiederum nordwärts u. s. w.) keine sonderliche Veränderung gelitten zu haben scheinen. Eben dieselben Meinungen haben auch unter den Neuern Vertheidiger gefunden, und viele Streitigkeiten veranlaßt.

Digitized by Google

IV.

Ueber die Pariser Theater.

Erster Brief.

Sie sagen, es sey fast unmöglich, daß die Pariser, nach der Schilderung, die ich Ihnen vom Palais Royal gemacht, noch außer demselben etwas wünschen und dulden könnten, was nicht mit eben so viel Glanz und verführerischer Betäubung auf alle ihre Sinne wirkte? Durch diese Bemerkung zeigen Sie, lieber R**, daß es mir bis jetzt entweder nur schlecht gelungen ist, Ihnen den Charakter des genießenden Publikums von Paris zu zeichnen; oder daß Sie nicht bedachten, wie eben der Ueberfluß an Vergnügungen aller Art gerade dahin arbeiten müsse, die Genußjäger desto gieriger zu machen, je mannichfacher die Wünsche und Launen sind, die sie schon befriedigt haben. Sie sind ganz in dem Falle der wollüstigen Esser, die bey ihren Würzen vom Ingwer bis zur „Asa foetida," und von dem Wassersud bis zum Champagner-Jus hinaufgestiegen sind, und endlich auch diese nicht mehr scharf genug finden, weil ihre Zunge abgestumpft ist. Sie quälen sich, um sich zu vergnügen, und sie lassen sich geißeln, um zu fühlen.

Sie nehmen an, daß ein Mensch, der physisch und moralisch alles durchgenossen hat, was sich im Palais-Royal befindet, nicht

mehr hoffen dürfe, außer den Ringmauern desselben noch irgend etwas zu finden, was ihm nur neue Nahrung auf dem natürlichen Wege verschaffen könnte. Das scheint gewiß, und in diesem Falle sind wirklich fast alle Fremde, die mit vollem Beutel und mit glühenden Leidenschaften dahin kommen; und alle Eingeborne, bis zu gewissen Jahren, wo entweder zerrütteles Vermögen, oder zerstörte Sinne, oder neue Laufbahnen, oder Ueberdruß an Dingen, die ihrem Auge und Gefühl alltäglich geworden sind, sie aus dem großen Getümmel verdrängen. Hat ihre Seele noch Energie, so führt der Verstand bey ihren künftigen Vergnügungen den Vorsitz; haben sie bloß noch Phantasie, und ordnet diese ihre Genüsse an, so haben nur die Vorbereitungen dazu noch Reitz für sie, der Genuß selbst ist ihnen eine beschwerliche Arbeit; und haben sie weder Verstand noch Phantasie mehr, so sind es Statüen, die mit dummen Blick über Blumenbeete und rieselnde Bäche hinsehen, und, in einem starren Egoismus, um sich herumweinen, lachen, leben und sterben lassen, ohne die Miene zu verziehn. Es wimmelt in Paris von Menschen, die zu einer von diesen drey Klassen, besonders zur letztern gehören. Aber sie brauchen auch keinen Genuß mehr, sondern bloß Erholung vom Genusse. Diese finden sie aber nicht im Palais-Royal. Dort bedarf man Kraft, Jugend, brennende Phantasie, Geld, Talente und Neugier, um sich zu vergnügen, und man braucht Unternehmungsgeist in Dingen, die nur einem gewissen Alter verziehen werden, und denen dort ein bejahrter oder sonst moralischer Invalide, unter zehntausend hellen Augen nicht nachjagen darf, ohne selbst dem dortigen, in diesem Punkt sonst sehr nachsichtsvollen, Publikum lächerlich zu werden. Da das Auge an einem entnervten Menschen zuletzt abstirbt, so sucht er noch immer Nahrung für dasselbe, wenn die

übrigen Sinne längſt keiner mehr empfänglich ſind. Dieſe Nahrung findet er unter andern in den großen Theatern von Paris, mit dem ganzen Reitze, den Geſchmack, Verſtand, Pracht, Abwechſelung, Witz, Schönheit und ausgezeichnete körperliche Talente hervorzubringen vermögen. Drey Stunden kann er täglich damit ausfüllen, die er nirgend ſonſt, dem Zuſtande ſeiner Seele und ſeines Körpers ſo angemeſſen, hätte zubringen können. Er kann ſehen, ſitzen, lachen, vergleichen, urtheilen, Leckereyen eſſen, mit hübſchen Weibern plaudern, ſchlafen, kurz, er kann alles thun, deſſen eine paſſive Exiſtenz noch fähig iſt. Daher beſteht der Stamm regelmäßiger Kunden in allen Pariſer Theatern aus Leuten dieſer Art, und ihrer ſind in Paris vielleicht mehr, als in jeder andern großen Stadt, und von einem Geſchlechte ſo viel, als von dem andern. Man findet ſie meiſt in den Balkons, in dem Amphitheater und in den Logen des zweyten Ranges.

Aber nicht dieſen abgeſpannten Menſchen allein, bieten die Theater Erholung und Genuß. An ſie ſchließen ſich tauſend andre, mit andern Bedürfniſſen. Manche ſind vielleicht bey noch friſchen Sinnen, vom frühen Morgen an, die ganze Reihe der Vergnügungen durchlaufen, die Paris darbietet, und ſie brauchen noch zuletzt eine, wobey ſie ſich leidend verhalten können und die ihnen zugleich körperliche Sammlung verſchafft; manche haben Geſchäfte von denen ſie nur in jenen Stunden frey ſind; manche ſuchen reine und freywillige Nahrung für Auge und Verſtand; manche wollen ihr Aeußeres, ihre körperlichen Talente und ihren Geſchmack ausbilden; manche ein Fach ſtudieren, in welchem ſie einmal zu arbeiten gedenken; manche ſich Unterhalt für den folgenden Tag ſuchen, entweder durch ein Paar geſchickte Finger, oder durch eine Bekanntſchaft mit unerfahrnen Fremden, oder

Digitized by Google

durch eine Eroberung für einige Minuten; und manche endlich wollen ihrer Schadenfreude oder ihrem Neide Nahrung verschaffen. Die Anzahl von Zuschauern dieser Art ist schon noch größer als die, woran sie grenzen, und sie haben das Bedürfniß mit jenen gemein, bilden also auch gleichsam eine stehende Masse von Kunden für die Theater. Man findet sie größtentheils in den Logen des zweyten Ranges und im Parterre.

An sie grenzen und unter sie mischen sich endlich die fremden und einheimischen Pflastertreter beyder Geschlechter von allen Arten und mit allen Bedürfnissen und Launen. Ihrer sind in dieser Stadt eine außerordentliche Menge. Sie besuchen die Theater, von der Mode, von der Galanterie, von der feinen Prostitution, von der langen Weile, von der Neugierde, von der Gewohnheit, von der Eitelkeit, von der Liebhaberey und von tausend andern innern und äußern gesellschaftlichen Antrieben geleitet. Ihre Anzahl ist unübersehlich, weil die ganze sogenannte große und feine Welt und das ganze Heer von Stutzern, Stutzerinnen und vornehmern Kourtisanern, von Kennern und Kennerinnen, jedes Alters und Charakters, darunter begriffen ist. Diese bilden das fliegende Publikum der Theater, aber auch das geschmackvollste, prächtigste und einträglichste. Die Balkons, die Logen des ersten Ranges und die Amphitheater werden von ihnen gefüllt. Sie miethen sich Plätze und Logen auf halbe oder ganze Jahre und bringen so das Grundkapital zum sichern Unterhalt der Schauspieler zusammen.

Die Besuche der kleinern Theater auf den Boulewards sind, ihren Klassen nach, eben so verschieden und mannigfaltig. Die minder glänzenden Stände in Paris bilden darin den Stamm der Zuschauer, und es giebt unter ihnen auch Leute genug, die nach ihrer Art, des sinnlichen Genusses eben so überdrüßig oder

Digitized by Google

unfähig sind, als viele aus den höhern Ständen; die alle die Bedürfnisse oder Launen haben, welche jene in die Theater treiben, nur mit Abänderungen, die aus ihrem Stande, ihrem Beutel und ihren Sitten hervorgehn. Ein wohlhabender Handwerker und Handelsmann, der sich zur Ruhe gesetzt hat, genießt dieselbe in seiner Art nicht minder üppig, als ein Finanzier, und fühlt die Folgen davon nicht minder drückend, als jener. Die übrigen Zuschauer zeigen alle, in ihrer Art, dasselbe Interesse am Theater, und wenn in den größern der Duc, die Duchesse, der Lord, der Baron und die „fille entretenue" die Hauptpersonen sind oder seyn wollen; so ist es in den kleinern der Schreiber und die Kammerfrau, der Damenfriseur und die Modenhändlerinn, der Kaufmannsdiener und die Kammerjungfer, der Officier und die Dirne. Das Benehmen dieser ist die Nachbildung von dem Benehmen jener, und ein Fremder, der des Anblicks einer großen Stadt und ihres lebendigen Mechanismus nicht gewohnt ist, könnte vielleicht, wenn er sich an die äußern Erscheinungen hält, selbst im „Ambigu - comique" die große Welt von Paris gesehen haben wollen. Der schauspielerische Charakter der Franzosen bewirkt, daß ihnen selten irgend eine Kopie misglückt, und daß man diese oft nur erst als solche erkennt, wenn das Original daneben steht. Die unumschränkte Freyheit, die hier natürlich jeder hat, sein Aeußeres so herauszuheben, als es ihm, bey seinem Beutel, oder seinem Kredit gut dünkt, macht es möglich, daß ein Kaufmannsdiener sich gerade in denselben Stoff kleiden und seinen Rock gerade so schneiden lassen kann, wie ein Graf oder ein Marquis. Nur Sitten, Betragen und Sprache zeigen in Paris den Unterschied, und man muß einen scharfen, sehr geübten Blick haben, wenn man jedem Stande,

bloß seinem Aeußern nach, den gebührenden Rang anweisen will.

Dasjenige Publikum der kleinern Theater, welches ohne Nebenabsichten Nahrung für das Auge, oder Erschütterung des Zwerchfells sucht, ist das unbedeutendste, und es wird größtentheils aus den mittlern Volksklassen gestellt, welche die ganze Woche hindurch arbeiten müssen, und nur des Sonntags ein Zwölfsousstück für ihren Geschmack am Theater abbrechen können.

Diese Winke sind Ihnen genug, lieber R**, um zu beurtheilen, wer alles in Paris das Theater besucht, mit was für Absichten man sie besucht, und mit welchen Augen man sie ansieht. Die feinern Schattirungen von den tausendfachen Bedürfnissen eines genußgierigen Volks, das für den moralischen und sinnlichen Luxus verschwendet, während es für die Nothdurft knickert, fallen dem Beobachter erst dann recht lebhaft in die Augen, wenn er mit dem Studium seines Charakters und seines gesellschaftlichen Verkehrs bekannter geworden ist; und was ich Ihnen bisher von dem Hange der Pariser zum Theater nur angedeutet habe, wird Ihnen, wenn Sie einmal Geduld genug haben, mir bey meinen Beobachtungen über Sitten und Nationalcharakter zu folgen, als ein helles Resultat von einer ganzen Reihe sorgsam gesammelter Bemerkungen in die Augen springen. Dann werden Sie auch lebhafter fühlen, wie wenig das Palais-Royal, Trotz seinem Reichthum an Genüssen für Körper und Geist, zulangen könne, um das gesammte Publikum von Paris und einzelne Mitglieder desselben ganz zu sättigen. So viel für heute über Ihre Bemerkung im Allgemei-

Digitized by Google

nen. Je mehr ich bey diesem Gegenstande ins Umständliche gehen werde, desto lebhafter werden Sie sich überzeugen, daß die Pariser an ihrem Palais-Royal nicht genug haben können.

Zweyter Brief.

Bedürfniß des Theaters ist in Paris genau mit dem Gefallen daran verbunden, und meist verschlingt sich beydes so in einander, daß man nicht weiß, welches von beyden die Zuschauer gerade bestimmt, sie zu besuchen. Schon aus dieser Bemerkung wird es augenscheinlich, daß das Französische Theater dem Charakter der Nation so angemessen seyn müsse, als es bey keiner andern in der Welt der Fall ist. Es scheint einem beym ersten Blicke zweifelhaft, ob der Charakter der Franzosen ihr Theater, oder ob ihr Theater ihren Charakter gebildet habe: so ähnlich sehen sich die Schauspieler auf der Bühne, und die Menschen in der Welt, so gleich ist sich die Wendung der Grundsätze, die Art zu handeln und zu vernünfteln, auf dem Theater und in der Gesellschaft. So viel ist gewiß, daß in Frankreich Theater und Nationalcharakter im genauesten Bezuge stehen, und daß das Theater keinen neuen, aber homogenen Zug darbieten kann, der nicht von der Welt eben so lebhaft aufgegriffen und nachgeahmt würde, als ihn das Theater schnell aufgreift und verarbeitet, wenn ihn die Welt darbietet. Erlauben Sie mir, Ihnen einige historische Winke hierüber zu geben und dabey etwas weit auszuholen. Wenn sie in dem, was ich Ihnen sagen werde, zugleich eine gedrängte Geschichte des Französischen Theaters und des Französischen Nationalcharakters sehen wollen, so werde ich mich

Digitized by Google

freuen; nur vergessen Sie nicht, daß das Theater bloß als mitbildende Ursache betrachtet und als solche mit ihren Folgen auf den Französischen Nationalcharakter dargestalt werden kann. Was die Religion, die Regierungsverfassung und überhaupt das ganze politische und wissenschaftliche System in den verschiedenen Epochen der Französischen Geschichte zur Bildung desselben beygetragen haben, muß für sich und anderswo zergliedert werden, ob es gleich nicht genau von dem Einflusse des Theaters geschieden werden kann, da dieses keinen vaterländischen Gegenstand für fremd ansah, und von jeher die Schicksale der Nation und die Wendung ihrer politischen, wissenschaftlichen und gottesdienstlichen Grundsätze eben so gut in seine Vorstellungen verwebte, als ihre Sitten, Launen, Lächerlichkeiten, Tugenden und Laster.

Gerade dieser Umstand ist es, nach meiner Meinung, der das Theater der Franzosen von dem Theater aller übrigen Nationen auszeichnet. Die Stücke, die auf demselben gegeben worden, von den Mysterien, Moralitäten, Sottisen und Farcen an, bis auf Figaro und die Bartholomäusnacht, bieten eine ganze Galerie von Grundsätzen, Handlungen, Charaktern, Sitten und Empfindungen dar, die den Anbau der Nation in Absicht der Aufklärung, des Geschmacks, der Wissenschaften, des Genies, der Verfeinerung, nach allen seinen Stufen; zu gleicher Zeit aber auch den Wachsthum oder Verfall ihrer Macht, ihres politischen Einflusses, ihrer moralischen und bürgerlichen Freyheit, und, mit einem Worte, jede sittliche und politische Revolution des Französischen Volks darstellen. Dieß ist so gewiß, daß manche Data, die diese Gegenstände betreffen, und die in der politischen Geschichte verloren gegangen sind, aus der Geschichte des Theaters mit Zuverläßigkeit ergänzt werden

könnten. Niemand wird eine ganz befriedigende philosophische Geschichte von Frankreich schreiben können, der nicht die Französischen Theaterstücke, von Fodelle an bis auf Beaumarchais, gekannt, und die Sitten, die der gros Guillaume karrikaturenhaft nachbildete, und die, welche la Rive so fein und geschmackvoll darstellt mit Sorgfalt und Scharfsinn studirt hat.

Daher kömmt es auch, daß das Französische Theater von jeher, mit geringen Ausnahmen, nicht bloß vergnügte, sondern auch belehrte. Dem ungeduldigen Charakter der Nation, der im Allgemeinen keines tiefen Nachdenkens fähig ist, war es immer willkommen, wenn ein guter Kopf die Mühe des Denkens übernehmen und Resultate aus der Religion, Moral, Geschichte und Politik entweder einzeln gut ausgedruckt, oder in ein dramatisches Gespinnst fortlaufend und pragmatisch verwebt, auf dem leichtesten und angenehmsten Wege mittheilen wollte. So fand die Bequemlichkeit und Lernbegierde der Zuschauer ihre Rechnung im Theater, und daß ihr Hang zum Vergnügen und ihre Schadenfreude sie auch finden mußten, ist natürlich. Aus diesen Zügen wird es klar, warum das Französische Parterre Leichtigkeit, moralischen Zweck, Witz, Satyre und Weltkenntniß den komischen Theaterdichtern zur unnachlaßlichen Pflicht macht; und warum es von der tragischen Kenntniß der Politik und Geschichte, große Charaktere (groß, nach den Begriffen der Nation von Größe) starke Gedanken, korrekt und kurz ausgedruckt, heroische und erschütternde Situationen, auch eine romantische Galanterie und eine Moral (nach seinen Begriffen davon) ohne Bedingung verlangt.

Lassen Sie uns, dieser Winke eingedenk, in die Entstehung des Französischen Theaters zurückgehen.

Digitized by Google

Die Troubadours sangen Liebe, Galanterie und Krieg. Sie verfertigten auch mitunter eine Art von Drama, welches nichts dramatisches hatte, als daß mehrere Personen, meist allegorisch, singend oder redend darin aufgeführt wurden. Solche Dramen verfertigte im zwölften Jahrhundert Arnaud Daniel, im dreyzehnten Anselm Faidit, im vierzehnten Roger Payer. Sie waren bald komisch, bald tragisch, und wurden nicht selten förmlich aufgeführt. Die Großen munterten diese Dichter durch Geld und Ehre dabey auf, mithin waren sie und ihres Gleichen aus der Geschichte fast immer die Gegenstände der dichterischen Behandlung. Das rohe Volk hörte und sahe bloß zu. Mit und nach ihnen lebten andere Leute, die auch für jenes sorgten. Dieß waren die sogenannten „jongleurs," die, allem Ansehen nach, nur sprangen, Gesichter schnitten, körperliche Gebrechen nachmachten und allerley Taschenspielerkünste zeigten. Diese kamen den Anfängen der dramatischen Kunst auch schon nahe genug. Wenn sie, zum Beyspiel, einen Betrunkenen in seiner Haltung nachbildeten, so war es natürlich, daß sie es auch in seiner Sprache und in seinen auszudruckenden Empfindungen thaten; und so in allem übrigen. Sie waren, bey dem damaligen sehr abergläubigen und gewissenhaften Charakter der Franzosen, auf das tiefste verachtet. Ein Paar ihrer Könige vertrieben sie ganz. Philipp August, aus wahrer Ueberzeugung von der Unanständigkeit ihres Handwerks, Ludwig der Heilige, aus Religiosität.

Andacht, Krieg und Liebe waren in jenen Jahrhunderten die Gegenstände, um welche sich alles drehte. Man erholte sich von den Beschwerlichkeiten des Schlachtfeldes in der Kirche und im Bette, und ging von da so gestärkt, wie beydes stärken konnte, wieder in die Schlacht. War kein Krieg, so trat der erste

Digitized by Google

Sprößling des Friedens, die Poesie, wieder hervor. Liebe war ihr liebster, Religion, Galanterie und Krieg, ihr gewöhnlichster Stoff. Von allen dreyen fand man eine reichliche Mischung in ihren Produktionen.

Eine dunkle Idee von der dramatischen Kunst der Alten schien sich in jenem ehernen Zeitalter der Französischen Geschichte noch erhalten zu haben; und selbst die damals üblichen Turniere waren Nachahmungen der gewöhnlichsten Lebensweise, also Spiel statt der Wirklichkeit. Man brauchte aber Erholung von diesen Spielen, die Arbeit waren. Die Priester konnten nicht zugeben, daß man sich, bey solchen Erholungen, zu weit von ihnen entfernte. Komödien, konnten sie die dulden? Man machte aber Verse, las sie öffentlich vor, wetteiferte um Preise, erhielt sie mit einer gewissen Feyerlichkeit, und zog dadurch das Volk zusammen. Dieß waren die Spektakel der Chants royaux, so genannt, weil entweder der beste Dichter gleichsam König ward, oder weil sich diese Poesien immer mit einer Lobapostrophe an den König endigen mußten.

Diese Art von Spektakel führte bald zu andern, die dramatischer waren, und besonders dem Volke mehr Unterhaltung verschafften. Die Priester gingen von ihren Grundsätzen nicht ab. Die Religion sollte dem Volke immer gegenwärtig seyn; die Dichter mußten sich daran binden, weil die Geistlichkeit Richterinn des Geschmacks und des Gewissens zugleich war; sie mußten zugleich vergnügen und erbauen. So kam es, daß die ersten dramatischen Versuche, die man machte, entweder aus der Bibel oder aus der Geschichte der Heiligen genommen waren; so entstanden die andächtig-komischen Spektakel, die man „Misteres“ nannte.

Ich bin gezwungen, sie Ihnen zu beschreiben, damit sie zu seiner Zeit Vergleichungen zwischen ihnen und der neuesten Französischen Komödie anstellen können.

In der königlichen Bibliothek finden sich Handschriften von Mysterien, die, allen diplomatischen Zeichen nach, schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben seyn müssen. Ihr Stoff ist die Bibel und die Legende der Heiligen. Damals führte man auf: das Leben unsers gnädigen Herrn Sankt Johannis des Täufers; die Menschwerdung und Geburt unsers Heylandes J. C.; das verliebte Paradies; die Einsetzung des Ordens der Prediger, Brüder ꝛc. *) Sie sehen schon aus diesen Titeln, wer den Stoff dazu ausgelesen haben muß. Das verliebte Paradies zeigt, daß die Liebe schon damals ein Ingredienz bey dramatischen Handlungen war. Die Menge von Mysterien, welche das Leben, die Versuchungen und das bestürmte und gerettete „pucelage" der Heiliginnen zum Gegenstande hatten, können auch nicht anders, als sehr verliebten Inhalts gewesen seyn.

Die Akteurs dieser „beaux et piteux misteres," wie sie ein gleichzeitiger Schriftsteller nennt, waren Schreiber, Advokaten, Schuster, Schneider, und andre Kollegia und Zünfte, die zusammen traten und solche Stücke einlernten. Die Schaubühnen waren Gerüste, die unter freyem Himmel auf den Gassen standen, und sich oft durch mehrere derselben hinzogen; das Personage war immer sehr zahlreich und

selten

*) Vie de Monseigneur Saint Jean-Baptiste; l'incarnation et nativité de notre Sauveur J. C.; le Paradis amoureux; l'institution de l'ordre des Freres prechedrs etc. Vergl. Beauchamps Recherches sur les Theatres de France. kl. Fol. Paris 8. 1734. S. 102. u. fg.

selten unter vier und zwanzig Köpfe. In einem dieser Mysterien traten die Kinder von Bethlehem auf, die Herodes hinrichten ließ. Man theilte diese Stücke in Tagewerke, und manche dauerten fünf Tage, die meisten aber nur drey. Man gab sie damals hauptsächlich bey feyerlichen Gelegenheiten, als bey Einzügen der Könige, oder anderer hohen Personen, in Paris. Bey einem Einzuge Karls des Siebenten im Jahr 1437 führte man, nebst vielen andern, das „Mistere des sept vertus et des sept pechés mortels" auf, und diese Tugenden und Sünden waren, wie ein alter Schriftsteller sagt, „moult bien faits et habillés," und ritten dem Könige auf Thieren entgegen, die ihren Rollen angemessen waren. Uebersehen Sie die feine Anspielung nicht, die in der Zahl Sieben liegt; Voltairens „bon Roi Charles" wird sie wohl auch nicht übersehen haben. Ferner lassen Sie nicht aus der Acht, daß dieser König ein Kenner des Schönen war, (wenn anders Agnes Sorel, wie sie im ersten Gesange der Jungfer von Orleans gemahlt wird, dieß beurkunden kann) und daß man aus Achtung für ihn nicht einmal eine häßliche Todsünde vor ihn bringen wollte.

Aber nicht bloß fromme Handwerker gaben diese abenteuerlichen Spektakel, selbst Priester nahmen zuweilen Rollen darin. Eine alte Chronik von Metz, von einem Prediger daselbst verfaßt, erwähnt eines „mistere," das in der Ebene von „Veximiel" bey Metz, ganz von Priestern vorgestellt wurde, und welches den „tres eloquent et scientifique docteur, Jean Michel" Ezbischoff von Angiers, zum Verfasser hatte. Ich setze Ihnen die Worte des Chronikenschreibers, in ihrer alten Schreibart und harmlosen Treuherzigkeit, unten hin. *) Unter den Zuschauern

*) L'an 1427, le Juillet, fut fait le jeu de la passion de N. S., en la plaine de Veximiel, et fut fait le parc d'une tres noble façon; car il avoit de neuf

war der Bischoff von Metz, und außer ihm eine Menge vornehmer Herren und Damen, auch aus Deutschland, die sich recht herzlich daran ergötzten.

Daß solche Mysterien nicht täglich, nicht einmal alle Monate gegeben werden konnten, wird aus ihrer weitläuftigen und selbst kostbaren Einrichtung klar. Auch ist solch ein Mystere zuweilen ein ganzes Buch, woran der Verfasser Jahrelang geschrieben haben muß. Zu dem waren sie fast alle in Versen.

Von Anschlagzetteln scheint man damals noch nichts gewußt zu haben: denn fast vor jedem Mystere findet sich ein Ausruf des aufzuführenden Stücks (cry et proclamation de l'entreprinse d'un mistere) der unter Trompetengeschmetter in allen Straßen erscholl. In solch einem Ausrufe, der zu Paris bey Gelegenheit einer Vorstellung der Apostelgeschichte gehalten wurde, heißt es:

On faict sçavoir, a son et crys publiques,
Que dans Paris ung Mistere s'appreste,
Representant actes apostoliques etc.

Diese rohen Theaterspiele erhielten sich länger, als man hätte denken sollen, so lange, bis man die Bibel und Heili-

sieges de hault en cy comme degres tout autour, et par derriere etoient grands sieges, et longes, pour les Seigneurs et Dames. — Et fut Dieu un Sire, appellé Seigneur Nicolle don Neufchatel en Lorraine, lequel étoit curé de S. Victour a Metz, lequel fut presque mort en la croix, s'il ne fut été secouru. Le lendemain le dit Curé de S. Victour parfit la resurrection et fit treshautement son personnage. — Et autre Pietre, qui s'appelloit - - - fut Judas, lequel fut presque mort en pendant car le fuer li fallit, et fut bien hativement de pendu et pourté en voye. — Et etoit la Bouche d'Enfer ires bien faite, car elle ouvroit et clovit quand les Diables y vouloient entrer et issir, et avoit deux gros culs d'acier. Beuch. Recherch. pag. 118.

Digitized by Google

gengeschichte erschöpft zu haben schien. Da fing man an, bloß moralische Gegenstände dramatisch zu behandeln, und man nannte diese Gattung „Moralités.“ Anfangs waren es Balladen und Erzählungen, die man von Gerüsten herabschrie und herabfochte; jede darin vorkommende Person deklamirte ihre eigene Rolle. Sie waren alle sehr ernsthaft, hatten aber immer frohe Ausgänge. Den Stoff dazu wählte man größtentheils aus der wirklichen Geschichte. Großmüthige, tugendhafte, glänzende Handlungen, wahre oder wahrscheinliche, spann man aus — „et ce,“ sagt Thomas Sibilet, in seiner art poetique: „et ce qui fait a l'information de nos moeurs et vie. Wenn diese Moralitäten nicht immer einen heitern Ausgang hätten haben müssen, so wären sie der alten Tragödie nahe gekommen. Der Stoff dieser Dramen blieb aber nicht lange historisch. Man fing bald an, einen Satz aus der Moral auszuheben, ihn in eine Allegorie einzukleiden, und diese von Interlokutoren ausführen zu lassen. Man bediente sich aller damals bekannten Versarten und Sylbenmaße dazu, und mengte Triolets, Rondeau's, Virelay's, durcheinander; „tous amassés comme morceaux en fricassée,“ sagt Sibilet. Es ist also kein Zweifel, daß der Geschmack der Franzosen am moralischen Zweck und an versificirten Theaterstücken, so alt ist, als ihr Theater selbst. Der heroische Ton ihrer Trauerspiele lag ebenfalls schon in jenen Moralitäten. Man fing auch in der That schon an, sie Trauerspiele zu nennen, wie aus dem Titel einiger (z. B. l'histoire et tragédie du mauvais riche,) erhellet. Der Geschmack an Charakterstücken nahm ebenfalls mit den Moralitäten seinen Anfang. So findet man

eine, mit dem Titel le bien - avisé, et le mal - avisé," schon zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts, und eine andre mit der Aufschrift „Moralité de l'homme obstiné," um eben diese Zeit.

Sie sehen, daß man nur noch ein Paar Schritte zum Lustspiele hatte, zum anständigen Lustspiele, meyne ich, denn unanständige und plumpe waren schon da, und man nannte sie „Sotties, Satyres, Farces." Sie hatten Hanswurststreiche, schlechte Späße, plumpe Satyren, Mummereyen und dergl. miteinander gemein *), wobey die Franzosen der damaligen Zeit, in einer noch ein wenig schwerfälligen guten Laune, sich den Bauch halten mußten. Die Sotties (jetzt Sottises) hatten ihren Nahmen von sogenannten Narrenspielen, d. i. solchen, worin ein Narr oder eine Närrin die Hauptperson war. Diejenigen, welche Peter Gringore zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts machte, waren so beliebt, daß das Pariser Publikum, vor lauter Dankbarkeit, diesen Schriftsteller, nach einer Hauptperson seiner Stücke, „Mere sotte," zubenahmte, und bald gar nichts weiter sehen wollte, als diese Produkte. Schon die Politik fing jetzt an, sich dieses Zweiges der rohen dramatischen Kunst zu bedienen, um ihre Gegner lächerlich zu machen. Ludwig der Zwölfte ließ von diesem Gringore ein solches Stück auf den Pabst Julius den Zweyten verfertigen. Es hieß „le jeu du Prince des Sots et Mere Sotte." — Der Prinz war der

*) Le vrai sujet de la sottie ou de la farce françoise sont badineries, et toutes sotties emouvantes a ris et plaisir. Sibelet, Art. poet. Liv. III. Chap. VIII.

Pabst und die Narrenmütter die Kirche. Zu Fastnacht 1511 wurde es zwischen den Hallen von Paris aufgeführt. Hier haben Sie also auch davon schon eine Spur, daß die Französischen Könige sich einen Einfluß auf die Vorstellungen der Theater verschafften, den nach der Zeit in ihrem Nahmen die Policey behauptete, und den sie sich nicht eher nehmen ließ, als bis sie durch die Revolution zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgeführt wurde.

Bey dem Umstande, daß ein König von Frankreich mitten in Paris eine „Sottise" gegen den Pabst machen ließ, wird Ihnen eben so frühe, als mir eingefallen seyn, daß dieser Schritt den Mysterien großen Schaden gethan haben müsse; und so ist es in der That. Ich finde von da an in den Annalen des alten Französischen Theaters weniger Mysterien, als Sottien und Farcen. Die Priester mischen sich nicht mehr in die Wahl des theatralischen Stoffs, noch weniger spielen sie selbst mit; und geben Sie Achtung, Lieber, nun werden sie bald das ganze Theater verdammen und die Schauspieler aus der Gemeinschaft der Christen ausschließen. Das ist in der Regel.

Wissen Sie, lieber R**, woher die Benennung „Farce" kömmt? Ich habe lange nachgesucht, und selbst mein alter sehr gesetzter Führer, Beauchamp, wußte mir keine Auskunft zu geben. Endlich finde ich sie bey Einem, der aber, nach unlöblicher Französischer Weise, nicht sagt, woher er es hat. *) In einer der oben erwähnten Sottisen kam eine

*) Dulaure descript. de Paris. T. I. pag. 198

Scene vor, worin eine Kelle voll gebrochener Erbsen *), die einem der Helden mit Gewalt ins Maul gedrückt wird, die Hauptrolle spielt. Das gab freylich eine Farce! Diese Scene gefiel so, daß man in jeder Sottie nun eine Farce haben wollte. Endlich trennte man diese von jener und behielt sie als eine eigne Gattung bey. Ihr Nahme dient aber jetzt auf den Deutschen Theatern, und nur noch auf diesen, der Sottise zum Vehikel.

Ich muß dieses bunte Sendschreiben hier abbrechen, um Ihre Geduld für noch ein zweytes von ähnlicher Art nicht zu verscherzen. Leben Sie wohl.

F. S.

*) Pois Pilés.

V.

Denkmal Deutscher Dichter und Dichterinnen.

Dritter Gesang.

1.

Ruhm des Sieges, steig von goldner Wolke
Zu mir nieder, und beseele mich!
Zwar erscheint dein Glück dem niedern Volke
Nur ein Traum, um den kein Weiser sich
Augenblicke frohen Scherzes raube, —
Doch wie arm ist der, den dieß nicht lohnt?
Nein! mein Geist entreiße sich dem Staube,
Wohne, wo in stiller Rosenlaube,
Oberons erhabner Sänger thront.

2.

Sey vor allen, sey mir hochgesungen,
Stolz Thuiskons, Unerreichter du!
Du hast mehr als Palm und Kranz errungen,
Götter lächeln deinen Träumen zu!
Sanfter rauschen, wenn du singst, die Wellen,
Stiller bebt der Weste Lispel dann,
Blumen sprießen auf bemoos'ten Stellen,
Wilde Ströme werden Nektarquellen,
Orpheus Wunder gehen dir voran!

Digitized by Google

3.

Was das Herz mit heilger Glut durchzittert,
Das Gefühl in süße Wollust wiegt,
Was allmächtig Menschengeist erschüttert,
Neiderstolz mit hoher Kraft besiegt;
Alles Schöne was in Idealen
Die Vernunft und Phantasie entzückt,
Was Homere, Arioste mahlen,
Götter, Helden, banger Liebe Qualen,
Dein Gesang hat alles ausgedrückt.

4.

Phantasie hebt dich mit kühnem Flügel
Zu Aurora's lichtumstrahltem Thor,
Ihre Tempel werden deine Spiegel,
Du erblickst der Götter lächelnd Chor,
Was du denkst in stiller Geisteswiege,
Sieht bald lebend die erstaunte Welt;
Anmuth athmen deiner Bilder Züge,
Frohe Weisheit, schwere Künstler-Siege,
Sanfte Wahrheit, die im Spott gefällt.

5.

Keine Palme blüht für unsre Kränze,
Sie sind all in Deinen Kranz gewebt,
Nur bey dir erschien im Jugendlenze,
Dichterruhm, der zum Olymp erhebt.
Ha! Thuiskon, sieh mit Freudenblicken,
Deinen Orpheus, deinen Göttersohn!
Charis nahe, Rosen ihm zu pflücken!
Musen eilt, ihn an das Herz zu drücken!!
Phö bus, gieb ihm deine Stralenkron!!! —

Digitized by Google

6.

Gottheit! hilf mir den Geſang vollenden,
Denn zu ſchwach iſt meines Liedes Ton!
Darf ich — darf ich meinen Blick noch wenden,
Ringen kühn nach der Vollendung Lohn? —
Ha! dort rauſcht im lichten Waffenglanze,
Flammenroſſe ſind ſein wild Geſpann,
In der Rechten die geſtählte Lanze,
Schön umwallt vom grünen Lorbeerkranze,
Er, der Mäonide rauſcht heran!

7.

Ihm zur Rechten ſtehn die edlen Brüder,
Ihnen reicht er die gewelkte Hand,
Und von Ida ſteigt die Muſe nieder,
Die ſchon früh das theure Paar gekannt.
Sanftes Säuſeln höhrer Regionen,
Liſpelt durch den kühlen Mirtenwald,
Und der Sänger hohes Lied zu lohnen,
Reicht die Muſe Beyden goldne Kronen, —
Und verſchwunden iſt die Luftgeſtalt!

8.

Ihm zur Linken ſtehn mit Flammenblicken,
Noch zwey Sänger hoch an Kraft und Geiſt,
Ihre Harfen ſäuſeln nur Entzücken,
Wonne, die durch alle Seelen fleußt.
Muſe, nenne mir die Götterſöhne,
Die zur Rechten und zur Linken ſtehn,
Nimmer zeugte edler ſie Alkmene,
Nenne ſie, daß meine Harfentöne,
Silberhallend ihren Ruhm erhöhn!

9.

„Sänger sieh! den dort der Mäonide,
„Zärtlich an den Vaterbusen drückt,
„Der so kühn im glutdurchwallten Liede,
„Ohr und Herz durch Harmonie entzückt;
„Hella's Frucht auf Deutschlands Flur versetzte,
„Trotz des Nordens rauhen Himmelsstrich;
„Der mit Hymnen den Olymp ergötzte,
„Nie der Schönheit Ebenmaß verletzte —
„Dieß ist — Stollbergs Friederich!

10.

„Neben ihm in sanften Elegien
„Tönt des Bruders lieblicher Gesang,
„Der gleich ihm in Göttermelodien,
„Brüderlich, den heilgen Kranz errang! —
„Jenen dort zur Linken, mit der Wage, —
„Sieh! er wägt der Worte Gültigkeit —
„Krönt der Lorbeer, der nach alter Sage
„Ewig blüht, und bis auf unsre Tage,
„Noch mit Laub des Römers Grab bestreut.

11.

„Dieser hier, den Grazien umfächeln,
„Auch ein Deutscher — der sang Deutsches Lied,
„Und ihm wird der höchste Nachruhm lächeln,
„Weil sein Haupt kein fremder Glanz umglüht.
„Sein Gelock glänzt nicht von Hella's Schimmer,
„Wenn auch gleich Homer ihm Palmen beut;
„Denn ihn reitzet nicht der Vorzeit Trümmer,
„Eigne Bahn, die winkt im Lichtgeflimmer
„Ihm zum Tempel der Unsterblichkeit.“

Digitized by Google

12.

Weyrauchsdüfte wehn von jenen Hallen,
Neue Sonnenstrahlen licht empor, —
Göttertraum! ich seh den Vorhang fallen —
Schweigt Gesänge — lausch entzücktes Ohr!
Horch! es säuselt wie in goldnen Halmen
Wenn ein Seraph über Fluren schwebt, —
Näher rauscht es durch die heilgen Palmen, —
Sänger lausch! sie singen deine Psalmen —
Sänger Gottes! meine Seele bebt!! —

13.

Ja, Unsterblicher! dein Ruhm wird leben,
Rauschen auch Jahrtausende dahin,
Und als Wahrheit wird dich einst umschweben,
Was hier ahndete dein Flammensinn.
Forschtest nicht vergebens zu ergründen,
Das Gesetz der bildenden Natur,
Nein! einst wird des Lebens Hülle schwinden,
Und dann Herder! dann wirst du sie finden,
Die verborgne wundersame Spur.

14.

Lodre höher der Begeistrung Flamme,
Lodre höher des Gesanges Glut!
Daß dich nicht der Sänger Chor verdamme,
Stürze dich in der Verachtung Flut!
Denn ich nahe mich dem theuren Kreise
Derer, die mein Herz so innig liebt;
Flamm empor! daß ich sie würdig preise,
Triumphirend im Gesang beweise,
Wie so innig heiß mein Herz Sie liebt!

Digitized by Google

15.

Glorreich glänzend steht an ihrer Spitze,
Vater Gleim, im heilgen Silberhaar,
Und Athäná steigt vom Götterſitze,
Naht sich ihm, der stets ihr Liebling war,
Amor wandelt an der Göttinn Seite,
Freundlich hüpfend, und die kleine Hand
Hat entzückt von einer neuen Beute,
Und gewohnt, ein Sieger seyn im Streite,
Schadenfroh den Bogen schon gespannt.

16.

Doch Athäná hat des Gottes Köcher,
Mit den Pfeilen listig ihm entwandt,
Und schon zürnt der liebliche Verbrecher,
Da statt Waffen, er nur Rosen fand!
Doch wie staunt er, als auch ohne Wunden,
Ohne Pfeil er sich als Sieger sieht;
Von Athäná's Götterarm umwunden,
War der Liebe herber Kampf verschwunden,
Und des Lebens Freude aufgeblüht!

17.

Ja, mein Gleim! du sangst die schönre Liebe,
Die des Edlen beßre Seele kennt,
Ehrtest nur die göttlich sanften Triebe,
Die uns Plato Himmelswonnen nennt.
Mahltest nicht der Thräne schwachen Schimmer,
Wenn sie zitternd von der Wange rollt,
Fröhlich waren deine Lieder immer,
Und der Schwermuth düstre Grabestrümmer,
Haßtest du, wie niedern Schmeichlersold.

18.

Preußens König, nur von Allen Einer,
Pries mit Recht dein hoher Schlachtgesang,
Spätre Welten werden um ihn weinen,
Klagen, daß der Welttyrann ihn zwang,
Schon so früh die Erde zu verlassen,
Die sein Geist, wär sie sein Eigenthum, —
Und ach! müßten Fürsten sich nicht hassen,
Um die Kraft des Beßren zu verprassen, —
Umgeschaffen in Elysium! —

19.

Freudig werden dich noch spätre Brennen, —
Nur es denken ist schon göttlich süß! —
Werden dich mit ihrem Friedrich nennen,
Dessen Thaten deine Stimme pries.
Werden sehn wie Seine Lorbeerkrone,
Freundlich rauschend deine Stirne kühlt,
Auf dich wird zum schönsten Freudenlohne,
Einst der Vater zeigen nach dem Sohne,
Hehr das Mahl, nach dem der Weise zielt.

20.

Und dann wird auch dich mit frohem Herzen,
Dich, der kühn auf Hymnus Flügel steigt,
Und umschimmert von der Wahrheit Kerzen,
Der Gestirne Sonnenschaar durchfleugt, —
Wird der Nachwelt heilges Opfer ehren,
Und der Jüngling, den du einst geführt,
Nun ein Vater, — wird in Jubelchören,
Deinem Geiste neue Ehrfurcht schwören,
Den mit Palmen hohe Weisheit ziert.

Digitized by Google

21.

Freundlich wallt auch dann um deine Locken,
Trauter Schmidt, ein frischer Lorbeerzweig,
Und bestreut von jungen Blühtenflocken,
Wandelt Schwarz ins goldne Feenreich,
Lässet Felsen im Gebähren brausen,
Bis die Maus ein großer König ward,
Lässet Geister bey den Schönen hausen,
Arme Schwärmer in Gedanken schmausen,
Hebet Schätze, die der Geist verscharrt.

22.

Fest verschlossen sind des Lebens Schätze,
Nur der Weise hebt und öffnet sie;
Doch der Thor fängt sich im Zaubernetze,
Sieht sie flimmern — und erreicht sie nie.
Aber wer in duftumhauchten Gründen,
Sich der Weisheit wie mein Tiedge weiht,
Wen die Grazien mit Rosen binden, —
O! der kann den Schatz des Lebens finden —
Kann sie finden, die Zufriedenheit.

23.

Lieblich ruft der Ton der Nachtigallen,
Ihn am Abend hin zum Buchenhain,
Wo im Schilfbach flüsternd Wogen wallen,
Sanft umschimmert von Diana's Schein.
Laß zu ihm uns biedrer Kramer fliehen,
Wenn Torquato's Leyer dir nicht tönt,
Und von Mißmuth deine Wangen glühen;
Freude wird dort unter Blumen blühen,
Weil nur Freyheit die Natur verschönt.

Digitized by Google

24.

Und wenn dann umwölkt von düstrer Linde,
Auf des Mondes falben Zauberpfad,
In dem Hauche kühler Abendwinde,
Mir sich lächelnd die Begeistrung naht,
Dann erscheine mir im Feyerkleide,
Muse Deutschlands, göttlich, groß und kühn,
Und dann sprich, ob noch zu meinem Leide,
Du beschlossest, daß ein Wahn dich scheide,
Von dem Lande, wo dir Kronen blühn!!

25.

Doch was seh ich? — Goldne Wolken kräuseln,
Spiegeln sich in reinem Aetherblau,
Und es tönet ein harmonisch Säuseln
Durch die Lüfte; — frischer Balsamthau
Träufelt labend auf Violen nieder, —
Und die Quelle murmelt Harmonie —
Und der Wald singt neue Lebenslieder —
Ha! die Muse kehret jetzt schon wieder,
Himmelstäuschung! ich erblicke Sie!! —

26.

Aber ach! des Auges Götterfeuer,
Wird umdüstert von der Thränenflut,
Und umflort bebt ihre goldne Leyer,
In der Hand, auf der die Wange ruht.
Warum weinst du? — Warum tönt die Halle
Nicht von deines Liedes Engelton?
Ahndest du — o! daß sie nie erschalle
Diese Sage! — daß ein Held uns falle,
Dessen Krieger alle feig entflohn? —

Digitized by Google

27.

„Undankbarer! hast du schon vergessen,
„Jenen Helden der im Kampfe fiel? —
„Feinde pflanzten segnend ihm Cypressen,
„Ehrten ihn mit innigem Gefühl;
„Und du willst von seinem Werthe schweigen?
„Von des Geistes göttlicher Gestalt?
„Willst dich nicht vor seinem Schatten neigen,
„Ehrfurchtsvoll der ganzen Erde zeigen,
„Was für ihn in deinem Busen wallt?“

28.

Zürne nicht, du göttliche Gesandte,
Meine Seele liebte schon den Held,
Als der Kindheit Fackel mir noch brannte.
Ach! zu früh rief ihm die schönre Welt,
Liebevoll den Edlen zu empfangen —
Und nur Schmerz ist der Erinnrung Loos!
Ach! umsonst — umsonst ist mein Verlangen —
Herbe Thränen netzen meine Wangen,
Und der Kummer weilt in meinem Schoß.

29.

Sanft wie Wellen, die auf Blumen fließen,
Wenn der West in Rosensegel haucht,
Schön wie Nelken, die im Thal entsprießen,
Wo die Biene Blüthenhonig saugt;
Fruchtbar wie ein kühler Mayenregen,
War o Theurer! deiner Saiten Lied.
Forschend folgtest du, sie nachzuprägen,
Der Natur auf den geheimen Wegen
Ihrer Bildung, bis zum fernsten Glied.

Digitized by Google

30.

Mahltest mit den reinsten Aetherfarben
Der Natur, des Frühlings Wonnezeit;
Wie hier Blumen, die im Nordwind starben,
Auferstehn, und in ein Stralenkleid
Glänzend ihrer Wolken Häupter hüllen;
Dort am Quell ein Turteltäubchen trinkt,
Dessen Busen sanfte Triebe füllen;
Hier das Mägdlein Hungernde zu stillen,
Korn im Schoß, den jungen Hünchen winkt.

31.

Sangst zwey Freunde, die wie Helden kämpfen,
Sangst sie göttlich, und wardst ihnen gleich;
Wunden mögen Feiger Kräfte dämpfen,
Doch dich schrecket nicht das Schattenreich!
Männlich tapfer blickest du im Streite,
Kühn dem Tod ins flammende Gesicht;
Tausend stürzen blutend dir zur Seite —
Doch du stehst — denkst dir Schwerine — Keithe —
Stehst und kämpfest bis dein Auge bricht.

32.

Warum riß der wilde Sturm der Nächte,
Früh die Blüthen deines Lebens ab?
Stürzte dich mit der gestählten Rechte,
Wütend, donnernd in des Todes Grab? —
Ha, Triumph! Er starb dem Vaterlande! —
Und der Muse Trauerschleyer sinkt! —
Fluch dem Brennen, Fluch und ewge Schande,
Den der Freundschaft und der Liebe Bande,
Fesseln, wenn sein Vaterland ihm winkt.

33.

Ja! auch mir schlägt bald des Kampfes Stunde,
Mich ruft bald die Pflicht ins Schlachtgefild,
Scheiden muß ich von dem theuern Bunde,
Edler Freunde — doch ihr Geistesbild,
Wird auch dann noch flammend mich umschweben,
Wenn mich nicht ihr Freundesarm beschirmt,
Felsen vom Kartaunen Donner beben,
Halb Erstorbne nach Erquickung streben,
Höllenwuth durch alle Seelen stürmt!

34.

Auf! ich höre die Trommeten schallen!
Schwerter klirrt! Ihr blanken Waffen rauscht!
Flammen seh ich auf und niederwallen,
Seh den Feind der auf Gebirgen lauscht!
Ha, umsonst! hier steht der kühne Preuße,
Der mit Gottesmacht ein Heer zerstreut!
Kämpft bedeckt von Wunden, Blut und Schweiße,
Daß sein Schwert dem Feind den Sieg entreiße,
Und erringet — die Unsterblichkeit!!

Franz von Kleist.

Anmerkung zum dritten Gesang.

Str. 33 und 34.

Als ich dieses Gedicht schrieb, war ich noch in Kriegsdiensten, und die Preußische Armee hatte Ordre sich marschfertig zu halten. Wir gingen auch bekanntlich im vorigen Jahre bis an die Böhmische Gränze, kehrten aber ohne Kampf zurück, — und ich verließ die Kriegsdienste.

Digitized by Google

VI.

Einige Gedanken

über das

Bedürfniß der Mittheilung.

Die Beobachter der Menschen haben längst die richtige Bemerkung gemacht, daß die Bedürfnisse mit der Aufklärung und Kultur zunehmen. Man darf nur den Europäer mit einem Kalifornier oder Feuerländer vergleichen, um sich davon zu überzeugen. Der gebildete Mensch nimmt eine große Menge Künste zu Hülfe, um sich wohl zu befinden; der ungebildete ist mit dem zufrieden, was ihm die Natur unmittelbar darreicht. Natura paucis contenta.

Wenn man die Sache nur so obenhin oder einseitig betrachtet, so sollte man in Versuchung gerathen, zur Partey derjenigen überzutreten, welche das mannichfaltige Elend, worunter die Menschen seufzen, auf Rechnung der Aufklärung und Kultur setzen, welche die rohen Naturmenschen glücklich preisen, und keinen andern Rath für die leidende Menschheit wissen, als zu dem natürlichen Zustande zurück zu kehren. Allein, man muß nur nicht vergessen, daß die Vermehrung der Bedürfnisse eine größre Mannichfaltigkeit der Freuden verschafft, mithin das

Wohlseyn der Menschen im Ganzen vermehrt; daß die geistigen Kräfte des Menschen dadurch geweckt, ungleich mehr entwickelt und geübt werden; daß diese Bedürfnisse unabänderliche Bedingungen sind, unter welchen sich der Mensch zu der Stufe eines moralischen Wesens herauf arbeiten muß. Wenn es nicht mehr in ihm gährt und brauſ't, wenn die geweckten Geisteskräfte wieder ins Gleichgewicht kommen, so kehrt er gern zur unverkünstelten Natur zurück, und findet in ihrer unerschöpflichen Fülle Befriedigung genug, weil er gelernt hat, nicht bloß mit den Sinnen, sondern vornehmlich mit dem Geist und Herzen zu genießen. Man sollte bey Betrachtung und Berechnung derjenigen Bedürfnisse, welche mit der beginnenden Entwickelung des Menschen entstehen und dieselbe begleiten, sich nicht gleich durch den Nahmen schrecken lassen, sondern bedenken, daß einige derselben auffallend wohlthätig sind, wenn gleich einige unangenehme Empfindungen damit vergesellschaftet seyn mögen. Man nehme den Durst nach Wahrheit zum Exempel. Es ist freylich kein angenehmer Zustand, das Ungewisse und Unzulängliche in seiner Erkenntniß zu empfinden, aber diese Leiden werden unaussprechlich belohnt, wenn man die Freude über die gefundene Wahrheit genießt.

Zu den moralischen Bedürfnissen, welche der gebildete Mensch empfindet, gehört auch das Bedürfniß der Mittheilung.

Bedürfniß der Mittheilung ist etwas Edlers, als der natürliche Drang, seine Vorstellungen und Empfindungen bey irgend einem Grade der Lebhaftigkeit auszudrucken oder zu erkennen zu geben. Es liegt in der Natur des Menschen, sein Inneres aufzuschließen, sobald der innere Raum für seine Vorstellungen und Empfindungen zu enge wird, welches allemal

der Fall ist, wenn die innern Veränderungen der Seele stärker als gewöhnlich sind. Das Lächeln des Säuglings auf dem Schoße der Mutter, sein Geschrey, was ist es anders, als Ausdruck seines Wohl- oder Mißbehagens? Woher die eigne Sprache der Kinder, wenn sie die Sprache der Erwachsenen noch nicht erlernt haben? Woher so viele Nahmen von eigener Erfindung, womit sie manche Dinge belegen, wenn sie die gangbaren Nahmen dieser Dinge noch nicht wissen, oder nicht behalten können? Woher das unaufhörliche Geschwätz lebhafter Kinder, sobald sie reden können? Das schreibt sich von dem natürlichen Triebe her, alles aus sich herauszubringen. Verschwiegenheit und Verschlossenheit ist dem Menschen nicht natürlich. Beyde sind entweder ein Werk der Erziehung oder der eignen Gewöhnung; eine nachfolgende Veränderung in dem natürlichen Charakter des Menschen durch die Gesellschaft worin er lebt, bald eine Folge bitterer Erfahrungen, bald eine Folge des lichtscheuen Lasters. Offenheit ist dem unschuldigen, ungewarnten und unbetrogenen Menschen sehr natürlich, wie es sich aus allen Beobachtungen über den Menschen ergiebt. Unwillkürlich drängen sich lebhafte Vorstellungen und Empfindungen aus der Seele hervor. Das beweisen die Selbstgespräche des Menschen, wenn er sich gegen keinen ausleeren kann; das Geberdenspiel derer, die nicht reden können oder nicht reden dürfen; der Erguß der Freude oder des Schmerzens in einem Strom unzusammenhängender Worte.

Man würde sich sehr irren, wenn man den gewöhnlichen Umgang und die gewöhnliche Geselligkeit von dem Bedürfniß, sich mitzutheilen, herleiten wollte. Es ist natürlicher, oft kindischer Drang, sich auszuschütten, oder gewisse Vorstellungen und Empfindungen bey sich lebhaft zu machen, wozu man an-

drer als Instrumente bedarf. Wie kann der eigenliebige Thor, der Neuigkeitskrämer, der Lustigmacher und Spaßvogel, wie können Leute, die eine heftige Leidenschaft bey sich unterhalten, von dem verliebten Geck an bis zum elenden Neider und verworfenen Verläumder herab, ihre Thorheit und ihren Affekt in sich verschließen? Sie suchen und finden immer ein gutwilliges Ohr, das sich ihnen öffnet. Mancher weiß nicht, wo er mit seinen Einfällen und Empfindungen bleiben soll, bis ihm jemand aufstößt, der's ihm gestattet, sich auszuleeren. Die Phantasie bedarf bey solchen Leuten dieses Mittels, um ihr Gaukelwerk gehörig zu treiben. Daher der große Hang zur Geschwätzigkeit, die sich selbst nur unterhält, indem sie andre zu unterhalten scheint.

Nichts in der ganzen Natur ist isolirt. Alles steht in wechselseitigen Verhältnissen, in nahen und entferntern Verbindungen. Davon ist ein gegenseitiger Einfluß unzertrennlich. Alles wirkt aufeinander, entweder ohne oder mit Gefühl und Bewußtseyn. Jenes ist Charakter der unbelebten, dieß Charakter der lebendigen und moralischen Welt. Die Sonne giebt unzählichen Millionen Geschöpfen Licht, Wärme und Leben. Aber sie weiß und empfindet von ihrer Wohlthätigkeit nichts. Voll Gefühl lebt und wirkt das Thier. Mit Gefühl und Bewußtseyn wirkt und handelt der Mensch. Sobald moralische Wesen sich entwickeln, sobald wird ihr Verstand der Ueberlegung fähig, die Gefühle des Herzens werden geordnet und veredelt. Sie bekommen ein deutliches Bewußtseyn von ihrem Einfluß auf andre Wesen, deutliche Vorstellungen von den Mitteln, die sie in ihrer Gewalt haben, auf andre zu wirken; sie verdeutlichen sich den Einfluß, den andre auf sie haben, lernen viele Wirkungen anderer auf sich abhalten, oder diesen Wirkungen eine bessere Richtung geben, sie lernen diese Wirkungen richtig beurtheilen, sich in die Lage zu

Digitized by Google

versetzen, wo ein wohlthätiger Einfluß auf sie Statt finden kann. Je bekannter sie mit ihren Kräften und Fähigkeiten werden, desto einleuchtender wird ihnen ihre höhere Bestimmung, desto mehr ziehen Wesen von gleicher Natur und Art ihr Herz an sich. Selbstsucht und Eigennutz nehmen in dem Grade ab, in welchem sich moralische Wesen als Glieder in der großen Kette der Wesen kennen lernen, wo empfangen und geben die große Bedingung des gemeinschaftlichen Wohlseyns, und Erfüllung der Bestimmung des Einzelnen ist. Alles Wahrheiten, die man nicht erst beweisen darf.

Das Resultat von dem allen aber — kann es ein andres seyn, als das Bedürfniß, sich mitzutheilen? O wie gern schließt der gebildete Mensch sein Inneres auf, nicht, um seine bessern Schätze zur Schau aufzustellen, sondern davon mitzutheilen, mitzutheilen von den besten Gaben, die der Mensch für den Menschen hat. Wie gern möchte er alles, was Mensch ist, mit sich in die Gegenden des Lichts erheben, wie gern jedes Herz zu gleichen Empfindungen stimmen, die ihn beseligen? Er schaut um sich her und forscht, — nicht nach Vergeltung, — sondern nur nach Empfänglichkeit für seine Gaben. Es giebt vielleicht keinen unbehaglichern Zustand, als worin sich der Wahrheitsfreund befindet, der in einen Winkel der Erde geworfen ist, wo er sich weder mittheilen kann noch darf. Sein Schicksal hat viel Aehnliches mit dem Schicksal jenes edlen Mannes in der Bastille, die schon um dieses Vorfalls willen verdient hätte, zertrümmert zu werden, wie nunmehr wirklich geschehen ist. Der Graf Lauragais, ein Mann von gebildetem Verstand und Herzen, fühlte in seinem Kerker ein Wohlwollen, dem er keine Befriedigung verschaffen konnte, weil alles öde und todt um ihn her war. Endlich fand er eine Spinne, die er auf seine Hand zu kommen gewöhnte, der er, so gut er

konnte, wohlthat. Einst fand ihn der Schließer, die Spinne in der Hand, mit der er sich ergötzte. Der Unmensch, angewiesen dem Grafen kein Vergnügen übrig zu lassen, zerquetschte die Spinne in der Hand des Unglücklichen, der sie wie den Tod eines Kindes beweinte. Dem wohlthätigen Bedürfniß, sich mitzutheilen, haben wir die Ueberreste von den unsterblichen Werken des Geistes zu verdanken, die aus der Vorwelt auf uns gekommen sind. Diesem wohlthätigen Bedürfniß verdanken wir die schätzbarste Kunst, die Kunst Gedanken und Empfindungen in menschlichen Seelen in Umlauf zu bringen, wodurch ihre Kräfte angeregt und entwickelt werden, die Kunst, wodurch die Wahrheit unvertilgbar geworden ist. Diesem wohlthätigen Bedürfniß verdanken wir alles Wahre, Gute und Schöne, was Geschichtschreiber, Philosophen und Dichter noch jetzt der Welt mittheilen. Diesem wohlthätigen Bedürfniß haben wir alle Anstalten zur Bildung und Veredelung der Menschen zu verdanken; es waren immer erleuchtete und weise Männer, welche die Ideen dazu angaben, und dadurch für die Befriedigung ihres eignen Herzens sorgten. Dieß Bedürfniß adelt den Schriftsteller und seine Werke, wie es dagegen Entweihung des edelsten Berufs ist, wenn er bloß zu Finanzoperationen gemißbraucht, und wenn Wahrheit als eine Waare betrachtet wird, die Geist und Herz leer lassen mag, wenn nur der Beutel gefüllt wird.

Bey dem Bedürfniß, sich mitzutheilen, liegen aber noch andre Ursachen zum Grunde, als die eben angeführt sind. Wenn Wahrheitsfreunde sich finden, so werden ihre Herzen durch ein gemeinschaftliches Interesse vereinigt, welches das höchste der Menschheit ist. Es giebt kein größeres Vergnügen, als andre auf eben dem Wege des Denkens und Empfindens zu treffen, den wir selbst wandeln; und eine Freundschaft oder Verwandtschaft

Digitized by Google

der Seelen ist die innigste, die auf der Erde gefunden wird. Warum öffnen sich gleichdenkende und gleichgestimmte Seelen einander so leicht? Warum lassen sie einander in ihren Herzen lesen, was dem ungeweihten Auge sorgfältig entzogen wird. Ist es hier oder kann es hier die Absicht seyn, einander zu geben, was jeder schon für sich besitzt? Nein! es ist gemeinschaftliche Seelenweide, die beyde genießen. Wenn zwey Reisende, die miteinander gleiche Gefahren auf der stürmischen See überstanden haben, sich im sichern Hafen von ihrer gefahrvollen Reise unterhalten; wenn graue Helden, die beyde einer blutigen Schlacht beygewohnt haben, das Andenken daran erneuern: so will einer dem andern nichts neues sagen, sie wollen nur gemeinschaftlich die Freuden der Erinnerung genießen. Die Wahrheit hat, wie die Natur, deren Abdruck sie ist, viele Seiten, von welchen sie betrachtet werden kann. Wer kann sie ganz umfassen? Der eine sah diese, der andre jene Seite, der eine diese, der andre jene Beziehung. Einer entdeckte etwas, das ein anderer nicht sah, der dagegen seine besondern Entdeckungen machte. Wenn solche Freunde der Wahrheit sich einander mittheilen, so ist ihre Mittheilung Ideentausch der dem Tauschhandel in einer Unschuldswelt gleicht, wo man mit Vergnügen giebt und mit Freude empfängt, ohne einen andern Maßstab zu haben, wornach man den Werth des Eingetauschten beurtheilt, als das innre Wohlseyn beym Geben und Empfangen, wo demnach ein edles Bedürfniß den Werth bestimmt. Wenn in so vielen andern Fällen ein gemeinschaftliches Interesse die Menschen vereinigt, wie könnten diejenigen getrennt bleiben, die der Wahrheit gehuldigt haben?

Wie überhaupt in der Natur durch die einfachsten Mittel die mannichfaltigsten und wohlthätigsten Wirkungen hervorgebracht werden: so findet sich auch in dem moralischen Theil derselben eine

gleiche bewundrungswürdige Oekonomie. Wie viel Großes und Herrliches entspringt nicht aus der Wißbegierde, womit uns die Natur ausgestattet hat? Welche unerschöpfliche Kraft zu großen, edlen Thaten, welch eine Menge und Mannichfaltigkeit der edelsten und besten Gaben ist uns nicht mit der Empfindung verliehen? Auch das Bedürfniß, sich mitzutheilen, welches mit der Entwickelung des Menschen beginnt und seine Ausbildung begleitet, hat die mannichfaltigsten und wohlthätigsten Wirkungen Ich kann jetzt nur an einige derselben erinnern.

Wie mannichfaltig ist der eigne unmittelbare Gewinn desjenigen, der sich mittheilt? durch Mittheilung wirkt man zunächst auf sich selbst zurück. Dabey werden ungleich mehr Kräfte in Thätigkeit gesetzt, als bey dem einsamen Denken, dabey sind sie alle viel thätiger, als wenn ihre Wirkungen verschlossen bleiben. Man prüft schärfer, wenn man seine Gedanken vortragen will, und sie werden dadurch berichtigt. Indem man andern verständlich zu werden sucht, verdeutlicht man seine Begriffe sich selbst. Man erweitert seinen eignen Gesichtskreis, wenn man umherspäht, die Schätze der Wahrheit für andre zusammenzusuchen. Indem man seine Gedanken für andre zur bessern Uebersicht des Ganzen ordnet, errichtet man für sich selbst ein haltbares Gebäude. Wenn man für seine Ideen und Empfindungen den bestimmtesten Ausdruck sucht, um andre nicht zu verwirren; so stempelt man sie mit einem sehr kenntlichen Gepräge, macht sie sich selbst behältlicher und brauchbarer. Man kann seine Empfindungen nicht ausdrucken, ohne sie zu erhöhen und zu veredeln. Man bringt sich selbst das vor den äußern Sinn, was sonst nur der innere Sinn wahrnimmt. Wenn man sein Inneres andern aufschließt, eben dadurch gewinnt man am deutlichen Bewußtseyn, am lebhaften Selbstgefühl. Man lernt seine eignen Kräfte besser kennen und

Digitized by Google

benutzen, indem man sie für andre in Thätigkeit setzt. Kurz! Mittheilung befördert und vollendet unsre eigne Ausbildung.

Die Gemeinschaft der äußerlichen Güter wird immer nur ein Traum gutmüthiger Menschen bleiben. Aber nicht im Reich der Wahrheit! Längst fand da eine solche Gemeinschaft Statt, wofür eben durch das allen Freunden der Wahrheit eigne Bedürfniß, sich mitzutheilen, gesorgt ist. Die Geschichte aller Künste und Wissenschaften beweist es, wie eben diese Mittheilung das Mittel war, sie zu dem Grade der Vollkommenheit zu bringen, auf welchem wir sie erblicken. Wir schreiben, um die Schätze der Wahrheit unter andre zu vertheilen; wir lesen, um uns das Wahre und Gute von andern zu eigen zu machen. Die Weisheit mag wie Gold und Silber oft tief verborgen liegen, und mit Mühe ans Licht gezogen werden. Aber wenn sie gefunden ist, verbirgt sie weder Schloß noch Riegel. Es bedarf nur eines Herzens, das ihren Werth empfinden kann und Empfänglichkeit für sie hat: so kann man Theil an Schätzen nehmen, die mit einem großen Aufwand von Kräften zu Tage gebracht wurden.

Streithorst.

VII.

Ueber Edelmuth und Großmuth.

Herrn Professor Eberhard gewidmet.

Vorerinnerung.

Die Veranlassung zu folgendem Versuch war des Herrn Predigers Jentsch vor kurzem erschienene Uebersetzung der Ethik des Aristoteles. In den Vorerinnerungen dazu (S. IV.) macht der Herr Uebersetzer seine Leser auf das von dem Griechischen Philosophen mit so prachtvollen Zügen entworfene Gemälde eines großen Mannes aufmerksam; und verdeutscht (B. 3. Abschn. 4. S. 103 f.) diese vom Aristoteles mit dem Worte μεγαλοψυχία bezeichnete Eigenschaft durch den Ausdruck Großmuth. Wobey er jedoch anmerkt (S. 130 Anm.), daß der Philosoph offenbar die Tugend der Großmuth in einem ausgedehntern Sinn genommen, als wir dieselbe zu nehmen gewohnt seyn. Diese Erinnerung, die jeden aufmerksamen Leser natürlich auf die Frage führt: In welchem eingeschränktern Sinn wir denn diese Tugend nehmen? war es, die mich auf die Zergliederung des Begriffs Großmuth brachte. Ich glaubte, der Zergliederung dieses einen wichtigen Begriffs durch die Vergleichung mit dem ver-

Digitized by Google

wandten: Edelmuth, noch ein Interesse mehr zu geben; und um keine Mittelideen zu übersehen, bin ich der natürlichen Methode der analytischen Entwickelung treu geblieben, und daher von Beyspielen ausgegangen.

Erster Abschnitt.

Bestimmung der Begriffe: Edelmuth und Großmuth.

Wenn wir in Minna von Barnhelm Tellheim's Unterredung mit der Wittwe seines Freundes Marloffs lesen, und uns durch jede Aeußerung für ihn eingenommen fühlen; durch die peinliche Verlegenheit darüber, daß er ihr nicht nach Wunsche helfen kann; durch die schonende Art, mit der er Trotz seines eignen Mangels die Bezahlung der Schuld ablehnt, und endlich durch die Wärme, mit der er verspricht, der Vater des verlassenen Sohnes zu werden: so ist es gewiß ganz aus unsrer Seele gesprochen, wenn die Marloff im Gefühle der Dankbarkeit ihn: „Edelmüthiger Mann, anredet. — Eben so werden wir den Samariter, welcher einen verwundeten Pilger mit Hintansetzung seiner Bequemlichkeit, selbst mit Gefahr des Lebens, der treuen Pflege übergab, edelmüthig nennen. Als edelmüthig erscheint uns auch der Tempelherr in Nathan dem Weisen, welcher kühn durch Flammen und Rauch der um Hülfe rufenden Stimme nachgedrungen war, und Recha dem Tode entrissen hatte. Als einen edelmüthigen Fürsten beweinen wir den Herzog Leopold, welchen Bande der Hoheit, des Vaterlandes und der Bruderliebe nicht zurückhalten konnten von dem gefahr-

Digitized by Google

vollen Unternehmen, mit schwankenden Nachen von den Wellen unglückliche Schlachtopfer zu erkämpfen.

Wenn dagegen Marloff bey seinen Lebzeiten Telheim's Beleidiger und Feind gewesen wäre; wenn gleichfalls die gebeugte Wittwe, welche vor ihm weint, ihn vordem gekränkt hätte, und Tellheim gleichwohl mit eben der schonenden Güte die Bezahlung der Schuld zurückgewiesen, mit eben der Bereitwilligkeit sich dem Verlassenen als Vater angeboten hätte: so würden wir ihn, statt edelmüthig, großmüthig nennen. Großmüthig erscheint uns ein Krieger, welcher seines entwafneten Feindes schont; ihn bey der Hand, von der er kurz zuvor den Tod fürchtete, dem wilden Schlachtgetümmel entreißt, ihn liebreich behandelt und brüderlich pflegt. Großmüthig nennen wir einen Mann, der die Kränkungen eines Beleidigers dann, wenn er ihm schaden könnte, vergißt, und ihm durch Ausübung der entgegengesetzten Tugenden aufhilft, seinen Verfolgungen zuvorkommende Hülfe, seiner Untreue liebevolle Sorgfalt entgegensetzt. Sir William erscheint seiner entflohenen Sara als großmüthig, daß er ihr nachgeeilt war, ihr nicht nur Vergebung verspricht, sondern sogar seine Härte anklagt, um ihr alle Vorwürfe zu ersparen. Ueberwältigt von dieser Liebe ruft Sara aus: „Nicht Augenblicke, lange Tage, ein nochmaliges Leben würde erfordert, alles „zu sagen, was eine schuldige, eine reuende, eine gestrafte Tochter einem beleidigten, einem großmüthigen, einem zärtlichen Vater sagen kann!“ *)

Sara erscheint dem Mellefont großmüthig, als sie sein feyerliches Versprechen, er werde die unglückliche Arabella nie vor ihre Augen bringen, mit Unwillen hört, sich als Mutter der

*) Miß Sara Sampson 5. Akt 9. Scene.

Verlassenen anbietet, und die glücklichen Tage dieser Erziehung mit Entzücken mahlt. Sie wird ohnmächtig und Mellefont sagt: Was fehlt ihnen, großmüthige Miß, himmlische Seele?*) Und wer wird, um endlich noch ein Beyspiel, das den meisten noch im Andenken schwebt, anzuführen; wer wird es nicht Sprache der Großmuth nennen, wenn der verfolgte, aller seiner Güter, auch der unersetzlichsten, beraubte Priestley sein Schreiben an die Einwohner zu Birmingham also endigt: „Bey dem, was sich jetzt ereignet, sind wir (Dis„senters) die Schafe, und ihr die Wölfe. Wir wollen unsern „Charakter behaupten, und wir hoffen, daß ihr den eurigen „verändern werdet. Mögen indeß die Fälle sich ereignen, wie „sie wollen; so werden wir segnen, wenn ihr fluchet; und wir „wollen Gott bitten, daß er euch bald zu dem Fleiß und dem „anständigen Betragen möge zurückkehren lassen, wodurch sich „die Einwohner von Birmingham sonst so vorzüglich ausge„zeichnet haben."

Diese Beyspiele sind, hoffe ich, ganz passend. Um aus ihnen eine Erklärung abzuleiten, ist es nöthig, von diesen einzelnen Beyspielen das Allgemeine zu abstrahiren. Dem zufolge muß erst der Charakter beyderley Handlungen im Allgemeinen, und dann die unterscheidende Bestimmung insbesondere angegeben werden. Das erste betreffend, so gehören beyde Tugenden offenbar zu den Handlungen der Menschenliebe; und das zweyte betreffend, so führt schon die Zusammensetzung der Wörter darauf, daß edelmüthige und großmüthige Handlungen edeln und großen Handlungen der Menschenliebe als Arten untergeordnet sind. Edel aber nennen wir diejenige

*) Miß Sara Sampson, 5. Akt 4. Scene.

diejenigen Aeußerungen der Menschenliebe, in welchen die Selbstliebe der Menschenliebe in dem Grade untergeordnet ist, daß man eigne Vortheile zum Vortheile andrer auf eine ungewöhnliche Art aufopfert. Sie werden zu groſſen Handlungen der Menschenliebe, wenn sie diejenige Aeußerung der Seelengröße, welche wir Selbstbeherrschung nennen, erfordern, d. h. die nöthige Kraftäußerung der Vernunft zur Unterdrückung lebhafter Vorstellungen und Leidenschaften, wodurch in einzelnen Fällen die Unterordnung der Selbstliebe unter die Menschenliebe erschwert wird. An dem Schicksal eines andern einen so lebhaften Antheil nehmen, daß man seinetwegen ein nicht unbeträchtliches Gut aufopfert, ist edel: das nehmliche thun, wenn irgend eine Leidenschaft, Kummer oder Freude, Furcht oder Hoffnung, Liebe oder Verzweiflung, alle Aufmerksamkeit auf uns selbst lenkt, ist groß.

Nun fragt sich, durch welche neue hinzukommende Bestimmung edle und große Handlungen der Menschenliebe edelmüthig und großmüthig werden? die Sprache antwortet: durch Muth. Muth bezieht sich auf Schwierigkeiten, welche gehoben werden müssen; und daraus läßt sich vorläufig folgern, daß edle und große Handlungen dadurch, daß ihre Ausführung mit Schwierigkeiten, deren Ueberwindung einen gewissen Muth erfordert, verbunden ist, edelmüthig und großmüthig werden. Von welcher Art sind die Schwierigkeiten? Wie unterscheiden sich die Kraftäußerungen des Muths?

Wir wollen setzen, daß zum Wohl eines andern ein hoher Grad der Aufopferung unsrerseits nöthig werde. Sie bestehn in Entsagung der Bequemlichkeit und ansehnlicher Vorrechte, in Verlust der Zeit und Kräfte, in freywilliger Uebernehmung des Mangels und der Dürftigkeit, in Daranwagung der edelsten Güter, der Ehre, der Gesundheit, der Seelenruhe, des Selbstgenusses,

oder

oder endlich in Gefährdung des Lebens. Solchen und ähnlichen Bedingungen der Menschenliebe Genüge zu leisten, wird erschwert durch starke, sinnliche Triebfedern der Selbstliebe, als z. E durch Hang zu den Freuden des Lebens, durch Wunsch nach Wohlstand und Bequemlichkeit, durch Neigung sein Recht zu behaupten, durch Pflicht der Selbsterhaltung. Alle diese Triebfedern, wenn sie mit der natürlichen und eigenthümlichen Stärke wirken, machen uns von Aufopferungen abgeneigt. Sie können aber unterdrückt und entkräftet werden, wenn die Seele ihnen sinnliche Triebfedern oder Vorstellungen von gleicher Stärke entgegenzusetzen weiß. Dieser Schwung der Seele bewirkt den erforderlichen Muth zur Schwächung der entgegenwirkenden sinnlichen Triebfedern; einen Muth, dessen Kraftäußerung schwächer oder stärker ist, je nachdem die Menschen, zu deren Besten wir handeln, anreitzende oder entgegenwirkende Triebfedern oder Vorstellungen in uns erwecken.

So schwer es nehmlich an sich ist, auf Freuden des Lebens Verzicht, seinem Wohlstand und seiner Bequemlichkeit Abbruch zu thun, seinen Rechten zu entsagen, oder sogar das Leben in Gefahr zu setzen; so lebhaft wird doch die Willigkeit zu diesen Aufopferungen, wenn dadurch das Wohl eines Menschen bezweckt wird, mit welchem wir durch die Bande einer allgemeinen oder besondern Zuneigung verbunden sind; denn die Zuneigung zu dem Gegenstande schwächt die Zuneigung zu uns selbst, und läßt uns über dem Wohl eines andern unser eigenes vergessen. Zu diesem Grad der Unterordnung der Selbstliebe unter die Menschenliebe, welche Unterordnung wir edel genannt haben, wird bey den obstehenden Schwierigkeiten Muth erfordert. Von demjenigen, welcher ihn beweist, sagen wir, daß er sich selbst verläugne,

und die dazu nöthige Kraftäußerung der Seele heißt Selbstverleugnung.

Selbstverläugnung beweisen, um dadurch das Wohl eines Menschen zu befördern, gegen welchen wir Abneigung fühlen, macht eine größre Anstrengung der moralischen Kräfte nothwendig. In diesem Falle wird die Zuneigung zu uns selbst verstärkt, durch Abneigung gegen jenen. Es gesellen sich den sinnlichen, der Aufopferung entgegenwirkenden Triebfedern in uns selbst, noch andre bey, welche beym Anblick des Gegenstandes in uns rege werden; Triebfedern des Widerwillens, der Erbitterung, der Rachbegierde. Diese Leidenschaften wollen wir feindselige Leidenschaften nennen. Sie müssen erst unterdrückt werden, ehe wir den Regungen der Menschenliebe folgsam und zur Aufopferung bereit werden. Zur Unterdrückung dieser heftigen Leidenschaften, welche die Unterordnung der Selbstliebe unter die Menschenliebe erschweren, wird gleichfalls Muth erfordert. Von demjenigen, der diesen Muth äußert, sagen wir: daß er sich selbst besiege, und die dazu nöthige Kraftäußerung desselben heißt Selbstbesiegung, welche sich von Selbstbeherrschung dadurch unterscheidet, daß jene in Unterdrückung feindseliger, diese in Unterdrückung eigennütziger (selbstischer) Leidenschaften besteht. Wenn mit diesen beyden Fällen die oben angeführten Beyspiele des Edelmuths und der Großmuth verglichen werden, so zeigt sich, daß das erste Verhältniß beym Edelmuth, das zweyte bey der Großmuth statt finde. Jener ist Aufopferungswilligkeit, erfordert also Selbstverläugnung. Der menschenfreundliche Leopold würde nach der obigen Bestimmung des Worts edel gehandelt haben, wenn er durch Versprechung beträchtlicher Summen, durch Bitten, die Umstehenden zur Rettung aufgefordert hätte. Er ist edelmüthig, da er sich selbst

so aus den Augen verliert, daß die ihm drohende Gefahr neben der Hülfsbedürftigkeit der Unglücklichen gar nicht in Anschlag kommt; und er allen Schwierigkeiten der Rettung den erforderlichen Muth entgegnet.

Das zweyte Verhältniß findet sich bey der Großmuth. Sie ist Aufopferungswilligkeit zum Wohl eines Feindes und Beleidigers. *) August würde gegen Cinna groß gehandelt haben, wenn er ihm vergeben und ihn bloß unschädlich gemacht hätte: denn in diesem Fall wären die Empfindungen der Furcht und der gekränkten Hoheit den Empfindungen des Mitleidens untergeordnet worden. Er handelt großmüthig, da er alle Vorrechte der Oberherrschaft aufopfert, und sich in dem Grade selbst besiegt, daß er dem, welchen mit dem Tode zu bestrafen er befugt und geneigt war, die Hand der Freundschaft bietet. — Großmuth also erfordert, außer der Selbstverläugnung, auch Selbstbesiegung.

Vereinigen wir alles unter einem Gesichtspunkt: so werden folgende Definitionen entstehen. Edelmuth ist die aus Menschenliebe **) entspringende Willigkeit zur Selbstverläugnung; Großmuth hergegen Edelmuth mit Selbstbesiegung. ***)

*) Corneille: Cinna, Acte V. Scene III.

**) Die aus Vaterlandsliebe entspringende Willigkeit zur Selbstverläugnung würde Heldenmuth, die aus falschem Religionseifer entspringende Fanatismus seyn.

***) Die Bestimmung der Verwandtschaft der Großmuth mit dem Edelmuthe finde ich durch Lessing bestätigt. Er definirt Großmuth durch das edelmüthige Bezeigen gegen Feinde. S. Lessings gelehrt. Briefwechsel, Th. 1. S. 43. — Sollte nun die von mir angege-

Digitized by Google

Vorstehende Zergliederung wird vielleicht einigen als eine unfruchtbare Spekulation erscheinen, bey welcher höchstens die Bestimmtheit der Sprache gewinne;*) andern als eine unvollständige Erörterung, welche zwar die unterscheidenden Merkmale beyder Tugenden angebe, aber sie in psychologischer Hinsicht darum nicht gehörig bestimme, weil sie uns nicht die subjektiven Erfordernisse zur Empfänglichkeit für diese Tugenden, oder, mit andern Worten, den nöthigen Grad der moralischen Reitzbarkeit, welche dazu geneigt mache, sehen lasse; kurz, weil sie zwar eine Nominal- aber keine Realdefinition angebe. Um jene zu einem günstigern Urtheil zu bewegen; und den Forderungen der andern Genüge zu leisten, scheint es mir nicht unzweckmäßig, zu zeigen, daß die Festsetzung des wesentlichen Unterschiedes zwischen Großmuth und Edelmuth sehr fruchtbar an Betrachtungen, und sehr vollständig in psychologischer Hinsicht werden könne, wenn man sich auf Beantwortung folgender Fragen einlasse:

1) Welche Empfindungen werden beym Anschauen beyder Tugenden in dem Zuschauer rege?

2) Wie weit muß der Mensch in seiner sittlichen Bildung gekommen seyn, damit Edelmuth; wie weit, damit

bene Definition richtig seyn, so dürfte Großmuth dem μεγαλοψυχια des Aristoteles wohl nicht entsprechen. Vielleicht kommen folgende Ausdrücke dem griechischen Worte näher: Edler Stolz, moralische Erhabenheit, majestätisches Selbstgefühl, Seelengröße.

*) Aber auch dieß schon würde bey Ausdrücken, die sehr wichtige Ideen bezeichnen, sehr wichtig seyn. Und solche Deutsche Sprachbestimmungen kann eine Deutsche Monatsschrift nicht anders als mit Vergnügen aufnehmen.

d. H.

Großmuth herrschender Zug des Charakters und Fertigkeit werde?

3) Mit welcher Vorsichtigkeit muß bey der Erziehung der Sinn für beyde Tugenden gebildet;

4) mit welcher Einschränkung müssen sie in der Moral als Pflicht befohlen werden?

Zu dieser vierfachen Betrachtung bin ich bey öfters erneuertem Nachdenken über beyde Begriffe geleitet. Nachstehender Abschnitt mag ein Versuch seyn, die erste Frage zu beantworten.

Zweyter Abschnitt.

Großmuth hat den Charakter des Erhabenen: Edelmuth den Charakter des Schönen.

Der Charakter einer Tugend bestimmt sich nach den Empfindungen, welche durch das Anschauen derselben erweckt werden. Diese Empfindungen haben eine doppelte Quelle, die Phantasie und den Verstand; jene, indem sie thätig ist, die eine Tugendhandlung veranlassenden, sie begleitenden, und ihnen nachfolgenden Umstände zu vergegenwärtigen: — diesen, indem er sich beschäftigt, nach dem Wesen der Tugend den Grad der sittlichen Güte des Handelnden zu bestimmen.

Demnach hat die Behauptung: — Großmuth habe den Charakter des Erhabenen, Edelmuth den Charakter des Schönen, — diesen Sinn: die Empfindungen, welche beyde

Tugenden in dem Zuschauer erwecken, sind die nehmlichen, von welchen er beym Anblick oder bey der Vorstellung des Erhabenen und Schönen erfüllt wird.

Das Erhabene aber, als etwas Feyerliches und Ehrwürdiges, erfüllt die Seele mit großen Empfindungen, mit Verwunderung, Erstaunen und Hochachtung; das Schöne, als etwas Erfreuliches und Liebenswürdiges, erfüllt mit sanften Empfindungen, mit Bewunderung und Liebe.

Um also meine Behauptung zu bestätigen, liegt mir ob, zu zeigen: daß männliche Würde das Antheil, so wie des Erhabenen, also auch der Großmuth; weibliche Anmuth die Aussteuer, so wie des Schönen, also auch des Edelmuths sey! daß durch jene stilles Erstaunen, und die daraus entspringende Hochachtung; durch diese lebhafte Bewunderung und herzliche Liebe erweckt werde.

Es kann dieß auf eine doppelte Art gezeigt werden, denn auch die Empfindungen beym Anschauen des Edelmuths und der Großmuth haben die doppelte Quelle, die Phantasie und den Verstand. Ich schränke mich in diesem Abschnitt auf die Phantasie ein, und bestimme die Beschaffenheit der Empfindungen, welche sie bey Ansicht der veranlassenden, begleitenden und nachfolgenden Umstände in dem Zuschauer hervorbringt.

Wir mögen den Scenen der Großmuth oder des Edelmuths als Augenzeugen beywohnen, oder uns durch die Darstellung eines Dichters oder Erzählers auf den Schauplatz versetzen lassen: so findet das Auge und die Phantasie drey Hauptruhepunkte; den ersten entfernten Anlaß zu den Tugenden, wobey die Aufmerksamkeit sich fixirt; dann, nach allmähliger Erweiterung unsrer Bekanntschaft mit der Lage und den

Verhältnissen der Personen, den Augenblick der Entscheidung, welchem wir mit Erwartung entgegengesehen hatten; und endlich die Zukunft, welche uns die Folgen auf dem Schauplatze des Glücks oder Unglücks in heitern oder trüben Aussichten eröfnet.

Bey jeder dieser drey Ansichten behauptet Großmuth den Charakter des Erhabenen, Edelmuth den Charakter des Schönen, durch die Empfindungen welche bey ihrem Anschauen von der Phantasie erweckt werden.

I.

Zuerst von den Wirkungen der Phantasie auf die Empfindungen bey Ansicht der vorbereitenden und begleitenden Umstände.

Großmuth ist Edelmuth gegen Beleidiger und Feinde; kann also nur zwischen zwey Personen statt finden, welche sich vor den Aeußerungen derselben schon kannten, mit einander schon in Verbindung standen, und zwar in keiner freundschaftlichen.

Edelmuth ist Aufopferungswilligkeit für das Wohl eines Freundes, oder doch eines Menschen, gegen welchen man freundschaftliche Zuneigung fühlt: kann also entweder zwischen Personen Statt haben, welche schon vorher in einem freundschaftlichen Verhältniß standen, oder auch zwischen solchen, welche bis zum Augenblick der Aktion einander völlig unbekannt und gleichgültig waren, und erst durch die Handlung in Verbindung traten. Indem wir also die Handlung des Großmüthigen und des Edelmüthigen vom ersten Anlaß bis zum Zeitpunkt der Ausführung verfolgen, so wird bey Ansicht der die Großmuth vorbereitenden Umstände, die Aufmerksamkeit mehr

bey dem Handelnden; bey Ansicht der vorbereitenden Umstände des Edelmuths mehr bey dem Leidenden verweilen. Bey den Vorbereitungsscenen der Großmuth kennen wir nehmlich nicht bloß einen Unglücklichen sondern auch einen Mann, welcher retten könnte, aber als Beleidigter schwerlich retten wird; beym Edelmuth beschäftigt uns zunächst ein Nothleidender; ein Retter lebt für uns noch im Reiche der Möglichkeit. Dort sehn wir einen Nothleidenden in Abhängigkeit von einem Menschen, von dessen Einwirkung auf sein Schicksal wir, weit entfernt, Abnahme des Elends zu hoffen, vielmehr einen Zuwachs fürchten, wenn er als Beleidigter den Forderungen seines Unwillens Gehör geben wird. Die Besorgniß wegen der ihm bevorstehenden Noth ist mit Mitleiden verbunden, wenn wir den Unglücklichen als einen Unschuldigen; mit Unwillen, wenn wir ihn wegen moralischer Fehler als einen Schuldigen zu betrachten haben; eine Besorgniß, welche insonderheit bey Menschen, welche in traurigen Verhängnissen der Art die strafende Gerechtigkeit Gottes erkennen, einen hohen Grad der Lebhaftigkeit erreicht. Bey den Ereignissen vor den Aeußerungen des Edelmuths vergrößert sich des Unglücklichen Bedrängniß, weil er von allen verlassen scheint. Dafür aber schlägt auch nicht die Furcht, daß gerade ein einziger, welcher ihn retten könnte, das Gegentheil thun werde, unsern Muth völlig nieder. Vielmehr wird dieser belebt durch den Glauben, daß das lebhafte Menschengefühl irgendwo einen Retter erwecken werde; ein Glaube, worin vorzüglich diejenigen bestärkt werden, welche auf die wundervolle Hülfe und schützende Allmacht des höchsten Wesens unerschütterlich trauen. Kurz, in der Spannung der Seele, womit wir den Aeußerungen der Großmuth entgegenharren, werden alle Empfindungen

der Theilnehmung von der Empfindung der Furcht verschlungen; da sie sich hingegen bey der Erwartung des Edelmuths in Mitleiden und Rettungsbegierde auflösen. — Indem nun im ersten Fall Täuschung, im zweyten Befriedigung erfolgt: so müssen ganz verschiedenartige Empfindungen in der Seele entstehn.

Da bey der Großmuth die Furcht von der Vorstellung des Rechts und der Obergewalt, welches beydes der Beleidigte über den Beleidiger hat, ausgeht: so ist die Phantasie geschäftig, uns die Ausübung der Gewalt und des Rechts in allen dem Unglücklichen schrecklichen Folgen zu schildern. Sie zeigt uns den Gläubiger eines bösartigen Schuldners, welcher seinem Wohlthäter mit Undank gelohnt hatte, und nun außer Stand ist, seiner Pflicht Genüge zu leisten, schon thätig, dem Unglücklichen den Kerker und Trennung von seiner verzweiflungsvollen Familie zu bereiten.

Wir sind Zeugen des Kampfs zweyer erbitterten Gegner, von denen einer den andern verwundet, worauf dieser, nach Rache durstend, aufs neue auf ihn eindringt, seinen Beleidiger entwafnet und als Sieger triumphirt. Zitternd erwarten wir den Streich, der jenen zu Boden strecken wird, und wenden das Auge. Wir sehn Friedrich den Einzigen voll Erbitterung über eine heftige Schmähschrift gegen ihn, wir hören seine Drohung gegen den unglücklichen Verfasser, und zittern vor den Wirkungen des gerechten Zorns. *) Alle diese

*) Ein abgedankter Officier, welcher um eine Versorgung vergebens angehalten hatte, schrieb eine Schmähschrift gegen den König. Dieser, äußerst erbittert darüber, setzte auf die Entdeckung des Verfassers eine Belohnung von funfzig Friedrichsd'or. Der Verfasser gab sich selbst an, um

Scenen des Unglücks verwandelt die Großmuth plötzlich und unerwartet in Scenen des Glücks. Der Schuldner ist frey. Der Entwafnete lebt. Dem Beleidiger ist verziehen. Unsre Furcht geht in Freude über; aber in eine ernste, stille Freude, erweckt durch das Anschauen der Seelengröße des Handelnden, in welches wir uns verlieren. Wir sehn ihn als Ueberwinder heftiger Leidenschaften mit glorreichem Siege gekrönt, und huldigen dem großmüthigen Menschenfreund mit Verwundrung und Erstaunen. Ihn in dem Augenblick vertraulich und innig zu lieben, verhindert die tiefe Hochachtung, welche wir gegen ihn hegen; eine Hochachtung, welche um so tiefer wird, jemehr wir uns getroffen fühlen, und es uns mit Demuth gestehn müssen, daß wir noch fern sind von dem Ziele moralischer Vollkommenheit, an welchem wir den Großmüthigen erblicken!

Welch einen ganz andern Charakter giebt die Phantasie denjenigen Empfindungen, womit wir die Aeußerungen des Edelmuths wünschen, und sie nach der Vollendung betrachten! Hier wird unser Interesse an der Noth des Unglücklichen nicht getheilt durch Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Gegenstand der Hülfe. Nur die Besorgniß, die Angst, die Gefahr des Nothleidenden beschäftigt die Aufmerksamkeit, und spannt alle theilnehmenden Empfindungen auf den höchsten Grad. Unser Herz kennt keinen Wunsch, als den, den Unglücklichen gerettet

durch das Geld seine unglückliche Familie zu unterstützen. „Geht nach Spandau und erwartet da die Wirkung meines Zorns!" war der Befehl des Königs an den unglücklichen Mann. Er gehorchte. Der Brief welchen er dem dasigen Kommendanten einhändigen mußte, lautete also: „Ich gebe das Kommando von Spandau dem Ueberbringer dieser Order. Seine Frau und Kinder werden mit funfzig Friedrichsd'or bald dahin nachkommen." —

zu sehn. Und wenn nun mit jedem Augenblick die Gefahr wächst, und mit jedem Augenblick die Hoffnung zur rettenden Hülfe schwindet, und dann plötzlich ein menschenfreundlicher Erretter erscheint; so werden wir ihn als einen Boten der schützenden Güte mit Liebe und Bewunderung segnen. Mit diesen Empfindungen eilen wir dem Menschenfreunde entgegen, welcher mit edler Selbstverläugnung eine unglückliche Familie von den Bedrängnissen des Mangels und der Verzweiflung zum Wohlstande, und zum Glauben an Gott zurückführt. — Wir hören das Angstgeschrey Unglücklicher, welche mit den furchtbaren Kräften der Elemente kämpfen; und itzt — itzt werden sie Schlachtopfer eines grausenvollen Todes, wenn nicht bald ein Retter erscheint. Nach diesem Retter sehnt sich unser geängstetes Herz, ihn sucht unser rollendes Auge. Er drängt sich aus dem Haufen hervor, wir weichen mit Bewunderung zurück. Aber unsre Freude wallt ihm entgegen. Gebet und Flehn zum Himmel begleiten ihn, Jubellieder des Danks schallen ihm entgegen. Wir opfern ihm unser Herz. Alles ist Ausdruck der Bewunderung und Liebe gegen ihn. Ihn hochzuachten und anzustaunen ist zu feyerlich, zu gezwungen; und zwar um so mehr, mit je innigerer Freude wir uns das Zeugniß geben können, daß wir ihm ähnlich zu handeln nicht unfähig und nicht unentschlossen sind. Freylich kann auch Unzufriedenheit darüber, daß wir von dem Edelmüthigen in der Menschenliebe übertroffen sind, in unsre Empfindung überfließen; aber selbst diese edle Reue wird unsrer Liebe den Reitz geben, welchen das Nachahmungswürdige hat.

Diese verschiedenen Wirkungen sind ganz denen gleich, welche das Erhabene und Schöne nach der Bemerkung des

Königsbergischen Philosophen auf uns machen. „Die Miene „eines Menschen, der sich im vollen Gefühl des Erhabenen „befindet, sagt Herr Kant, *) ist ernsthaft, bisweilen starr „und erstaunt. Die lebhafte Empfindung des Schönen, fährt er fort, „kündigt sich durch glänzende Herrlichkeit in „den Augen durch Züge des Lächelns, und durch laute Lustig„keit an.“

Friedrich Delbrück.

*) Kants Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. Seite 5.

VIII.

Ueber die

Vereinfachung der menschlichen Kenntnisse.

Eine Rede

bey der Aufnahme in die königliche Akademie der Wissenschaften den 13. Oktober 1791.

Nichts ist demüthigender für den Geist des Menschen, als die erstaunliche Disharmonie zwischen dem Umfange der Kenntnisse, die in seinem Gesichtskreise liegen, und zwischen der kurzen Dauer des Individuums, in welchem diese Kenntnisse zum Anschauen kommen sollen.

Nichts ist aber auch erhebender, als der Gedanke, daß der Geist des Menschen, über seine eigne Individualität emporragend, mit der Vorwelt und der Nachwelt in harmonischer Eintracht durch ein geheimes Band verknüpft, durch diese kurze Spanne des Lebens nicht beschränkt wird. Denn was wäre sonst der Grund, daß seinen Betrachtungen die graue Vorzeit eben so

Digitized by Google

wichtig, und oft noch wichtiger, als der wirkliche Moment seines Daseyns ist; und daß er den Saamen so freygebig ausstreuet, wovon er oft im voraus weiß, daß ihn die späte Folgezeit erst zur Reife bringt.

Je mehr nun aber die menschlichen Kenntnisse sich vervielfältigen, je unübersehbarer ihr Umfang, und je reicher von der Aussaat verflossener Jahrhunderte von Zeit zu Zeit die Erndte wird, um desto nöthiger scheint es zu seyn, daß die Kräfte des menschlichen Geistes, auf die edelste Benutzung dieses Reichthums, auf Organisation des Stoffs, und auf Vereinfachung des Vielfachen hinarbeiten.

Die Vereinfachung der menschlichen Kenntnisse aber, ist nicht das Werk eines einzigen, dessen Phantasie auf dem weiten Gefilde der Wissenschaften umher schweift, und hier und da aus irgend einer Blume Nahrung saugt. Nur derjenige, welcher für sich selber eine Wissenschaft ganz durchschauet, vermag ihren Geist zu fassen und mitzutheilen. Jeder Uneingeweihte, der es wagt, entweder durch kurzes Zusammenfassen, oder durch dasjenige, was man populäre Darstellung nennt, irgend eine Wissenschaft, die nicht selber sein Eigenthum ist, zum Eigenthum der Menschheit zu machen, und gleichsam mit freygebiger Hand sie mitzutheilen, begehet an der Wissenschaft einen Raub, welcher sich selbst bestraft: Er schöpft die leeren Kunstwörter von der Oberfläche; das Gold der Wissenschaft sinkt tief zu Boden, und verhüllt sich dem unbescheidenen Blicke.

Wer aber für sich in einsamen Betrachtungen, ohne wohlthätigen Gedankenwechsel, den Umfang der Wissenschaften zu überschauen strebt, ist in Gefahr, daß die sich selbst gelassene Phantasie in ihrem Fluge sich verirre, und daß er mit dem Verstande zu begreifen wähne, was nur seine Einbildungskraft umfaßt.

Um desto willkommener ist dem Einsamen der ehrenvolle Ruf in den Zirkel seiner Zeitgenossen, deren ein jeder der Wissenschaft, welcher er huldigte, schon manches Opfer brachte, und selbst auf manche Vergnügungen des Geistes Verzicht that, um der einzigen die ihn unwiderstehlich anzog, seine vorzüglichsten Seelenkräfte, und die schönsten Momente seiner Lebensdauer zu weihen, wofür er nun zum Lohne den ganzen Schatz der Entdeckungen der Vorzeit in seinem Fache, mit seiner eigenen Urtheilskraft bereichert, gleich einem kostbaren Kleinode, in sich selbst aufbewahrt.

Denn was besitzt die Menschheit edleres, als den Geist von irgend einer Wissenschaft, die seit Jahrtausenden geboren und gebildet ward, und nun aufs neue in einem denkenden Kopfe, der ihr entgegen reifte, mit jugendlichen Reitzen wieder aufgefrischt, und von ihm erweitert, ihren vermehrten wohlthätigen Glanz über eine ganze Zeitgenossenschaft verbreitet.

Wo aber könnte wohl eher eine zweckmäßige und wohlthätige Vereinfachung der menschlichen Kenntnisse Statt finden, als in einem Zirkel, wo dem oberflächigen Vielwissen durch Gründlichkeit, und der einseitigen Beschränkung auf ein einziges Fach, durch wechselseitige Mittheilung der Ideen beständig entgegen gearbeitet wird; wo die entferntesten, sich ganz fremd scheinenden Gegenstände in dem Gebiete der Geisterwelt sich zusammenfinden, und das Allerverschiedenste dennoch in einem Berührungspunkte des gemeinschaftlichen Denkens zusammentrifft, wo seine ursprüngliche Verwandschaft wieder anerkannt wird.

Wenn nun eine solche Versammlung durch ein Haupt gelenkt wird, das selbst mit den verschiedensten Fächern vertraut, den Umfang der Wissenschaften zu übersehen geübt, den Werth einer jeden zu schätzen weiß, und durch seinen anfmunternden Beyfall jede sich empor arbeitende Geisteskraft neu belebt; wie können da

Digitized by Google

die Bemühungen eines jeden Einzelnen, mit der Erweiterung der Wissenschaften ihre Vereinfachung beständig zu verknüpfen, ihres Zwecks verfehlen.

In einen solchen Zirkel aufgenommen zu seyn, bezeichnet mir die schönste Periode meines Lebens. Dieser ehrenvollen Aufnahme, durch eignen bescheidenen Beytrag, besonders im Fache der Philosophie der Sprache, und durch sorgfältige Benutzung jedes fremden Beytrags zu dem Umfange der wissenswürdigen Dinge, mich immer werth zu erhalten, und auf die Weise unter den Augen und nach dem erhabenen Muster unsers von ganz Europa und entfernten Nationen verehrten Chefs, dessen unsterblicher Nahme seinen Beyfall demjenigen, welchem er zu Theil ward, auch auf die Nachwelt sichert, mit unermüdeter Thätigkeit, jedes edle Ziel des Denkens, das sich mir auf meinem Wege darbietet, zu verfolgen, wird unaufhörlich mein eifrigstes Bestreben seyn.

Moritz.

Digitized by Google

Deutsche Monatsschrift.

1791. December.

Berlin,

bey Friedrich Vieweg, dem älteren.

Inhalt.

I. Ueber den Werth und die Grenzen des Adels. Seite 273

II. Die Kunst, sein Glück in sich selbst zu finden. An Rosalia. Eine Epistel von Herrn Tiedge. 292

III. Daß die Hauptsache in der Religion auch außer dem Christenthume statt finde. Von Herrn Prediger Treumann. 317

IV. Die Nachtwandlerinn. Von Herrn Legationssekretair Schubart. 333

V. Darf eine moderne Statüe in modernem Kostüm dargestellt werden. Von Herrn L. Bendavid. 345

VI. Der Schwindelgeist; von Herrn Gluckhoff. 360

Digitized by Google

Mit dem ersten Tage jeden Monats ist diese Zeitschrift in den mehresten Buchhandlungen Deutschlands, und da wo es deren keine gibt, in den Post-Aemtern eines jeden Orts, das Stück für 8 gr. zu haben. Letztere belieben sich an das hiesige Königliche Hof Post-Amt zu adressiren.

Der Verleger.

An das Publikum.

Ich habe meine, zum Theil noch ungedruckten, zum Theil aber in verschiedenen Zeitschriften zerstreut gewesenen, poetischen Episteln gesammelt, sie einer eignen strengen Kritik unterworfen, die von den allermeisten nur die Hauptideen, von einigen nur die Erfindung mit ihrer Feile verschont hat. Die Zufriedenheit, mit der das Publikum, nur in der Hoffnung, einst reifere Früchte meines damals jugendlichen Geistes zu erhalten, die ersten Ausstellungen meiner Muse aufnahm, machte mir jene Strenge zur unübertretbarsten Pflicht; und läßt mich, des ungünstigen Zeitpunkts ungeachtet, hoffen, daß diese Sammlung, die aus lauter poetischen Episteln, moralischen und philosophischen Inhalts, besteht, keine ganz ungünstige Aufnahme finden werde. Ich weiß es, daß Poesie jetzt kaum nur noch als ein Nebengericht in Journalen genossen wird; und dieß würde mich gewiß bestimmt haben, meine Gedichte getrost ihrem Schicksal zu überlassen, wenn ich nicht auch wüßte, daß der denkende Leser Philosophie in jedem Gewande liebt, und daß Deutschland an philosophischer und philosophisch-moralischer Poesie mit dem Ausland noch immer in etwas zurückstehendem Verhältniß sich befinde. Ich darf mir nicht schmeicheln, diese Armuth zu bereichern; aber hoffen, gute Köpfe darauf aufmerksam zu machen, das darf ich. Vielleicht ist es ein Beytrag, der das Gefühl jenes Mangels nur desto lebhafter macht. Und so biet' ich dann dem Publikum die ganze Sammlung meiner Episteln, in drey Bänden, zusammen von etwas über drey Alphabeth, gegen einen Preis von zwey Thaler in Golde, auf Unterschrift an. Die Handschrift liegt völlig zum Druck bereit, der sogleich anfangen wird, als ich nur fürs erste sehe, daß ich der Kosten wegen gedeckt bin. Der Druck geschieht unter meinen Augen; und ich kann daher, außer feinem Papier und was sonst zum guten Aeußern gehört, vorzüglich auch die fehlerfreyeste Korrektheit versprechen. Die Unterschrift ist bis den 29. Februar 1792 offen; die Herausgabe wird alsdann möglichst beschleunigt, und die Vollendung des Werks sogleich dem Publikum angezeigt werden. Wer die Gütigkeit hat, Unterschriften zu sammeln, erhält auf neun Exemplare das zehnte frey.

Halberstadt, den 25. Okt. 1791. Tiedge.

Die Herausgeber der Deutschen Monatsschrift, die sehr wohl wissen, daß und warum das Deutsche Publikum nicht für alle Gedichte ist, und sich daher sehr wohl erklären können, warum es vielen scheint, als ob es überhaupt nicht für die Werke und Sprache der Musen wäre, haben ein viel zu großes Zutrauen zu dem Geschmack desselben, als daß sie nicht für eine Sammlung Gedichte, wie die ist, die ihr Freund Tiedge hier an-

Digitized by Google

kündigt, und davon auch die Deutsche Monatsschrift einige der schätzbarsten Proben enthält, alle mögliche Unterstützung hoffen sollten. Sie werden daher jede Besorgung dafür, wenn es jemand gefällig seyn sollte, sich an sie zu wenden, mit dem größten Vergnügen übernehmen.

Die Herausgeber der Deutschen Monatsschrift.

Johann Bernhard Basedows Leben, Charakter und Schriften, unparteyisch dargestellt und beurtheilt von Johann Christian Meier, Rektor der Domschule zu Verden. Erster Theil. Hamburg, bey Benj. Gottl. Hoffmann, 1791. 28¼ Bogen und 3 Bogen Vorrede.

Wer sich in jene Zeitperiode zu versetzen weiß, in der Basedow als ein Stern der ersten Größe am Deutschen Horizonte prangte, der wird sich auch sehr leicht zu erinnern wissen, mit welchem Aufsehen er das Publikum zu leiten und auf sich aufmerksam zu machen wußte, wie großen Eindruck er selbst auf Fürsten machte, und wie er den wirklichen Gelehrten oft zu täuschen verstand — und dann gestehen müssen, daß Basedow hierin einzig war, und auch einzig Glück hatte. Wie dieß alles zugegangen, und wie eigentlich B** auf alles dieß einen gerechten oder ungerechten Anspruch machen konnte, das hat der Herr Rektor M. in diesem Buche auf eine solche Weise dargethan, daß der Leser sich nicht bloß wundern, noch mehr, daß er erstaunen wird. Wie entdeckt, und zwar in seiner Blöße entdeckt ist B** in diesem Buche! Nicht bloß darin was er war, sondern wie er handelte, und was die Triebfedern seiner Handlungen waren — und dieß mit einer Glaubwürdigkeit, die zwey starke Stützen hat: denn einmal war der Herr Rektor M. nicht bloß Hausgenosse von B** sondern auch sein Mitarbeiter, und zwar just in dem Zeitpunkte, wo B** die größte Epoche machte; und zweytens fordert der Herr Rektor M. jeden damaligen und noch lebenden Zeitgenossen, der Basedows Wesen und dessen Verfahrungsart kannte, hier öffentlich auf, das zu widerlegen, was in diesem Buche von ihm gesagt wird. — Recensent wußte nach dem Lesen dieses Buchs sich selbst nichts anders zu sagen, als: Wer hätte das von diesem Phänomen gedacht!! — und ist nur begierig auf den 2ten Theil, der das erst völlig im Colorit mahlen soll, was hier in crayon gezeichnet ist.

Eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bahrdts, Dr. C. F., System der moralischen Religion zur endlichen Beruhigung für Zweifler und Denker. 3r Bd. Ueber die Rechte und Obliegenheiten der Regenten und Unterthanen in Beziehung auf Staat und Religion. gr. 8. 20 gr.

Blicke auf Frankreichs jetzige Greuel, in wiefern sie das Europäische Staatsinteresse betreffen. 8. kostet 4 gr.

Künftige Ostermesse erscheint unausbleiblich der zweyte Theil meiner Aesthetik, dessen Hauptinhalt die wichtigen Untersuchungen über die Grenzen der Künste, vorzüglich der Poesie gegen die bildende Kunst, und ebenderselben gegen die Musik, über die Verbin-

dung mehrerer Künste zu gemeinschaftlicher Wirkung, besonders der Dichtkunst, Tonkunst und Tanzkunst, über die ästhetische Kraft der Stoffe, über die Einheit in den Stoffen, und besonders auch den Unterschied der dichterischen musikalischen, mahlerischen und tänzerischen Einheit, über das Interessante der Stoffe u. s. w. ausmachen werden. In der Vorrede desselben werde ich nicht ermangeln, die wichtigern Einwürfe zu heben, welche gegen das Ganze dieses Werks gemacht worden und besonders zeigen, daß wenn auch der ganze Inhalt der Kantischen Kritik der ästhetischen Urtheilskraft für erwiesen gehalten werden könnte, dadurch dennoch meinem Buche, aus seinem Gesichtspunkte betrachtet, nicht der mindeste Abbruch geschähe. Wer auch der Verfasser des Schreibens an Herrn Schatz im 1. St. d. 45. B. der Bibl. der schönen W. sey, er hat den Gesichtspunkt meines Buchs völlig verkannt, mich nach Principien gerichtet, die ich nicht anerkenne, meinen Sätzen durchaus einen einfältigen Sinn untergelegt, ja mir Sätze zugeschrieben von dem sich in meinem Buche keine Spur findet, und die Hauptresultate meiner vierten Betrachtung auf eine Weise dargestellt, welche bloß für Flüchtigkeit zu halten, es einen hohen Grad von Gutmüthigkeit erfordert. Ich werde diesem Gelehrten hoffentlich zur Befriedigung jedes Unparteyischen antworten. Vorläufig muß ich ihm aber versichern, daß mir Kants Kritik der ästhetischen Urtheilskraft, aus welcher alle seine Ideen wörtlich genommen sind und welche so gut als er zu verstehn, ich ihm durch jede beliebige Probe zeigen will, bey weitem, nicht am wenigsten in Beziehung auf Kunst, und am allerwenigsten in Beziehung auf Dichtkunst, der untrügliche Kodex ist, für den er sie hält. Es wird also von seiner Seite nicht sowohl darauf ankommen, mir die Kantischen Philosophemen vorzurepetiren, was keine Kunst ist, als vielmehr darauf, denselben Beweise unterzulegen, wo ich sie mit Grunde fordern werde.

Karl Heinrich Heidenreich.

So eben hat folgendes Werk bey uns die Presse verlassen:

J. P. Brissot's (von Warwille) Reise durch die vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahr 1788. Aus dem Französischen. Mit der kurzen Lebensgeschichte des Verfassers, und mit Erläuterungen und Zusätzen vermehrt und herausgegeben von C. G. Ehrmann.

Man glaubt den Dank des lesenden Publikums zu verdienen, da man ihm durch den wohlfeilen Preiß dieser wohlgerathenen Uebersetzung eines schon überall als Meisterstück aufgenommenen Werkes, den Ankauf dieser für jede Klasse von Lesern interessanten Reisebeschreibung erleichtert. Der Herausgeber hat sich bemüht, wo möglich den Werth derselben für Deutsche Leser durch zweckmäßige Erläuterungen, und wichtige Zusätze, und besonders durch die beygefügte von Brissot selbst entworfene Lebensbeschreibung dieses berühmten Schriftstellers zu erhöhen. Auch der Herausgeber ist dem Deutschen Publikum schon rühmlichst bekannt. Das Werk sehr schön gedruckt in gr. 8. 44 Bogen stark, kostet nicht mehr als 1 thl. 12 gr. und ist in allen angesehenen Buchhandlungen dafür zu haben. Heidelberg am 30. Okt. 1791.

Gebrüder Pfähler.

Digitized by Google

Deutsche Monatsschrift.

1791. December.

I.

Ueber

den Werth und die Grenzen des Adels.

Aus einem Briefe von K. an v. A.

Mein Herr!

Sie sind also nicht ganz mit den Resultaten zufrieden, auf welche der Verfasser der Ihnen zugeschickten Schrift hinweist. Ich aber kann Ihnen aus den Gründen, welche Sie mir anführen, noch nicht beystimmen; sondern bin noch der Meynung, die ich bey unsrer letzten Unterredung äußerte. Ich gestehe Ihnen dieses um so lieber, da ich weiß, wie sehr Sie auf Aufrichtigkeit halten und wie mitleidig Sie jeden Tropf ansehen, der aus Liebe zur Gleißnerey oder aus Furcht vor Mißbilligung den Thorheiten der Welt dient, und die Achtung vor der Wahrheit verleugnet.

Sie müssen, mein Herr, nie den Gesichtspunkt vergessen, aus welchem der Verfasser *) und ich mit ihm die Sache ansehe

*) Siehe: Ueber Staatskunst und Gesetzgebung. Zur Beantwortung der Fragen: Wie kann man gewaltsamen Staatsrevolutionen am besten vorbeugen, oder sie, wenn sie da sind, am sichersten heilen ꝛc. Berlin 1791. bey Voß.

und ansehn muß. Ich raisonnire aus keinem bis jetzt wirklichen Staatssysteme, aus keinen sanktionirten Artikeln, aus keiner Wahlkapitulation, kurz aus keinem positiven Rechte, es mag Namen haben, wie es will. Ich spreche, mit einem Worte, als Philosoph; und dieser betrachtet die Dinge nicht nur, wie sie sind, sondern er sucht auch auszumitteln, wie sie seyn sollen. Es kümmert mich also gar nicht, was und wie's hier und dort ist, sondern ich untersuche wie es seyn soll. Und hier habe ich denn weiter keinen Führer, kein Beyspiel, kein Vorbild, als die Vernunft. Was diese nach evidenten Principien, über dergleichen Gegenstände ausspricht, das ist es, was ich vortrage und woran ich mich halte, so lange es mir vergönnt ist, innerhalb den Grenzen der Philosophie zu bleiben.

Ich setze den Zweck der Menschheit fest, wie ihn die Vernunft angiebt; und hiergegen haben Sie nichts einzuwenden. Sie können auch nicht; wenn Sie nicht ihren eigenen Werth verkennen und sich, indem Sie jenen Zweck verwerfen, selbst herabwürdigen wollen. Da Sie mir nun die Principien zugestehn, so müssen Sie mir auch alles das zugeben, was ich nach einer konsequenten Schlußfolge aus ihnen ableite. Denn nun laufe ich weiter keine Gefahr, als daß ich etwa unrichtig folgere und dieses muß denn freylich bewiesen werden, wenn man meine Folgerungen nicht gestatten will.

Sie geben es zu, daß nur auszeichnende Verdienste eine auszeichnende Belohnung nach sich ziehn, und folglich nur diejenigen geadelt werden müssen, welche sich zuvor einer solchen Belohnung würdig gemacht haben. Hiermit schränken Sie selbst die Nobilitirung allein auf persönliche Verdienste ein, und erkennen das Abzeichen der Ehre nur dem selbsterworbenen Werthe zu.

Digitized by Google

Sie gestehen ferner, daß die Nobilitirung in einem Verhältnisse mit dem Verdienste stehen müsse. Denn die öffentliche Auszeichnung muß doch ein Richtmaß haben und welches kann dieses anders seyn, als das Verdienst selbst, um dessentwillen jene gegeben wird? Verführe hier der Staat nach bloßer Willkür und Genuß, so würde er leicht zu freygebig gegen kleine, und zu karg gegen große Verdienste, und dadurch auf der einen Seite eben so ungerecht als auf der andern liberal, und dadurch wiederum die Sache selbst unzweckmäßig werden.

Endlich räumen Sie ein, was das wichtigste ist, daß die Nobilitirung dem allgemeinen Wohl des Staats untergeordnet seyn müsse. Hiermit machen Sie in der That schon eine große Aufopferung und nur von ihrer aufgeklärten und patriotischen Denkungsart konnte ich eine so edle Einwilligung in meine Grundsätze erwarten. Denn es ist eine Ihrem Stande, obgleich ehemals mehr wie jetzt, sehr gemeine Meinung, daß er sich allein als den Mittelpunkt und die ganze Sache des Staats, hingegen alle andere Menschen gleichsam wie nur um seinetwillen daseyend betrachtet. Freylich ist dieses Vorurtheil nur die Geburt einer mit blindem Eigendünkel gepaarten Verstandesschwäche; allein es giebt der Edlen doch immer nur noch sehr wenige, welche sich über diesen durch die Muttermilch genährten Fehler empor gearbeitet haben

Zugegeben also, daß die Nobilitirung nicht um ihrer selbst willen, sondern allein um des Staats willen zulässig ist; wie denn dieses gar nicht gestritten werden kann, wenn man nur einigermaßen der Menschheit Werth und Rechte zu würdigen gelernt hat, folgt denn hieraus nicht von selbst, daß der Adel nur dann und in so weit zulässig ist, als er der allgemeinen Wohlfahrt dient? Und wenn dieß ist, so muß er sich ja auch alle die Mo-

dikationen und Einschränkungen gefallen lassen, welche eine auf Weisheit gegründete Politik, in Ansehung seiner, für nöthig erachtet.

Dennoch aber vertheidigen Sie die Erblichkeit des Adels, und zwar aus Gründen, welche einer nähern Beleuchtung wohl werth sind. Ich muß hier aber, um alle Mißdeutung zu verhüten, erklären, daß Sie mein Raisonnement ja für weiter nichts, als eine bloße Spekulation ansehen. Denn ich bin weit davon entfernt, mich in Sachen zu mischen, die ins Wirkliche greifen, am wenigsten etwas zu beabsichtigen, worüber der eine oder der andre Theil mißvergnügt zu seyn Ursache hätte. Wenn meine Untersuchung auf eine reelle Veränderung in dem gangbaren Staatssystem hinführt, so soll es doch keine andere seyn, als solche, welche nicht allein der Bürger, sondern der Adel selbst und die Regierung für nöthig und löblich erachten und darum selbst bewirken muß.

Ich halte die Gleichheit aller Stände im Staate eben so sehr für eine Chimäre, als ich andernseits von der Gleichheit der Menschen Rechte und Werth überzeugt bin. Die politische Ungleichheit der Bürger besteht sehr gut mit der natürlichen und moralischen Gleichheit der Menschen; und es ist in der That ein sehr seichter Einwand, welchen man der Fränkischen Nationalversammlung darum macht, daß sie bey der Konstitution des Reichs von dem ersten Grundsatze des Naturrechts ausgegangen ist. Ausgehen muß man allerdings von diesem Grundsatze, damit er in der Einrichtung und Organisation des Staats nie verletzt werde, aber auch eben dieser Grundsatz wird in seiner Anwendung auf das Detail des Staats selbst gewisse Modifikationen annöthigen, deren Resultat denn am Ende kein anderes als politische Ungleichheit der Bürger und Stände seyn kann. Wenn sich hier erhitzte

Patrioten in Frankreich etwas anders träumten, so hat sich schon die Mehrheit ihrer konstituirenden Repräsentanten für das Gegentheil erklärt. Der König der Franken hat nun abermals auf eine feyerliche und unzweydeutige Art die Principia der Nationalversammlung angenommen. Es ist zu hoffen, daß er jetzt bey seinem Worte bleiben werde; denn eine gewaltsame Kontrerevolution der gewaltsamen Revolution würde nur noch mehr Elend über sein Reich bringen. Uebrigens mag die Sache nun so bestehen, oder der König mag wieder alleiniger Geber und Vollzieher der Gesetze werden, so ist doch so viel gewiß, daß nur dieselben Grundsätze, welche die Mehrheit der Nationalstimmen angenommen hat, den König leiten müssen, wenn er wahrhafte Beglückung seiner Unterthanen bezielen will. Und geschieht dieses, geht die Regierung von dem Grundsatze der natürlichen und moralischen Gleichheit der Menschen aus, so mag das Personale der Gesetzgebung und Regierung aus zwölfhundert Repräsentanten oder aus einem Könige mit wenigen Räthen bestehn, das Land gewinnt dabey dasselbe; nur freylich mit dem Unterschiede, daß bey Wenigen Irrthum und Malversation weit eher möglich ist, als bey Vielen, und eine Pompadour und eine C. weit mehr in kurzer Zeit verderben können, als ein guter König und mehrere weise Räthe in vielen Jahren gut gemacht haben.

In einem wohleingerichteten Staate müssen demnach Ungleichheiten statt finden, aber sie sind politisch, nicht moralisch. Allein diese politische Differenzen der Bürger stehen unter der Aufsicht einer natürlichen und moralischen Gleichheit. Alle Menschen sind sich ursprünglich gleich an sittlichem Werthe und Rechten, haben dieselbe Bestimmung auf Zeit und Ewigkeit; allein diese Bestimmung selbst räth, um hienieden reali-

sirt zu werden, eine Verbindung dieser gleichen Subjekte an, geht auf Geselligkeit und bildet einen Staat, als das Mittel der Beförderung des allgemeinen Zwecks. Hier erheischt nun die natürliche Gleichheit eine politische Ungleichheit, eben weil die Erhöhung des natürlichen Werths der Menschen nur durch eine gegenseitige politische Verbindung derselben unter einander möglich ist.

Wie nun der moralische Zweck der Menschheit eine politische Verbindung der Menschen erfordert, eben so bestimmt auch jener die Art dieser politischen Verbindung, giebt dem Staatssysteme Norm und Gesetze. Nehmlich: es können in einem Staate keine andern Einrichtungen statt finden, als solche, welche der ursprünglichen Absicht einer Gesellschaft (gegenseitige Veredlung), dienen. Es werden also Modifikationen, Einschränkungen, verschiedene Stände, Unterordnungen, Befehl und Gehorsam, Souverain und Unterthan und dergleichen in einem Staate statt finden, aber sie werden nur in sofern statt finden, als sie der ursprünglichen Bestimmung des Menschen, seinen natürlichen Rechten, und seinem moralischen Werthe dienen.

Hieraus sehen Sie also, mein Herr, daß ich gar nicht von jenem Libertinismus eingenommen bin, welcher alles über den Haufen wirft, und in der Auflösung aller Gesetze und Banden der Menschen Wohlfahrt sucht. Und nun zu Ihren Einwendungen.

Sie erklären sich für die Erblichkeit des Adels, und zwar Erstlich: „Weil sie einmal durch die Reichsverfassung angenommen und durch öffentliche Verträge und Gesetze sanktionirt ist."

Eigentlich ist dieß gar kein Einwand gegen mich; denn ich lasse alle wirkliche Konstitutionen vorbey und raisonnire bloß über das, was seyn sollte. Ich kenne bis jetzt noch kein Staatssystem, welches durch seine Einrichtung und Organisation dem Ideale einer Politik Genüge thäte. Die Brittische Konstitution hat viele Vorzüge, allein sie hat auch ihre großen Mängel; man darf nur ihre wirklich zum Theil alberne Gesetze nachsehen; worüber die Repräsentanten öfters selbst spötteln. Ihr unmenschlicher Menschenhandel macht ihnen viele Schande, wenn sich gleich ihre Börse gut dabey befinden mag. In andern Monarchien haben einzelne gute Regenten und mächtige Räthe weise Reformen vorgenommen, allein man kann so lange noch nicht auf etwas dauerhaftes rechnen, als den alten Erbschäden nicht aus dem Grunde abgeholfen wird, welche bis hieher noch fast allen Reichen in Europa eigen sind. Frankreich möchte mit der Zeit vielleicht ein Muster der Konstitution abgeben, wenn sich erst die Parteyen wieder ausgesöhnt haben und alles in allem mit vollkommener, Einmüthigkeit auf einen Zweck hinarbeitet.

Wenn also auch die Erblichkeit des Adels durch die Konstitution eines Reichs gegründet ist, so folgt daraus noch gar nicht, daß sie darum auch immer in dem hergebrachten Umfange bleiben müsse. Vielmehr würde sie eben dadurch einen Mangel in der Konstitution selbst bezeugen.

„Aber, sagen Sie, eine Aenderung in der Konstitution würde nur gewaltsam bewirkt werden können, und ehe man zu solchen Mitteln schreitet, muß man lieber das Alte dulden.“

Ich aber bin hier ganz anderer Meinung. Es ist übel genug, daß man dergleichen Aenderungen immer lieber durch Gewalt erzwingen läßt, als daß man sie selbst veranstaltet. Es

ist ein altes Vorurtheil, welches sich durch nichts als Eigennutz und Herrschsucht erhalten kann, daß man an einer Reichsverfassung nichts ändern will. Gerade als wenn in diesem Stücke unsere Vorfahren weit klüger als wir, ja untrüglich, gewesen wären. Allein es ist, wie gesagt, nicht sowohl das Vertrauen auf die hohe Einsicht der Vorfahren, als die Liebe des Vortheils und der Beherrschung, welche hier allen Fortschritten Damm und Riegel vorschiebt.

Wie aber? ist es denn durchaus nothwendig, daß alle Veränderungen in der Konstitution durch Gewalt erzwungen werden müssen? ich denke nicht. Dieß ist gerade das letzte und schlimmste Mittel. Wozu giebt es denn in jedem Staate eine Gesetzgebung und Regierung? Dem Souverain kommt es zu, selbst die Verfassung des Reichs immer mehr zu vervollkommnen. Denn der Souverain, er sey Einzelner oder bestehe aus einem mehrfachen Personale, repräsentirt den Willen der ganzen Nation; er muß also auch aus dem allgemeinen Willen handeln, beybehalten und ändern, je nachdem es die Wohlfahrt im Ganzen erheischt. Und dieses ist ja auch gar nicht ohne Beyspiel. Weise Souveraine haben dieses zu allen Zeiten gethan, wie wir noch aus den neuern Beyspielen eines Friedrichs und eines Josephs in ihren Staaten gesehen haben.

Gesetzt also, es verstieße die Erblichkeit des Adels in seinem ganzen Umfange gegen die nunmehro berichtigten Grundsätze einer gesunden Politik, so wird es dem Souverain obliegen, hierin die dienlichen Veränderungen zu machen.

Geschiehet dieses durch die gesetzgebende Macht, so mag es vielleicht hier und dort Unwillen erregen, allein die Sache selbst wird demungeachtet vor sich gehen, weil ihr nebst der ausübenden Gewalt auch noch der allgemeine Wille (die Mehr-

Digitized by Google

heit der Nationalstimmen) zur Seite geht. Denn der allgemeine Wunsch muß immer voraufgehen und diesen kann man voraussetzen, sobald es evident ist, daß die projektirte Veränderung der allgemeinen Wohlfahrt zuträglich ist.

„Aber, sagen Sie, zweytens, man kann die Erblichkeit des Adels nicht modificiren, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, weil sie auf Verträgen beruht, die nicht gebrochen werden dürfen."

Hätte dieser Einwand nicht allein seine historische sondern auch moralische Richtigkeit, so wüßte ich gegen ihn nichts vorzubringen. Denn was man auf eine Pflicht zurückführen kann, das muß auch gehalten werden, wenn es gleich lästig seyn sollte. Allein es wird schwer halten eine Verpflichtung zur Aufrechthaltung aller adelichen Prärogativen auch nur historisch zu erweisen.

Ursprünglich sind die adelichen Güter entweder erworbenes Eigenthum oder Schenkungen von Fürsten wegen persönlicher Verdienste oder aus anderer Zuneigung. So lange der Eigenthümer eines oder mehrerer Landgüter Alleinherr für sich ist und mit seinen Bauern gleichsam einen eigenen Staat ausmacht, kann er freylich keine Verbindlichkeit haben, etwas von dem Seinen abzugeben. Allein dafür trägt er denn auch für sich alle Lasten und geht seine Gefahr. Verbindet er sich zu seiner eigenen Sicherheit mit andern und tritt nach und nach mit den Seinigen zu einem großen Staatskörper, so muß er allerdings auch für die Vortheile, welche ihm hieraus erwachsen, seine Verbindlichkeiten auf sich nehmen und diese modificiren sich denn gar nicht nach dem, was er allein will, sondern nach dem, was die Wohlfahrt des Allgemeinen erheischt. Er ist nun nicht mehr Alleinherr, sondern er ist Bürger eines

Staats, und als solcher muß er nun gerade so viel zuschießen, als auf sein Theil, im Verhältniß zum Ganzen, fällt. Hinfolglich darf er sich hier gar nicht auf erbliches Eigenthum berufen oder er muß ganz aus der Verbindung scheiden.

Sind aber die Güter Schenkungen von Fürsten, so muß man erwägen, daß der Fürst nicht mehr verschenken kann, als er hat; und wiederum, was er verschenkt, muß sein Eigenthum seyn. Nun ist es allerdings richtig, daß die Fürsten Güter an verdiente Personen mit mehrern Prärogativen hingaben. Allein, das was dem Beschenkten hierdurch zufloß, entbehrte auch wiederum der Fürst, nicht der Staat, und so lange es hierbey bleibt, kann sich die Nation darüber nicht beschweren. Allein die Zeit hat es gelehrt, daß sich die Bedürfnisse der Fürsten vermehrt und bey weitem nicht von dem bestritten werden können, was ihnen aus ihren eigenen Domainen zufließt. Sie müssen also vom ganzen Lande herbeygeschaft werden. Können sich nun diejenigen davon ausnehmen, welche ehemals so reichlich beschenkt worden sind? oder mit andern Worten: konnte der Fürst Schenkungen machen, die mit der Zeit sein eignes Vermögen übersteigen und sich an denen schadlos halten, die nichts von ihm bekommen hatten?

Wenn der Fürst für seine Person verschenkt, so muß er es auch für seine Person entbehren können, verschenkt er aber im Nahmen des Staats, so muß es auch zum Wohl des Staats seyn, und muß sogleich wieder aufhören, als das allgemeine Beste darunter leidet.

Hierbey muß man noch bedenken, daß die Prärogativen der Rittergüter in alten Zeiten nicht so beträchtlich waren wie jetzt. Unter demselben Prätext wachsen ihre Vortheile indem die Lasten der übrigen Stände zunehmen.

Digitized by Google

Wie es mit den Gütern, so ist es auch mit dem Personale des Adels. Die ersten Belohnungen der Person konnten zuläßig und für den Fürsten und Staat erträglich seyn. Allein da die Freyheiten in der Descendenz vervielfacht werden, und mit der Zeit zur Ungebühr aufschwellen, so steht es allerdings dem Fürsten sowohl für seine Person als auch für ihn als Souverain des Staats wohl zu, hierin Einschränkungen zu machen, welche die Umstände annöthigen.

Es ist also die Erblichkeit adelicher Prärogativen erstlich nicht historisch zu erweisen. Denn es müßte in ihren Verschreibungen heißen, daß sich der Fürst für sich und im Nahmen des Staats anheischig mache, ihnen ihre zugewilligten Prärogativen in einer unendlichen Vervielfachung des Personale und der Realien zu halten, selbst wenn die Subsistenz des Fürsten und des ganzen Staats dadurch erliegen sollte. Das hieße denn auch: „wenn selbst der Adel an sich dadurch zu Grunde gehen sollte.“ Denn sinkt ihm die Unterlage, welches der Staat ist, so muß er selbst hinterdrein zerfallen. Dieß sind nun Ungereimtheiten, in die kein Fürst weder für sich noch als Souverain je gewilligt hat und die der Adel selbst nicht gut heißen kann, wenn er seinen Stand mit etwas mehr als einem selbstsüchtigen Auge betrachtet.

Noch weniger kann man die adelichen Prärogativen unter dem Schein des Rechtens (moralisch) behaupten. Recht ist das, was jemand nach einer allgemeinen Einstimmung verlangen kann. Eben so allgemein und evident muß auch die Pflicht, es zu leisten, einleuchten. Denn alle positive Rechte gründen sich auf das Naturrecht, wie alle besondere Pflichten auf ein allgemeines Moralgesetz. Um also etwas als Recht zu erweisen, muß man zeigen, daß die Anforderung als ein besondrer Fall unter die allgemeine Formel des

Rechts gehöre, das heißt nun, daß ein jeder Mensch unter denselben Bedingungen dasselbe zu fordern befugt sey. Nun nehme man den Fall. Ein Theil der Staatsbürger verlangt Prärogativen, welche sich in der Descendenz der Familien nicht allein vervielfältigen, sondern auch durch eine Ausdehnung über mehrere Artikel so sehr anwachsen, daß der andere weit größere Theil der Staatsbürger darunter am Ende erliegen muß. Soll dieses Verlangen gerecht seyn, so muß es sich auch auf alle Staatsbürger, im gleichen Verhältnisse ausdehnen lassen, welches nicht möglich ist, weil es der Forderung selbst widerspricht. Folglich ist sie an sich auch ungerecht, und weit entfernt, daß durch ihre Einschränkung ein Recht sollte gekränkt werden, ist vielmehr die Weigerung des Staats gegen eine solche Forderung nichts anders als die Reklamation eines Rechts, was nie veräußert werden konnte und sollte.

Es ergiebt sich demnach hieraus, daß die Berufung des Adels in Ansehung seiner erblichen Prärogativen als auf ein gegründetes Recht weder historisch noch moralisch erwiesen werden kann. Als Thatsache ist ihnen nie eine solche Ausdehnung ihrer Vorzüge zugesichert und als Rechtssache involvirt sie einen lauten Widerspruch.

Endlich drittens führen Sie einen politischen Grund zur Aufrechthaltung der erblichen Prärogativen an. „Der Adel, sagen Sie, formirt ein feststehendes Korps von Bürgern in einem Staate, hängt mit mehr Neigung an sein Vaterland, weil er mehr wie alle andre zu verlieren hat, und ist auf solche Weise die stärkste Stütze der Monarchie.“

Dieses hat in gewisser Rücksicht seine Richtigkeit, allein es ist dieses theils dem Adel nicht ausschließend eigen, theils giebt es keinen Grund an, warum nicht dessen ungeachtet solche Einschränkun-

Digitized by Google

gen gemacht werden dürften, welche das allgemeine Wohl des Staats erheischt.

Es ist durch die Erfahrung bekannt, wenn es auch nicht schon aus bloßer Vernunft eingesehen würde, daß Gesinnung und Charakter nicht an Stand und Würden, sondern an der Person allein haften. Die Geschichte aller Staaten zeigt viele und merkwürdige Beyspiele von Kleingeist, Untreue und Verrätherey, welche nicht von Bürgerlichen, sondern von Adlichen aus großen und berühmten Familien verübt wurden. Selbst große Revolten wurden mehrentheils von dem Adel angefangen und unter dem Beystand der untern Stände ausgeführt, wie unter andern die Geschichte des Abfalls der Niederlande von Spanien dokumentirt. Wenn sich der Adel gegen die Empörungen je setzte, so geschah es gewiß nicht aus Devotion gegen den Monarchen, sondern aus Fürsorge für ihr eignes Interesse. Dieses wäre z. B. bey Frankreich jetzt auch sehr leicht zu zeigen. Man kann deßhalb eigentlich nicht sagen, daß der Adel anhänglicher an die Monarchie ist um der Monarchie willen, sondern nur um seines Vortheils willen. Leidet dieser darunter, so wird er sich eben so sehr widersetzen als jeder andre. In Schweden z. B. war es nur der Adel, mit welchem der König zu kämpfen hatte, und welcher die Armee zum Ueberlauf zu den Russen verleiten wollte. Ein Adelicher war's, welcher die abscheulichste Verrätherey gegen den unsterblichen Friedrich im siebenjährigen Feldzuge verüben wollte, und ein Bürgerlicher war's, welcher sie entdeckte.

Indessen soll dieses kein gehässiges Licht auf den ehrwürdigen Stand überhaupt werfen; ich will dadurch bloß zu Gemüthe führen, daß die Gesinnung und vaterländische Treue nicht am Stande, sondern an der Person haften und daß selbst der Adel, sobald es nur sein Interesse mit sich bringt, nichts weniger, als

Digitized by Google

eine bleibende Stütze der Monarchie ist. Nur dann, wenn bey einer Staatsveränderung seine Prärogativen mit Gefahr laufen, wird er sich an den Monarchen anschließen und eine scheinbare Treue zum Vorwand der Behauptung seiner für den Staat zulästigen Vorzüge beweisen. Man lasse die doppelte Repräsentation der Bürger aus der Pariser Nationalversammlung scheiden, räume bloß dem Adel und der Geistlichkeit die Legislatur ein, lasse ihnen ihre Vorzüge, und zu Gunsten derselben noch neue Gesetze machen; so wird man sich um den König nicht bekümmern und auf den Trümmern der Monarchie eine Aristokratie errichten. Und ich weiß nicht, ob ein König sich bey einer gleichen Repräsentation aller seiner Staatsbürger nicht besser befindet, als wenn er bloß von dem Willen weniger Aristokraten abhängig ist. Die Zeit wird es lehren, daß die Liebe und Achtung der Franzosen gegen ihren König gewiß in dem Maße zunehmen wird, als er sie nun nach einer allen seinen Subjekten gleich zuträglichen Gesetzgebung regiert. Was kann auch ein König, der alles hat was sein Herz wünscht und bedarf, wohl noch lieber wollen, als alle seine Unterthanen so viel möglich zu beglücken, und wie kann dieses besser erfolgen, als wenn er sie nach Gesetzen regiert, die aus einem allgemeinen (nicht aristokratischen) Willen abgenommen sind.

Jetzt, nachdem ich Ihre Einwürfe beantwortet habe, will ich Ihnen noch kürzlich meine Idee detailliren, wie ich glaube, daß Regierung, Adel und Bürger sehr wohl mit einander bestehen können.

Das gesetzgebende Korps muß die ganze Nation oder ihre gleichmäßige Repräsentation seyn, wenn man nehmlich solche Gesetze beabsichtigt, die nicht allein für alle geltend, sondern auch beglückend seyn sollen. Findet eine solche Repräsentation nicht

Digitized by Google

ſtatt, ſo muß doch der Geſetzgeber, er ſey König oder Ariſtokrat, dieſelbe denken und bey jedem Geſetze, das er giebt, allezeit wohl überlegen, ob es auch aus dem allgemeinen Willen der Nation abgenommen ſey.

Mit der Legislatur ſteht die ausübende Gewalt in der genaueſten Verbindung. Dieſe vollzieht, was jene entwirft. An der Spitze der vollziehenden Macht ſteht der König. Dieſer iſt der erſte Beweger der ganzen Organiſation, Oberhaupt und erſter Diener des Staats zugleich und macht mit allen Staatsbedienten die Regierung aus.

Wo es welche giebt, die für das Wohl des Staats wachen und arbeiten, da werden ſich auch welche durch beſondere Verdienſte auszeichnen, und dieſe iſt der Staat wiederum gehalten, auf eine auszeichnende Weiſe zu belohnen. Politiſche Verdienſtlichkeit muß eine politiſche Erkenntlichkeit zur Folge haben. Hier iſt die Quelle des Adels. Der Staat muß Verdienſte belohnen, wenn er will, daß ſich welche um ihn verdient machen ſollen. Dieſe Belohnungen beſtehen nun in Abzeichen der Ehre und äußerlichen Vortheilen. Das nun allmälich entſtehende Korps von Perſonen, welche der Staat wegen ihrer Verdienſte mit Abzeichen der Ehre und angemeſſenen Vortheilen belohnt hat, macht nun den Adel im Staate aus.

Wir wollen denken, daß der gröſeſte Theil des Adels dieſen würdigen Urſprung habe, denn die mitunterlaufende Erſchleichungen mögen den Wahrhaftedlen nicht zum Vorwurf gereichen.

Ich frage nun: iſt irgendwo ein Adlicher, welcher nicht dieſen Urſprung prätendirt? Kann er es gut heißen, daß auf eine unwürdige Art die Abzeichen der Ehre verſchwendet und unverdiente Vortheile vergeudet werden? Kann er es wollen, daß ſeine Klaſſe mit unwürdigen Subjekten ins Unendliche vermehrt werde?

Digitized by Google

Kann er es wollen, daß gerade der Stand, welcher die Zierde des Staats, und eine Folge der Erkenntlichkeit deſſelben iſt, nun eben dieſem Staate eine drückende Laſt und ein aufgeworfener Damm gegen allen fernern Emporſchwung glänzender Talente und Verdienſtlichkeit ſey?

Und doch hängt dieſes mit den gangbaren Vorurtheilen vieler dieſes Standes aufs genaueſte zuſammen. Nicht zufrieden mit der Ehre und den Vortheilen, welche der Staat ihren verdienten Ahnen ertheilte, wollen ſie dieſelbe ohne Verdienſt und in abſteigender Linie mit unendlicher Vervielfachung durch Erblichkeit haben. Nicht zufrieden mit der Erkenntlichkeit des Staats gegen die Perſonen in ihren Aemtern wollen ſie als Erben des Nahmens und Eigenthums auch ein Vorrecht haben, vor allen andern Staatsbürgern in dieſelben Aemter zu treten, ja ſehen ſcheel dazu, wenn irgend ein anderer neben ihnen dieſelbe Karriere macht. Nicht zufrieden mit der Erbſchaft des Eigenthums ihrer Vorfahren wollen ſie auch noch das durch bloßen Nahmen und Geburt haben, was ſich jene durch Talente und Verdienſte erworben und was nur Talenten und Verdienſten ſeiner Natur nach zu Theil werden kann.

Wenn nun dieſes Vorurtheile ſind, die den Adel ſelbſt entehren, und die, wenn ſie in ihrer ganzen Ausdehnung begünſtigt werden, den Verfall des Staats ſelbſt nach ſich ziehen, ſo muß ſowohl die Regierung, um von ihrer Pflicht nicht zu weichen, als auch der Adel ſelbſt, um ſeine Würde nicht zu verleugnen, hier Einſchränkungen machen, welche einer geſunden Politik angemeſſen ſind Man fragt alſo, welche Grenzen wird ſich der Adel, als der Stolz der Nation und das Korps der verdienteſten Perſonen des Staats, ſelbſt ſetzen, um ſeine Würde und den Zweck ſeiner politiſchen Exiſtenz zu behaupten.

Ich

Ich antworte: Er wird auf alle diejenigen Prärogative Verzicht thun, welche nicht mit dem Wohl des Staats bestehen können. Folglich wird er das Recht der Erblichkeit dahin einschränken, daß er nur in dem Besitz des Vermögens seines Vorfahren kommt, nicht aber besondere Prärogative auf sich überträgt, welche nur der verdienten Person zukommen, und mit deren Abgang dem Staate wieder anheim fallen. Es ist Vortheil genug für den Erbnehmer, daß er durch die Verdienste seines Vorfahren begütert und dadurch in den Stand gesetzt wird, sich vor vielen seiner Mitbürger zu bilden und einer gleichmäßigen Erhebung würdig zu machen. Es wird also der Abkömmling eines Geadelten in den Stand aller Staatsbürger zurücktreten, mit ihnen gleiche Lasten tragen, gleiche Abgaben entrichten und weiter keinen Anspruch auf Bedienungen im Staate machen, als wozu er sich durch Talente und Kultur qualificirt, auf weiter keine Vorzüge und Ehrenzeichen rechnen, als deren er sich durch Verdienste selbst würdig gemacht hat.

Die guten Folgen hiervon leuchten in die Augen.

1) Der Adel wird alsdann nicht zu zahlreich, weil unter den Descendenten immer diejenigen wieder ausscheiden, welche sich nicht durch persönliche Würdigkeit behaupten können.

2) Dem Staate wird eine unnütze Last abgenommen, indem die dem Verdienste ertheilten Vorzüge mit dem Abgang der Person aufhören, folglich sich nie zur Ungebühr vervielfältigen können. Dadurch bekommt

3) Der Staat freye Hand, die emporkeimende Talente und Geschicklichkeiten hervorzuziehn und Verdienste nach Würden zu belohnen.

4) Indem keine erbliche Ansprüche auf Staatsbedienungen statt finden, so kann der Souverain alle Stellen mit tüchtigen

Subjekten besetzen und die Administration wird sich in guten Händen befinden.

5) Es wird sich niemand über Ungerechtigkeit zu beklagen haben, indem nicht allein alle Lasten des Staats von allen seinen Bürgern gleichmäßig getragen werden, sondern auch jedem der Weg der Ehre offen ist und bey Besetzung der Aemter nicht Nahme und Geburt sondern Talente und Kultur entscheiden.

6) Da ferner das jedesmal subsistirende Korps der Adlichen aus Personen besteht, welche die Abzeichen einer verdienten Ehre tragen und die Vorzüge der Verdienstlichkeit genießen, so werden sie nie ein Gegenstand des gerechten Unwillens sondern der Achtung und Liebe seyn.

Es ist also gar nicht nöthig den Adel zu vernichten, sondern ihn bloß auf das einzuschränken, was seine wahre Ehre ausmacht; um ihn in einem wohleingerichteten Staate nicht allein zulässig, sondern auch noch ersprießlich zu finden. Dadurch, daß er eine Klasse vorzüglich verdienter und vorzüglich belohnter Staatsbürger ausmacht, schwindet nicht allein aller Nachtheil, welchen man ihm bisher, zum Theil mit vielem Rechte, beygemessen hat, sondern es hat diese Einrichtung auch noch wesentliche Vortheile für den Staat. Denn Theils entledigt sich der Staat dadurch seiner Pflicht, daß er gegen Verdienste erkenntlich ist, theils setzt er dadurch seinen Subjekten ein würdiges Ziel des Bestrebens und erweckt die Talente und Fähigkeiten aus ihrem Schlummer.

Wiederum ist aber auch nicht zu leugnen, daß, wenn in der bisher bestehenden Einrichtung des Adels keine wesentliche Aenderung gemacht wird, dieses die Unzufriedenheit der hintenangesetzten Bürger immer mehr erregen und den Staat in seinen Verfall unausbleiblich hinziehen müsse. Die Sache ist klar und bedarf kaum noch einer Erörterung.

Digitized by Google

Es ist immer nur ein Mann, welcher aus Verdienst geadelt wird, auf alle seine Abkömmlinge kommt es durch Erbschaft. Nun werden immer mehr hinzu geadelt als abgehen; folglich muß sich die Zahl der Noblesse immer mehr vermehren. Dieses lehrt auch die Erfahrung. Denn die Menge des jetzigen Adels übertrifft die Zahl der Vorzeit um vieles und in der Folge werden der Nobilitirten immer mehr seyn. Nach den bestehenden Erbschaftsrechten (und was diese nicht enthalten, wird die Gunst ersetzen), sind sie nicht allein von vielen Staatsabgaben frey, sondern prätendiren auch ein Vorrecht zu allen Staatsbedienungen. In der Folge werden die Nobilitirten alle Bedienungen einnehmen, und die Bürgerlichen nichts wie Lasten zu tragen haben; und wenn denn nur die Geburt zu Aemtern qualificirt, wenn die Freyheiten der Adelichen das Vermögen der Belasteten übersteigen, muß da nicht eine üble Verwaltung des Staats und der Ruin der andern Stände unausbleiblich erfolgen?

Ich sehe daher keinen andern Ausweg für den Staat, als daß er den Adel, auf die wahren Schranken der Ehre zurückführe und gerecht gegen alle seine Bürger werde.

II.

Die Kunst, sein Glück in sich selbst zu finden.

An Rosalia.

Ja du hast Recht, aus unsern Herzen
Wächst was wir sä'en uns wieder zu;
Da pflanzt die Weisheit ihre Ruh,
Da sä't die Thorheit ihre Schmerzen,
Da sä't das Laster seine Pein.
O! da verblühet mancher Morgen,
Den leere Abende bereun;
Da hüllt die Tugend sich verborgen
In ihre stille Pflanzung ein,
Die ihr kein Erdensturm zerwehet.
Wer unzufriedne Wünsche säet,
Der erndtet Mißvergnügen ein!
Ein gutes Feld ward uns vertrauet,
Und wehe dem! der dieses Feld
Mit edlern Früchten nicht bebauet,
Und Dorn und Disteln drauf bestellt!

O Freundinn, wenn's doch viele wüßten,
Was nah in ihren Herzen liegt.

Digitized by Google

Sie schifften nicht nach fernen Küsten,
Wo jede Hoffnung sie betrügt.
Die Ferne täuscht, Erwartung lügt,
Macht Paradies' aus jeder Klippe,
Läßt Feeninseln rasch entblühn:
Allein, was junges Leben schien,
Wird in der Nähe zum Gerippe,
Vor welchem alle Freuden fliehn!
Dann reißt die Wahrheit erst der Klippe
Den Schleyer der Erwartung ab.
Rosalia, von deiner Lippe,
Floß das so götttlich wahr herab! *)
Zu gern nur borgt das Herz die Schwingen
Der Phantasie, und sucht das Glück;
Verliert dann unter fremden Dingen
Des Lebens theuren Augenblick;
Nimmt alles mit auf seinen Zügen,
Und läßt — sich selbst verächtlich liegen,
Und kehrt dann, mit dem Mißvergnügen,
Getäuschter Hoffnung, arm an Glück,
Und reich an Seufzern, spät zurück
Aus seinen träumerischen Welten,
Um nun sich auf sein Mißgeschick
Bey guter Muße satt zu schelten.

Was jedem Gott für nützlich hielt
Gerade das ward ihm beschieden.
Der ist ein Thor der unzufrieden,
Nach dem, was er nicht brauchte, schielt:
Ein Sklav von selbstgewählten Fesseln,
Von wie viel Dingen hängt er ab?
Und so bestreuet er mit Nesseln,
Den Lebensweg bis an sein Grab;

*) Das Vorhergehende sind Ideen aus einem Briefe Rosaliens, der in der Ausgabe der Episteln vorangehn wird.

Den manche Rose zieren müßte,
Wenn sie sein Wahn zu pflücken wüßte,
Der ihn entfernt vom rechten Ziel!
Wie manches selige Gefühl
Verliert er in dem Rausch der Lüste,
In deren Tyranney er fiel!

Zäumst du dem Thoren seinen Stecken
Auf welchem er am liebsten sitzt:
So schleppst du ihn durch Dorn und Hecken,
Und wenn er gleich sich blutig ritzt.
Ganz auf die Hoffnung hingestützt,
Bald, auf den lichten, goldnen Auen,
Wo er die Freude ewig glaubt,
Ein Götterleben anzubauen:
Fällt sein betrogenes Vertrauen
Wohl gar in eines Räubers Klauen,
Der das auch, was er hat, ihm raubt.
Verläßt den Kranken wohl die Plage,
Flieht er das Bett, auf dem er litt?
So nimmt der Thor in jede Lage
Die Krankheit seines Herzens mit;
Schleppt ewig sich mit seiner Bürde.
Die Gottheit hätte viel zu thun,
Ihn zu erhören, und er würde,
Was sie auch thäte, doch nicht ruhn.
Stets wähnt er, was ihn drückt und dränget,
Der Drang und Druck von außen her.
Sein Daseyn ist es, das so schwer,
Sinnverlästig an ihm hänget.
Erblickt aus sich hinaus, da sieht
Er leicht ein Glück, das unser Neider,
Der seiner müde ist, an sich zieht:
Er flieht sich selbst, und trifft sich leider
Da wieder an, wohin er flieht.

Digitized by Google

Ergreift die fressende Gangräne,
Die Unzufriedenheit, das Herz:
So frißt sie bis zur letzten Thräne
Die Ruhe weg, und diesen Schmerz
Kann nicht die Glücksgöttinn vergüten;
Und wär ihr allverblendend Erz
Noch blendender, sie mag es bieten,
Umsonst! es nährt vielmehr den Schmerz.
Denn diese Furie, die immer
Umherschleicht, liebt kein Halmendach.
Sie folgt, gelockt von seinem Schimmer,
Dem Ueberfluß zum Pallast nach.
Da sitzt in seinem öden Zimmer
Der ewig dämmernde Lupin,
Dem königliche Gärten blühn.
Auf seinen hundert Weizenfeldern
Grünt ihm kein Halm Zufriedenheit.
Die Zeit würgt ihn, und er die Zeit;
Er gähnt sich hin zu seinen Wäldern,
In welchen sich sein Schäfer freut.
Doch sieh! wie neben ihren magern
Allein gesunden Speisen sich
Zufriedne Hüttenwohner lagern,
Und froher sind, als du und ich.

Lizin war's, den die Hoheit rührte,
Der, außer daß ein Ordensband
Ihm seine Freyheit strangulirte,
Doch nie die Höh', auf der er stand,
So hoch als seine Wünsche fand.
Wo ist der Platz, auf dem hienieden
Des Stolzes Wünsche stille stehn?
Laß ihn auch Thron auf Thron erhöhn;
So wird er, gleich dem Philippiden,
Noch seufzend nach dem Monde sehn!

Markolfen dienten alle Freuden.
Er winkt', und eine ganze Schaar
Von Händen strömt' ihm zu, und war
Bereit ihn aus und anzukleiden.
Er konnt' in eignem Wald sich satt
Und seine Rosse müde jagen;
Rasch flog mit ihm ein goldner Wagen
Durch die Bewunderung der Stadt,
In seinen Garten ihn zu tragen.
Da sah er Odens Wogenfluth,
Er sah, wie in der vollen Gluth
Der aufgeblühten Morgenröthe
Der Purpur seiner Flagge wehte,
Die seinen Reichthum trug. Der Thor
Hob kaum noch aus dem Ueberflusse,
Der ihn umgab, sein Haupt empor,
Und starb zuletzt — an dem Verdrusse,
Daß er sein kleinstes Schiff verlor.

Bidulf entsprang den frühern Jahren,
Mit einem leichten frohen Sprung,
Und traf, mit schön gelockten Haaren,
Ein Mädchen, gleich den Minnejahren,
Die ihn umtanzten, froh und jung,
An Geist — nur nicht so lieberfahren —
Wie Ninon einst und Babet waren,
In Amors Myrthendämmerung.
Er sahe sie, von ihren Lippen
Floß Weisheit, welche sanft ergötzt,
So sanft als hätt' aus Aganippen,
Der Silberspringel sie benetzt;
Im Auge Himmel, wo sich lieblich
Die Unschuld mit der Liebe küßt,
Und kurz, er sah, was sonst noch üblich
Zu sehn mit Liebesaugen ist.
Da fühlt' er nie gefühlte Triebe,

Fühlt' ein Verschwinden seiner Ruh,
Und schwur bey seiner ewgen Liebe,
Der Huldinn ewge Treue zu.
Und alle seine Wünsche zogen
Nun aus der Fremde sich zurück,
Wie Schwalben zu dem Lenz, und flogen
Um ihren Wink, um ihren Blick.
Da schwebt' aus Paphia's Gehegen
Das Täubchen sonder Ahndungsharm,
Der ewgen Lieb' und Treue wegen,
Dem frohen Jüngling in den Arm.
O welch ein Himmel! welche Fülle
Von Seligkeit! Kein Ideal
Der Lieb' aus einem Schäferthal
In Geßners zärtlichster Idylle,
Verdunkelt dieß Original.
Allein bald ändert sich die Scene,
Noch eh der Lenz zurückgekehrt.
Bidulf fand eine andre Schöne,
Auch seiner ewgen Liebe werth.
Nun brannt' ihn Hymens Fackel dunkel —
Das hat sie freylich an der Art! —
Und gern hätt' er, wie Priester Bunkel,
Nachher noch sechsmal sich gepaart.

So könnt' ich, sieh, wollt ich dich quälen,
Von einem großen Thorenschwarm
Drey Tag' und Nächte dir erzählen:
Dir würd' es an Geduld nur fehlen,
Ich aber würd' an Stoff nicht arm!

Ist's wahr, daß Glück an Gold und Seide,
An Ehre hängt, die leicht zerrinnt,
So leicht, als sie ein Narr gewinnt,
Rosalia, dann ist die Freude,
Bey Gott! ein allzuschwächlich Kind,

Das kaum die purpurhaft gefärbten
Die süßen Morgenstunden trinkt,
Und dann ins Grab, an der geerbten
Hinfälligkeit der Eltern sinkt.

Die Hoheit, dieser arme Schimmer,
Durchschwindelt manches schwache Haupt.
Was lehrt er? Daß der Mensch noch immer
Zu wenig an sich selber glaubt.
Glaubt er an sich, und an die Stärke
Der Seele, die der Glaube schafft:
Was braucht es dann der Außenwerke,
Die blind sein Wahn zusammenraft?
Kann Etwas Werth dem Menschen geben,
Was minder ist als Mensch? Was kann
Den Menschen übern Menschen heben?
Sprich! nenne mir den Talisman!
Das ist gewiß ein nacktes Leben,
Das sich in einem Umhang bläht,
Der seine Blöße nur verräth!
Und doch ist's möglich, daß der Weise
So wenig seine Würde fühlt,
Daß sich sein Blick, vom Lorbeerreife
Hinweg, zu jenem Umhang stielt,
Worin, vor einem großen Kreise,
Der Hochmuth seine Farcen spielt.

Racine, der es wohl verdiente,
Daß herrlich ihm der Lorbeer grünte,
Den Frankreich ihm entgegentrug,
War sich Racine nicht genug,
Daß er durch seine Schmeichelsünden,
Mehr als durch sich, zu Ludewig
Dem Eitlen, aus den stillen Gründen
Der Schöpfung eigner Freuden stieg?
Und warum schnappte der Beglückte,

Digitized by Google

Der hohe Dichter, nach der Luft
Des Hofes, die er durch den Duft
Des Weihrauchs immer mehr verdickte,
Bis dann die ungesunde Luft,
Für Seel' und Leib, ihn selbst erstickte?
Konnt' er, wenn's ihm auch besser glückte,
Wohl höher als Racine stehn? *)
Kein Ludwig konnt' ihn in den Hallen
Der Kunst, für die er lebt', erhöhn:
Als Höfling aber konnt' er fallen!

Wer außerhalb sich selber lebt,
Wird stets nach irgend etwas dürsten,
Das auf des Zufalls Spitze schwebt.
Oft ist's ein Magenkrampf des Fürsten,
Der diesen stürzt und jenen hebt;
Oft noch was schlimmers, das die Posse
Des Steigens und des Fallens lenkt,
Den Mann verstößt, und einem Rosse
Das Konsulat der Römer schenkt.
Arist, den Sonnenäther tränkt,
Glänzt stolz herab auf niedre Welten:
Giebt dir das aber Werth, Arist,
Was niemals, oder selten, selten!
Einmal die Frucht des Werthes ist?
Es sey auch, was es sey, Arist,
Dort das Gestirn auf deinem Herzen:
Nie leuchtet's in dein Herz hinein,
Um da die Nebel zu zerstreun,
Um da die Sturmnacht zu entschwärzen,
Die sich zu deiner Ruhe drängt,
Die oft ihr Graun, selbst um die Kerzen
Bey deinen Gallatagen, hängt.
Und wird der Freundliche, der gestern

*) „Wer nicht Erasmus seyn kann, braucht eine Bischofsmütze, um Etwas zu seyn," sagt La Brüyere.

In deinem Weine sich berauscht,
Und heut auf deine Schwächen lauscht,
Dich darum weniger verlästern,
Weil dein Champagner ihn berauscht?
Und thut er das nicht, desto schlimmer!
Du weißt, wie grausam mancher schweigt,
Und wie vertheidigend man Trümmer
Des Hingestoßenen besteigt.
Das Lob hat selber eine Schlange
Zu seinem Dienst. Wer dich erhob,
Küßt seinen Mord auf deine Wange:
Du stirbst — durch ein vergiftet Lob.
Wenn alles deinem Stolz gelinget:
Eins glückt ihm nicht. Vergebens wacht
Hygea's Kunst, wenn schnell die Nacht
In deine lichten Tage dringet,
Und, vor den Augen deiner Macht,
Dein Leben matt nach Leben ringet.
Da steht dein ganzer Hochmuth nun,
Und siehst, — ohnmächtig, mehr zu thun, —
Gleichgültig deine Lipp' erblassen.
Du mußt, du mußt einmal geruhn,
Zum Sklaven dich herabzulassen,
So weit dich auch dein Monument,
Von seinem armen Staube trennt,
Der sich vielleicht im Kranz der Aeste
Des Aborns regt, vom Lenz umhaucht,
Wenn die Verwandelung deine Reste —
Wer weiß? — zu einer Nessel braucht.
Bedecke durch dich selbst die Blöße,
Vor der du fliehst, und fliehe nicht,
Als zu dir selbst, zu einer Größe,
Die ist, was sie zu seyn verspricht.

Wahr ist's dann, Freundinn, von den Gaben,
Die wir dem Glück zu danken haben,

Digitized by Google

Macht keine wirklich reich und groß!
Du schlummerst in dem weichen Schoß
Des seidnen Pfühls, und dort der Frohe,
Den jetzt sein Tagewerk verläßt,
Schläft zwar auf seinem harten Strohe
So weich wie du nicht, aber fest.
Du stillest Wünsche, seine schweigen;
Er schläft nur fest, du schlummerst weich:
Nun zieht die Summen unter euch,
Wohin wird sich der Vorzug neigen?
Mich dünkt die Summen sind sich gleich,
Wenn wir das abziehn, daß du vieles
Bedarfst, eh sich dein Wunsch erfüllt,
Indeß sein Wunsch, statt des Gewühles
Von zwanzig Händen, selbst sich stillt.

Bedürfniß, wenn's an seinem Angel
Leicht die Befriedigung auch fängt,
Ist wahre Armuth, wahrer Mangel,
Der fest an unsrer Ruhe hängt.
Die Dinge, die den Mangel nähren,
Die hängen minder fest daran;
Denn all' die Güter, Gold und Ehren,
Gehören nicht dem stolzen Mann,
Der sie verschwelgt; nein sie gehören
Dem Zufall, der sie nehmen kann!
Bedürfniß, wie der Mann auch spöttelt,
Der alles haben kann, erbettelt
Von fremden Dingen seine Ruh.
Je mehr wir, Freundinn, nun bedürfen:
Je ärmer sind wir nur, und würfen
Uns alle Zonen alles zu.
Ist's nicht beschwerlich, zu bedürfen;
Und ist's nicht leichter, seinen frisch
Gekühlten Felsenquell zu schlürfen,
Am leicht besetzten Mittagstisch?

Digitized by Google

Und doch sind wir, Trotz den Beschwerden
Der Armuth, so erfinderisch
In allen Künsten, arm zu werden,
Und dennoch schlinget, durch die Flur
Des Lebens, sich dahin vom Neide
So manche viel betretne Spur!
Im Schoß der Tugend liegt die Freude;
Sie liegt im Schoße der Natur!
Und beyde fliehn ja nicht den Sucher;
Die Tugend reicht ja gern die Hand
Dem, der sie will; belohnt mit Wucher
Das Herz, das sich mit ihr verband.
Die Tugend baut mit eigner Hand,
Sie baut selbst mitten in Getümmel
Der Welt voll Trug und Eigennutz,
Sich ihren Himmel, und ihr Himmel
Nimmt seine Tugend dann in Schutz,
Daß sie der Weltrausch nicht ermüde.
O welche Stille! welcher Friede!
Des Lasters Jubelton betäubt,
Ist Kriegslärm, das vom Ohr das Röcheln
Des sterbenden Gewissens treibt;
Es saugt aus jedem milden Lächeln
Des Lebens Selbstverlust und Pein;
Es kann nur jauchzen, nicht sich freun;
Kann nur berauscht, nicht fröhlich seyn!
Wer wird den armen Schlummrer wecken,
Der diesen Schlaffelch trank? Zu spät
Wird er die Finsterniß entdecken,
Die sich heranschlich, und die Schrecken
Der Gegend einhüllt, und verräth.
Wer, in dem Labyrinthschlängel
Des Lebens, die Vernunft erschlägt,
Und das Gewissen tödtet, trägt
Und fühlet nur der Menschheit Mängel,
Stößt ihren Stolz aus sich hinaus,

Digitized by Google

Und löscht im Menschen einen Engel,
Im Leben einen Himmel aus!

Die göttliche Vernunft erheitert
Den Kreis des Herzens, sie erweitert
Das enge Daseyn selbst, sie macht
Daß unsre Tugend in der Nacht
Der dunkeln Täuschung minder scheitert!
Zwar gab uns die Natur ein Blut,
Das gern dem Dienst der Tugend huldigt;
Das nicht, wie man's oft falsch beschuldigt,
Ihr ewig feindlich Abbruch thut:
Doch darf die Tugend sich den Wogen
Des Bluts allein nicht anvertraun;
Zu leicht nur wird sie von dem Schaun
Des wahren Zieles abgezogen.
Von ihrem Kranze selbst betrogen,
Wenn ihn die Eitelkeit ihr wand,
Reicht aus dem Wellenschlag der Wogen
Sie der Pilotin ihre Hand.
Nun schwebt sie sichrer durch die Spiele
Der Welt, und durch die Schwärmereyn
Der Feeninseln zu dem Ziele;
Nun fühlt sie schon den Götterhain,
Durch den der Weisheit Athem wehet;
Und nun, zur Weisheit selbst erhöhet,
Nun pflanzt sie um die Einsamkeit,
Um ihres Lieblings stille Hütte,
Den Zedernhain, der seine Tritte
Mit ewig grünem Laub bestreut.
Da kömmt, ihm freundlich liebzukosen,
Die Freud', und die Zufriedenheit
Räumt Dornen weg, und krönt mit Rosen
Den Kelch, bey dem er sonder Neid
Sich seiner Seelenstille freut.
Er lebt mit sich im engsten Bunde;

Das was er liebt, ist wahr und ächt:
So wuchert er mit seinem Pfunde,
Und nie verkauft er eine Stunde
Der Thorheit; sie bezahlt zu schlecht.
Und die Natur, o! dieser treuen
Geliebten Freundinn ist er hold.
Wo sie die schönsten Schildereyen
Vor ihm so herrlich aufgerollt,
Da schwingt sich seine Seele höher
Zu ihrem würdigsten Beruf,
Beglückt zu seyn! da fühlt er näher
Das Wesen, welches alles schuf!
Entfernt von Weisen und von Göttern
Der Erde liest er, — ungeirrt
Von jedem Tand, der sie umschwirrt, —
In Sonnen und auf Myrthenblättern,
Was einst sich ihm enthüllen wird!
Und wenn, zur Zeit der Nachtigallen
Der Wald sich und die Wiese schmückt,
Wie ihrem Liebling zu gefallen,
Ihr Brautgewand die Braut sich stickt:
Wer kann ihm dann die großen Lauben
Des Hayns, die die Natur ihm flicht,
Wer kann die Ruh darin von Tauben-
Geflüster süß umgirrt ihm rauben,
Die aus dem Arm der Tagespflicht
Ihn gern empfängt; wenn um die Auen,
Die ihm, wenn alles ruht und schweigt,
Gedanken in die Seele thauen,
Der Tag sein Haupt auf Rosen neigt?
Bis nach dem ruhigen Erblassen
Des Himmels still, von den Terassen
Der Berge, Mondeshelle steigt.
Und nun blickt er in seine Seele;
Hält Rechnung mit sich selbst, und mißt
Sein Gutes gegen seine Fehle,

Und dankt es Gott wenn seine Seele,
So still wie seine Mondflur ist.
So schauet er aus seinem Himmel,
Das Herz voll Unschuld, ins Getümmel
Des großen Spiels der Welt, und fühlt
Erhabnen Gleichmuth bey dem Spiele;
Wie elend auch in dem Gewühle
So mancher seine Rolle spielt.
Und hat er selbst mit einer Miene,
Die eben nicht nach Beyfall zielt,
Auch seine Rolle durchgespielt:
Dann tritt er ab von einer Bühne,
Wo sich das Lob so oft verirrt,
Mit frohem Hinschaun seines Blickes,
Wo die Entwickelung des Stückes
Dem ersten Akt entsprechen wird.
Und wenn ihm feyerlich und labend
Die Ruh vom Ziel entgegenweht,
Dann sinkt er, wie ein Sommerabend,
Der still in Westen untergeht.
Nun leuchtet noch am Horizonte,
Den seine Tugend einst besonnte,
Die Gegend, wo er unterging,
Als ihn die andre Welt empfing.

So knüpft an diese Welt der Mängel,
O Tugend! deine sanfte Hand
Das hohe Vaterland der Engel
Der Ruhe süßes Vaterland.

Kann nun der Mensch, Trotz den Beschwerden,
Die, gleich den Kerkern, seine Ruh
Umkreutzen, hier nicht glücklich werden?
Ich sollt' es meinen! Was meinst du?
Er strebe nur, wenn ich nicht irre,
Ganz Mensch zu seyn! — Nicht mehr, als der;

Doch auch nicht minder! — Im Gewirre
Der Höhn und Tiefen um uns her,
Die beyde mit verschiednen Reitzen
Durch unsere Gefühle kreutzen,
Ist diese Kunst ein wenig schwer:
Allein wir sind für sie geboren,
Und dieß erleichtert sie schon sehr.
Das Mehr erhebt uns leicht — zu Thoren:
Das Minder macht uns Thieren gleich.
Schon manchen Menschen hat das Reich
Der Wesenheiten so verloren!
Das Thier ist, was es wird, sogleich;
Hüpft von der Mutter hin zur Weide,
Kennt seine Flur, kennt seinen Hain:
Nur Er, der Mensch, genießt die Freude,
Sein eigenes Geschöpf zu seyn!
Der Mensch, sagt man, wird von den Dingen
Zu sehr gedrängt, zu sehr zerstreut;
Zu leicht nur fällt er in die Schlingen
Der überlegnen Sinnlichkeit.
Er schwimmt auf seiner Oberfläche,
Verschwendet ihr sein Augenmerk;
Kurz, er ist schwach! — Gut! in der Schwäche
Liegt eben ganz sein Schöpfungswerk!
Im Streit und Widerstreit der Mängel,
Die sind der Schatten zu dem Licht!
Verfinstert nur den Schatten nicht;
So thut ihr schon genug! Das Licht
Erleuchtet sich von selbst. Um Engel
Zu werden, müßt ihr Menschen seyn!
Auch Engel sind wohl nicht so rein
Von allem Nichtglanz: Trotz den Sphären
Des reinern, wesenvollern Lichts,
Das ihnen strahlet! Wenn sie's wären:
Was wäre Engeltugend? — Nichts!

Digitized by Google

Ein wilder Gießbach droht Vernichtung.
Ihr gebt ihm, wenn ihr bloß ihn dämmt,
Schon dadurch eine andre Richtung,
Die eure Pflanzung nicht verschlämmt,
Die dann nur leise sie bewässert.
Ihr habt den Gießbach selbst alsdann
Nicht umgeschaffen, nicht verbessert:
Ihr wies't ihm seinen Lauf nur an.
Dieß, dieß that eure Hand, dieß kann
Und darf sie ihre Schöpfung nennen!
Die Tugend, laß es uns bekennen!
Reift bloß aus Mängeln erst heran;
Und drum ist sie für alle Wesen,
Die reifend zur Vernunft genesen,
Vom Griechen bis zum Hottentott!
Nur Gott ist Gott; in seinem Wesen
Ist keine Tugend, ist nur Gott.

O Freundinn! darf der Mensch es wagen
Noch seine Mängel anzuklagen?
Die Weisheit lehrt: Was ist, ist gut!
Sie giebt der Tugend selbst den Muth,
Sich, wenn sie Schwächen fühlt, zu tragen;
Sie flüstert leis' in unsre Klagen:
Daß langsam alles besser reift.
Auch Tugenddurst hat seine Grenzen.
Der Wunsch, der da hinüber schweift,
Der prüf', ob er nach ihren Kränzen
Nicht mehr, als nach der Tugend, greift!
So oft der Wunsch die Kraft bestreitet;
So folg' o Herz! dem Rath der Kraft,
Sonst wirst du, durch den Wunsch verleitet,
Aus Tugend minder tugendhaft.
Groß ist dein Feld. — Steht eine Blume
Zu weit, die blühte nicht für dich.
Die Tugend sieht nach ihrem Ruhme

Sich wenig um, sie lebt für sich;
Lebt still dahin in ihrem Gleise,
Bestellt zuerst ihr kleines Haus;
Geht eher nicht aus ihrem Kreise
Zu einem größern Kreis hinaus.
O lernte dieß doch unsre Jugend,
In welcher edle Funken glühn:
Sag! welche Pflanzung würd' uns blühn?
Man liebt zu sehr, mit seiner Tugend
Auf einen ofnen Markt zu ziehn!
Die Tugend, die nur an der Krücke
Des fremden Beyfalls wagt zu gehn,
Die giebt mit jedem Augenblicke
Sich der Gefahr hin, still zu stehn.

O Freundinn! glaub' an diese Lehre:
Die Tugend ist sich gleich! Du bist
So groß, so gut in deiner Sphäre,
Wenn du sie bis zur kleinsten Leere
Ganz ausfüllst, als der Seraph ist,
Der freylich eine größre Sphäre,
Doch auch mit größern Kräften, mißt.
Hier, dünkt mich, liegt die Kunst zu leben,
Die jeder preist, nicht jeder kennt!
Das Leben ist ein Instrument,
Von Gott uns in die Hand gegeben,
Von ihm zu Weisheit und Verstand
Ganz rein gestimmt: nur, Harmonien
Für Geist und Herz daraus zu ziehen,
Das überließ er unsrer Hand.
Da leyert freylich mancher Stümper,
An Geist und Herzen unserm Ohr
Sein unmelodisches Geklimper
Nicht ohne eignes Bravo vor,
Daß bey den feyerlichsten Stellen,
Auf die der jämmerliche Thor

Digitized by Google

Hinlächelt, uns die Ohren gellen.
Wie lieblich hallt aus Griechenland
Die edle Harmonie herüber,
Die Sophroniskus Sohn verstand!
Wie, Freundinn, oder hörst du lieber
Den Mann von Nazareth, den Mann,
Der auch für Tugend starb? Wohlan!
Ich folge dir zu den Oliven,
Die um sein Grab die Halle ziehn,
Wo die erhabnen Harmonien
Der größten Tugenden entschliefen!
War er's nicht, den der höchste Flug
Dem Palmenziel entgegentrug?
Der die Gefühle reiner Freuden,
Wie Funken aus den Seelen schlug?
Der in dem letzten Hauch der Leiden
Noch Menschenwohl im Herzen trug,
Um seinen Geist daran zu weiden?
O dieser Zauber hält uns fest;
Durchglüht uns, wie ein mildes Feuer;
Er reißt uns fort, daß ihren Schleyer
Die Seel' im Fluge fallen läßt,
Und reiner, seliger und freyer,
Ganz in die Harmonie gestimmt,
Von der sie glüht, in einer Feyer,
Worin ein Engel wurde, schwimmt!
Zu jenen feyerlichen Schwüngen,
Zu jener Virtuosenschaft,
Kann freylich nicht ein jeder dringen;
Doch hat ein jeder so viel Kraft,
Ein leidlich Stück herauszubringen,
Das nicht der wilden Phantasey
Zu rasche Uebergäng' entstellen,
Ein sieblich Stück vielleicht, wobey
Uns Thränen sanft ins Auge quellen,
Allein der Trägsinn überläßt

Das Instrument wohl gar dem Winde;
Da tönt es dann, so wie der West
Gerade drauf fällt, bald gelinde,
Bald stark, ohn' alle Melodie!
Doch nun genug Allegorie.

Gott gab uns selbst es in die Hände;
Und brauchte jeder nur das Licht,
Das ihm verliehen ward, er fände
Gewiß das Ziel, und fehlt' es nicht!
Man kann, wozu man will, sich machen:
Der Will hat hier ein freyes Spiel,
Ein jeder frage sein Gefühl!
Das täuscht nicht, leitet auch den Schwachen
Zum, näher ihm gesteckten, Ziel!
Der Himmel legt' in dieß Gefühl
Die Menschheit in Verwahrung nieder,
Dieß wahre Selbst, dieß reinste Glück
Des Menschen, fordert er einst wieder
Aus jenem Heiligthum zurück.
Allein, kann das Gefühl nicht trügen?
Ist's immer Wahrheit, was es spricht?
O wer's nicht zwingt, ihn zu belügen,
Nein den belügt es warlich nicht!
Wer wär' es auch, der uns belöge,
Wenn des Gefühles innrer Ruf,
Sogleich von Haus aus, uns belöge?
Gott selber, der es in uns schuf!
Der Wahn von angeerbter Sünde
Spukt nur durch manches alte Haus;
Denn die Vernunft blies diesem Kinde
Des Unsinns längst das Leben aus.

Der Mensch kann, wie das Vieh, sein Leben
Der Sklaverey der Sinne weihn;
Sich bis zu Engelsinn erheben,

Sich seines eignen Himmels freun!
Er kann die Stille seines Busens
Zur reinen Seligkeit erhöhn:
Er kann das Schlangenhaar Medusens
Um seine lauten Freuden drehn!
Er kann im Arm der Freyheit schlafen,
Mit ihrem schönsten Kranz geschmückt:
Sein Wille nur macht ihn zum Sklaven,
Und kein Tyrann, der ihn mit Strafen
Der Willkür und des Zwanges drückt!
Er kann ein Gott im schlechten Kittel;
Ein Teufel unterm Purpur seyn!
Zu allem hat er alle Mittel;
Und mußt ihm Gott sie nicht verleihn
Die Mittel alle, wenn er wollte,
Daß er, der Mensch, das Oberhaupt
Der Erde je das werden sollte,
Was dieses Vorspiel ihm erlaubt?
Denn konnt' er wohl von ihm verlangen,
Was nicht in seine Sphäre fiel?
Wenn's Menschenkräfte nie errangen:
Warum steckt er ihm denn das Ziel?
Wozu das ahndende Gefühl,
Das uns in seinem schönsten Fluge
Ein selbstbeständig Glück verheißt,
Das jede Fessel stolz zerreißt?
Beschworen sich denn zum Betruge
Des armen Menschen, Herz und Geist?
Zwar fällt sie uns nicht in die Hände,
Die Kunst des Lebens sich zu freu'n:
Geübt, errungen will sie seyn!
Wenn sie auch jeder Narr verstände,
Wär' ihr Besitz wohl noch ein Glück?

Es giebt nur wenig wahre Schmerzen:
Phantome trüben unsern Blick!

Zog wohl die Sonn' ihr Licht zurück,
Wenn Wolken ihren Himmel schwärzen?
Ein jeder trägt sein eignes Glück
Und seinen eignen Gott im Herzen.
Du, den ein Leiden niederschlägt,
Auf! wag' es an den Gott zu glauben!
Nichts kann dir einen Frieden rauben,
Den eine Gottheit hegt und pflegt.
Die Thorheit winselt unter Leiden,
Die bloß die Phantasie gemahlt;
Und um die Weisheit blühen Freuden,
Wozu das Glück, so laut es prahlt,
Auch nicht den kleinsten Heller zahlt.
Dem ist ein gnädig Lächeln heilig;
Er fühlt bloß dadurch sich erhöht,
Lebt bloß davon, und stirbt dann freylich,
Wenn ihm das Lächeln untergeht.
Wie die Ephemeris, die heute
Dem Grabmal ihres Nichts entfleugt,
Schon eines neuen Todes Beute,
Dahinstirbt, wenn der Tag sich neigt.

Das Glück entflieht mit wilder Schwinge;
Nur Tugend steht, und Wahrheit bleibt;
Wie auch die Ebb' und Fluth der Dinge
Ihr Wesen auf und nieder treibt.
Die Wahrheit, welch ein Quell von Wonne!
Nicht das mit Gold beladne Glück
Entzündet, in dem Augenblick
Der hohen Weihung, ihre Sonne,
Die einen Mann, der sie erstrebt,
Und wohnt' er arm in einer Tonne,
Hoch über jenen Stolz erhebt,
Der Alexanders Ruf erstrebt!

Allein es giebt doch manches Leiden,
Das unsre Ruhe untergräbt,

Digitized by Google

Zum wenigsten um unsre Freuden
So manchen schwarzen Faden webt;
Wogegen sich, es abzuwehren,
Trotz dem, was Muth und Weisheit lehren,
Umsonst in uns die Kraft erhebt.

Sieh die Natur! Von Licht und Schatten
Welch ein Gemählde! Lauter Licht
Würd' unsre Sehkraft bald ermatten.
Die Ruhe, die nichts unterbricht,
Verträgt mit unsrer Ruh sich nicht.
Empfinge wohl des Hirten Flöte,
Die im bethauten Busch erwacht,
Den Brautaufzug der Morgenröthe,
Wär' ihre Mutter nicht — die Nacht?
Kann diese so viel Reitz enthüllen:
O so verzeihst du auch gewiß,
Um solcher schönen Tochter willen,
Dem Schicksal jede Finsterniß,
Die deinem Herzen einen stillen
Und nie vergeßnen Tag entriß!

Hat nur das Unglück seinen Kummer?
Verlangt das Glück nicht seinen Muth?
Gefährlich, Freundinn, ist der Schlummer,
Der unter vollen Segeln ruht.
Und hörtest du nie von Verbrechern,
Die ungestraft von andern Rächern,
Das Glück mit eigner Hand erschlug?
Das Glück, das in versteckten Köchern
Für Ludwigs *) Hochmuth Pfeile trug,
Und bracht es nicht im schönsten Flug
Selbst einer Maintenon in Bechern
Der Hoheit tausendfache Schmach?

*) Ludwig der Vierzehnte, dem seine blutigen Siege die heftigsten Gewissensqualen zuführten, welche noch auf seinem Sterbelager ihn folterten.

Den Kummer, der im Schlafgemache
Aus ihrer Brust mit einem Bache
Zurückgepreßter Thränen brach?

Glaub nicht, daß Unglück elend mache!
Der Mensch, — es ist ganz seine Sache, —
Kann unbeglückt, und frey von Pein,
Und glücklich, und doch elend seyn.
Kein Glück errettet von den Bissen
Der innern Wuth, und das Gewissen
Schläft nicht bey Himmelsharfen ein.
Nur Unschuld — welche lichte Quelle,
Um die ein junger Himmel sprießt,
In dessen Schattung jede Welle
Sanft durch Vergißmeinnichten fließt!
Die, wenn in stolzen Eichenzweigen
Sich Wirbelwinde stürmend drehn,
Die himmelblauen Häupter neigen,
Und sich im Spiegelquell besehn.
Ja! Unschuld, — drängen sich auch Leiden
In ihre lichte Sphär' hinein, —
Darf immer sich der Unschuld freun!
Kein Gott vermag ihr diese Freuden,
Dieß Glück zu rauben. Still und rein
In ihre Wahrheit eingehüllet,
Tritt sie in sich zurück, und quillet
Selbst in dem Nebel Sonnenschein.

Dieß kann der Mensch! Trotz dem Gewimmer
Der Klagen um uns her, ist's immer
Der Mühe werth ein Mensch zu seyn.
Soll seine Ruhe nicht verblühen:
So seh' er nur, als bloß geliehen,
Selbst Dinge seines Herzens an,
Die bald ein Zufall ihm entziehen,
Und bald ihm wieder geben kann.

Digitized by Google

Mit Ruh ertragen, froh genießen,
Was aus dem Strom der Tage quoll,
Und heiter sich den Tag versüßen,
Der da ist, nicht der kommen soll;
Kurz sie, die alles faßt, die Lehre:
Was kommt, ist recht! was ist, ist gut!
Die ist die Stütz', auf der die Schwere
Des Gleichgewichts der Seele ruht.

O Mensch! was klagst du die Beschwerden
Des Lebens an! Dich, dich! klag' an;
Und laß die Unschuld gehn! Wer kann
Denn glücklich seyn, ohn' es zu werden?
Wer segelte zur Ruh des Glücks
Im Hauch von ihren Sonnenbügeln?
Aus Gegenden des Mißgeschicks,
Die gegenüber liegen, flügeln
Die Wind' uns in den Schoß der Ruh!
Mit Winden, die aus Norden bliesen,
Flog Dulder Cook den Paradiesen
Der Otaheiter Unschuld zu.

Das Unglück ist die strenge Schule,
Aus der das Glück, vom Thron der Welt
Bis zu des Schnitters Binsenstuhle,
Die liebsten Lieblinge erst erhält.
Das Unglück lehrt uns erst im Glücke
Recht glücklich seyn; allein das Glück
Verführt uns leicht, im Mißgeschicke
Elend zu seyn, und keinen Blick
Der heitern Freude zu ertragen,
Die unter fremden Rosen hüpft.
Ach! laß an unsre Brust uns schlagen,
So oft ein Seufzer uns entschlüpft!
Was ist's auch, einen Tag verklagen,
Der in den Kranz von hellern Tagen
Nur einen dunkeln Knoten knüpft?

Digitized by Google

Auch wenn uns wahre Leiden nagen,
Die Weisheit hilft sie gern uns tragen.
Man wag' es nur, ihr Freund zu seyn:
Sie stärkt uns, schwächt das nicht die Pein?
Oft ist's ein Weg, der durch verworrnes
Und rauhes Dorngebüsch sich schlingt,
Eh' er zur Labung ihres Bornes
Belohnend seinen Pilger bringt.
Der Tanz der wilden Freude springt
Bey dieser Quelle leicht vorüber,
Die nicht berauscht, nur still entzückt:
Drum ladet ihre Stille lieber
Ein Herz ein, das der Kummer drückt.
Hat's nicht was feyerliches, stärker
Als Glück und Mißgeschick zu seyn?
Ganz Seele, geht im Sonnenschein
Die freye Kraft, läßt ihren Kerker
Im Sturme stehn, und kehrt im Hayn
Der Weisheit und der Tugend ein!
Denn beyde haben Einen Tempel,
Und beyde feyert Ein Altar!
O da haucht alles rein und wahr,
Versöhnung aus, und trägt den Stempel
Der Ruhe, die nur diesem Tempel
Nur diesem Altar Kränze flicht!
Im Sturm des Mißgeschicks erwachte
Schon manche Tugend, manche Pflicht,
Ja, Freundinn! wen das Unglück nicht
Zu einem bessern Menschen machte,
Den macht das Glück zum Bösewicht!

Tiedge.

III.

Daß die
Hauptsache in der Religion
auch außer dem Christenthum statt finde.

Der Unterschied der natürlichen und geoffenbarten Religion bestehet nicht im Materiellen, sondern bloß in der Form. Aus dieser Behauptung, die ich anderweitig entwickelt habe, folget unmittelbar, daß die Offenbarung keine neue Wahrheiten enthalte, welche nicht schon durch die gebildete Vernunft erkannt worden sind; sondern daß sie nur durch die Behauptung einer unmittelbaren Mittheilung, den Wahrheiten mehr äußeres Gewicht verschaffe, und den Eingang derselben in die Herzen der Menschen erleichtere. Man halte nur nicht das für ausgemachte, und zur Glückseligkeit der Menschen wesentlich nothwendige Wahrheit, was die unzähligen von Zeit zu Zeit entstandenen Systeme, aus den höhern Regionen der Spekulation, oder einer zu regen Einbildungskraft, oder aus Rechthaberey auf die Erde herabgeführt haben. Das gehört zu den Aufgaben, an denen sich ängstliche oder müßige Köpfe üben mögen. Das gehört zur Form, und diese wird so lange verschieden bleiben, als Menschen Menschen sind. Hierüber muß man die Urtheile stets frey lassen; es sind relative Begriffe,

die für den einen Wahrheit sind, für den andern nicht, je nachdem die Fähigkeiten und die Ausbildung der Menschen verschieden ist.

Siehet man aber auf solche Wahrheiten, die allgemein brauchbar sind, und auf die eigentliche Glückseligkeit der Menschen entschiedenen Einfluß haben, da verhält es sich ganz anders. Wohlan, welches sind denn die allgemein unentbehrlichen Wahrheiten, die auf Besserung, Tröstung und Beruhigung Einfluß haben? Es sind die, welche ihr allenthalben, unter allen Völkern, unter allen im äußern noch so sehr von einander abweichenden Systemen findet: worinn der Heide, der Jude, der Deist, und Offenbarungsgläubige übereinstimmen. Es ist ein verständiger Urheber alles dessen was ist; an ihm ist alles, was groß und gut ist zu finden. Er ordnet, leitet und regieret alles. Alles was geschieht, das geschieht nach einer alles durchdringenden Vernunft, und einer untrüglichen Weisheit und Güte. Für einen solchen Urheber war es nicht genug, die Menschen durch vergängliche mangelhafte Freuden zu beglücken, sondern sie einst besser und dauerhafter zu geben. Der Mensch sey hienieden nur im Stande der Uebung, in welchem der Grund aller zukünftigen, unvergänglichen Freuden gelegt werden müsse. Vervollkommne deine Vernunft, rufen alle Systeme mit einer bewundrungswürdigen Uebereinkunft, thue das Gute, mache dich nützlich und verdient um andre, und lebe so, daß dir unvergängliche Freuden möglich werden können. Kurz, es ist Glaube an Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit und an die Tugend. Und was bedarf es andrer Lehrsätze als dieser, deren Evidenz sich jedem Menschen darbietet, sobald er sich einem vernünftigen Nachdenken überläßt.

Digitized by Google

Das ist es, wozu ein jeder seine Zuflucht nimmt, wenn ihm um Besserung und Beruhigung zu thun ist.

Ich möchte doch den Menschen sehen, den das sogenannte Geheimniß der Dreyeinigkeit, der beyden Naturen in Christo, die verschiedenen Aemter desselben, die Erbsünde, und überhaupt die beträchtliche Menge scholastischer Wahrheiten, gebessert hätte? Ob er wohl in diesen willkürlichen Bestimmungen Trost gegen die Uebel dieses Lebens, und erfreuende Aussichten in ein anderes Leben suchet? Nein das sind nur Lehrsätze, die das Gedächtniß beschäftigen, und bey denen eine öftere Wiedererinnerung das einzige Mittel ist, sich nicht zu versprechen, und im Vortrage derselben keinen Fehler zu begehen. Aber ins Leben, ins Handeln des Menschen gehen sie nicht über, weil diese heterogene Begriffe an unsre anderweitigen Erfahrungssätze nicht angereihet, noch in Gemeinschaft mit ihnen gebracht werden können. Sie liegen verwaiset in der Seele. Nein, wenn man sich in den wichtigern Angelegenheiten des Lebens befindet, wo das Herz zur Tugend gestärkt, die Seele über Hindernisse und Beschwerlichkeiten zufrieden gestellt, und der Muth durch erquickende Hoffnungen belebt werden soll, da gehet man über alle dergleichen sogenannte Glaubenssätze hinweg, und findet das was man sucht allein in dem Glauben an Gott und seine Vorsehung.

Selbst die stellvertretende Genugthuung erhält ja nur aus diesen Wahrheiten den ganzen Werth, den sie über die Gemüther einiger Menschen behauptet. Die Wahrheit, Gott begnadigt den Sünder, er will die Glückseligkeit eines jeden Menschen, liegt hier offenbar zum Grunde, wenn man gleich die Realisirung derselben durch die Dazwischenkunft Jesu geschehen läßt, als habe dieser ewige Wille Gottes nicht anders erreicht

werden können. Die nähere Beleuchtung dieser Vorstellungsart gehört nicht zu meinem jetzigen Plan; ich wollte nur sagen, daß der Begriff von Genugthuung Jesu auf dieser allgemeinen Wahrheit beruhet, und außerdem gar keinen Werth haben würde. Hier wird wieder die Hauptsache sichtbar, worauf es bey Beruhigung der Menschen ankommt, und ohne welche gar keine Beruhigung möglich seyn würde. Der Modus dieser Beruhigung gehört zu den relativen Begriffen, worüber die Urtheile der Menschen nie Einheit und völlige Uebereinstimmung erhalten werden. Es kommt alles auf die Sache selbst an, die man in allen Systemen und Religionen ohne Unterschied findet; und das ist die: daß der Mensch in der unendlichen Liebe Gottes Begnadigung finden, und das Mißfallen Gottes an ihm hinweggeschaffen könne, sobald er aufrichtige Besserung beweiset. Hier wird auch ohne den Glauben an die vikarische Genugthuung derselbe Zweck erreicht, der Mensch wird gebessert, und mit neuem Vertrauen auf Gottes Vaterliebe gestärkt. Und damit war ja auch Jesus selbst schon in der Erzählung vom verlornen Sohne zufrieden, und verlangte für den Vater keine andre Genugthuung als Besserung.

Ich befürchte nicht, daß man diese Urtheile dahin mißdeuten werde, als ob ich den Unterschied der Religionen aufheben, und das Christenthum für überflüßig erklären wollte. Wahrlich eine sehr inkonsequente Folgerung. Wie folget denn, daß, wenn die äußerlich verschiedenen Religionen in der Hauptsache übereinstimmen, die eine vor der andern nicht vieles zum voraus haben könne: wenn die Wahrheiten des Christenthums schon vor Gründung desselben vorhanden waren, die Belehrungen desselben überflüßig seyn sollten? Können sie denn nicht durch das Christenthum berichtigter, eindringlicher und gemein-

Digitized by Google

verständlicher geworden seyn? Und sind sie es denn nicht auch wirklich geworden? Anstatt daß also durch jene Behauptungen dem Christenthum ein Schaden erwachsen sollte, muß es vielmehr demselben zur allgemeinen Empfehlung gereichen, daß es alle zur Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts so nothwendige Wahrheiten deutlicher gelehret, und ihren Eingang in die Herzen der Menschen mit einem verstärkten Ansehen erleichtert habe.

Es fließet auch noch eine unmittelbare Folge hieraus: Ein jeder nachdenkende Mensch muß zu den Wahrheiten des Christenthums um so eher, und um so mehr Herz fassen, und sie liebgewinnen, jemehr sie ihm aus diesem Gesichtspunkte dargestellt werden. Das, welches man dir als Belehrung zu deiner Glückseligkeit anpreiset, ist das, was die vollendete Vernunft Gutes und Wahres erfinden konnte. Du erfährest eben nichts neues, aber der Unterricht ist vollständig, und enthält das deutlich und eindringlich, was die weisesten und besten Menschen aller Zeiten geglaubt, und obgleich dunkler, obgleich schwankend, vorgetragen haben. Ich bin überzeugt, daß man durch eine solche Vorstellung des Christenthums demselben nicht allein nichts vergeben haben, sondern mehr willige Anhänger, und in diesen mehr Achtung und Liebe gegen dasselbe erweckt haben würde.

Noch eines Umstandes muß ich erwähnen, daß das oft schnöde Herabsetzen der schönen Denkmäler der Vorwelt, ich meyne die Resultate des Nachdenkens und der Erfahrung von Jahrtausenden, ein ausnehmender Undank gegen Gottes Vorsehung ist, die sie uns darum erhielt, um uns durch dieselben die Uebungen des Nachdenkens und des tiefern Eindringens in die Wahrheiten zu erleichtern. Nicht weniger würde es eine große

Unwissenheit verrathen, und mit der Denkungsart einer gewissen Klasse von Menschen verglichen zu werden verdienen, die, wenn sie nie etwas anders als ihre Vaterstadt gesehen haben, sich dieselbe als einzig, und außer derselben gar nichts Gutes vorstellen können.

Bey einem solchen Benehmen macht man sich nicht bloß der Freuden und Ermunterung zum Guten, und der Lebhaftigkeit seiner Ueberzeugungen verlustig, die aus der Wahrnehmung ähnlicher Gesinnungen bey andern entstehet, sondern verenget auch allmählig sein Herz für sein individuelles Erkenntnißmaß, daß man denn, wie es so oft der Fall gewesen ist, Seligkeit und Verdammniß daran hänget. Es scheint in der That auch, als wenn durch Vernachläßigung jener Denkmäler eine feste aufgeklärte Erkenntniß nicht recht gedeihen wolle.

Ich denke, daß es meinen Lesern willkommen seyn werde, über jenes oben behauptete Vorhandenseyn allgemeiner Vernunftwahrheiten unter Griechen und Lateinern, den Beweis durch einige Aeußerungen in ihren Schriften zu führen, so weit es sich nach den Grenzen, die ich mir gezogen habe, thun läßt.

Das erste, was sich mir darbietet, ist der Glaube an *einen* Gott. Man möchte sagen, hier ist die Entscheidung nicht schwer, da die vor Christo allgemein herrschende Vielgötterey ganz unverkennbar ist. Ich gebe es zu, daß Vielgötterey, und schimpfliche Vorstellungen von Gott vor Christo herrschend waren. Aber der Schluß war zu voreilig, wenn er beweisen soll, daß daraus das Nichtvorhandenseyn des Begriffs der Einheit Gottes und der bessern Erkenntniß von ihm folgen müsse. Es hat immer weise Männer gegeben, die sich über die Unwissenheit und den Aberglauben ihres Zeitalters erhoben, und der Wahrheit näher kamen. Man verlange nur nicht, daß alles was sie vortrugen, nach

Digitized by Google

nach dem Buchstaben angesehen werden müsse, nein, sie dachten mit den Weisen, und redeten mit dem großen Haufen. Seneka [1]) sagt: „sie haben nicht geglaubt, daß der Jupiter, den wir auf dem Kapitol und andern Gebäuden verehren, den Blitz schleudere, sondern sie haben den dafür gehalten, den wir in Gedanken haben, den Regenten und Aufseher des Universums, den Herrn und Baumeister des ganzen Weltgebäudes." Die Bemerkung, wie übel man ihren Lehrern und andern Weisen lohnte, trug nicht wenig dazu bey, in ihrer Sprache vorsichtig zu seyn. Auch sahen sie mit einem philosophischen Stolz größtentheils nur auf die Aufklärung der gebildeteren Stände, und hielten den großen Haufen für profane, in deren Händen die Wahrheit nicht gedeihe, denen man deßhalb keine Gelegenheit zur Verfolgung geben müsse. Aber doch fehlet es keinesweges an Aeußerungen über Gott, so wie sie den vernünftigern Menschen angemessen sind. „Der große Jupiter, sagt Seneka [2]) duldet die Ungereimtheiten der Dichter, wenn der eine ihn mit Flügeln, der andre mit Hörnern vorstellt: Ein andrer ihn als Ehebrecher und nächtlichen Wollüstling, grausam gegen Götter und unbillig gegen Menschen schildert, oder als Knabenschänder, und Usurpator eines fremden ja väterlichen Reiches." Im Buche von den Göttern nennt Cicero [3]) dergleichen Behauptungen, Träume wahnsinniger Menschen. Der Griechische Philosoph Antisthenes [4]) sagt es mit dürren Worten, der Volksgötter gebe es viele, aber im Grunde gebe es nur einen Gott. Dieser Meynung war auch Pythagoras, daß die Einheit der Grund aller Dinge sey: [5]) sie sey das Gute, der Verstand der Geist. So behauptete auch

1) Seneca nat. quaest. l. 2. C. 45. 2) Sen. de vita beata C. 26. 3) Cic. de nat. Deor. l. 1. 4) ibid. 5) Diog. Laert. l. 8.

Digitized by Google

Plato nach seinem großen Lehrer Sokrates nur einen Gott, wenn er gleich oft seine wahre Meinung vor dem Pöbel verhüllete. Vorzüglich hat das stoische System nach einer schon gereiftern Vernunft sich in dieser Wahrheit über die gemeinen Begriffe erhoben. Zeno verwarf die Götter des gemeinen Haufens, er hielt weder den Jupiter noch Juno, Vesta, oder sonst eine angenommene Gottheit dafür, sondern glaubte, daß leblosen Dingen in gewisser Bedeutung dergleichen Benennungen beygelegt würden. [1]) Beym Diogenes [2]) druckt er sich deutlicher hierüber aus. Man könne Gott das Schicksal nennen, denn er sey die erste Ursache aller folgenden. Man könne ihm Nahmen beylegen, welche man wolle, da sie eine gewisse Kraft und Wirkung bezeichneten: etwa Herkules, weil seine Kraft unwiderstehlich sey; Merkur, weil Ordnung und Vernunft ihm zukomme, oder die Natur oder das Glück; das seyen alles Benennungen Gottes, der sich auf verschiedne Weise mächtig zeige. Gott sey ein unsterbliches, vernünftiges, vollkommnes und glückseliges Wesen, frey von allem Bösen, seine Vorsehung erstrecke sich über die Welt und alle ihre Theile. Er sey, ohne daß man sich ihn unter menschlicher Gestalt denken könne, der Schöpfer und Vater aller. — Er habe viele Nahmen nach seinen verschiedenen Kräften.

Nur waren freylich noch nicht gleich ganz gereinigte Begriffe möglich. Daher kam es, daß man Gott für die Seele der Welt hielte, welches schon Cicero tadelte, und alle Dinge für Theile der Gottheit angesehen wurden; welche Meinung das Spinozistische System weiter entwickelte, nur mit dem Unterschied, daß der Gott der Stoiker eigne freye Kraft und Thätigkeit behielt. Das war den spätern Zeiten vorbehalten, hierin aufzuräumen,

1) Cic. de nat. Deor. I. 1. 2) Diog. Laert. Zeno.

Digitized by Google

und die Begriffe zu vervollkommnen. Genug, daß, wie ich zeigen wollte, die Begriffe von einem Gott, obgleich noch in ihrer Roheit, schon vorhanden waren. Ich kann meinen Lesern eine schöne Stelle nicht vorenthalten, welche Cicero hierüber anbringt. Selbst [1]) jene, die für die größern Götter gehalten werden, sind sie nicht von hier in den Himmel verpflanzt worden? Erinnere dich nur, da du ein Eingeweiheter bist, was die Mysterien von denen Göttern sagen, deren Grabmäler man noch in Griechenland vorzeiget, dann wirst du einsehen, wie weit sich das erstreckt. — Viele hätten verkehrte Begriffe von Gott gehabt, indessen hätten doch alle eine göttliche Kraft und Wesen angenommen. Und das ist es auch was die Hauptsache ist, und selbst die Vielgötterey weniger schädlich machte. Es kommt das meiste darauf an, daß der Glaube an Gott in ein religiöses Verhalten übergehe, und der Glaube an seine Vorsehung gegründet werde. Wer kann aber daran zweifeln? Cicero [2]) setzt die beste Verehrung Gottes in einem reinen, unschuldigen und unbefleckten Herzen. Willst du, frägt Seneka [3]) die Götter dir geneigt machen, denn sey rechtschaffen: der beweiset Ehrerbietung genug gegen sie, der sie nachahmet. Das erste, sagt Cicero [4]), wovon man sich überzeugt halten muß, ist, daß die Götter Herren und Regenten der Welt sind; daß alles was geschieht nach ihrem Urtheil und unter ihrer Leitung geschehe; daß sie sich um das Geschlecht der Menschen aufs beste verdient machen; daß sie die Beschaffenheit eines jeden Menschen, seine Handlungen, seine Gesinnungen kennen, und beydes um Gottlose und Fromme sich be-

1) Tusc. quaest. l. 1. 2) Cic. de nat. deor. l. 2. 3) Senec. Ep. 95.
4) Cic. de legibus. l. II.

Digitized by Google

kümmern. — Durch solche Ueberzeugungen sagt er nachher würden sie um so viel unsträflicher seyn.

Ueberhaupt zeigte sich schon der Glaube an Gottes Vorsehung in einer reifenden Gestalt. Es war, wenn ich nicht irr, Epiktet, welcher auf die Frage, was er von Gottes Vorsehung halte, zur Antwort gab: er sey der Meynung, welcher schon Homer gewesen sey, daß man Gott auch in der kleinsten Bewegung nicht verborgen seyn könne. Cicero in seiner Schrift von den Göttern [1]) sagt: es gebe große und berühmte Philosophen, die die ganze Welt der Regierung der Götter unterwürfen, und nicht bloß das behaupteten, sondern daß sich auch auf das Leben der Menschen ihre Sorgfalt und Regiment erstrecke. Alle Früchte und Produkte der Erde, Witterung, Jahrszeiten, und Veränderungen der Luft, wodurch alle Erzeugnisse der Erde zur Reife gediehen, rührten von ihnen her. Die Welt, setzt er im zweyten Buche hinzu, und ihre einzelnen Theile, seyen durch die Vorsehung Gottes gebildet, und würden in jedem Augenblick erhalten. Nichts sey herrlicher als diese Regierung Gottes. — Er sey der Natur nicht unterworfen, denn er sey selbst der Regent derselben. — Es stehe wohl um die Menschen, daß sie durch nichts anders, als ihre eigenen Fehler elend seyen. — Güte Gottes sey der Grund gewesen zu erschaffen. Seneka [2]) führet das erhabene Urtheil eines Demetrius an: Das einzige worüber er sich beschweren möchte, sey, daß ihm die Götter nicht schon vorher ihren Willen bekannt gemacht hätten, er wäre eher, als er dazu aufgerufen wäre, gekommen. Verlangt ihr meine Kinder? ich habe sie für euch erzogen. Einen Theil meines Leibes?

1) Cic. de nat. deor. l. 3. 2) Sen. de provident. C. 5.

Digitized by Google

Nehmet ihn, es ist nicht viel, was ich anbiete, denn bald werde ich ihn ganz geben: Meinen Geist? warum nicht, habt ihr ihn doch gegeben. Willig sollet ihr's empfangen. — Ich leiste Gott nicht sklavisch Gehorsam, sondern folge mit Einstimmung, weil ich weiß, daß alles nach gewissen und ewigen Gesetzen erfolget. — Das ist längst bestimmt, was Freuden oder Thränen erwecken wird. — Gott als Regent habe zwar die Schicksale vorgeschrieben, aber er folge ihnen nun selbst. Nur einmal habe er geboten, aber nie werde er wieder davon abgehen. Einen rechtschaffenen Mann könne nie ein Unglück treffen. Gott habe gegen ihn eine väterliche Gesinnung, und liebe ihn unnachläßig. Dazu nehme man noch die schöne Stelle im Arrian: [1]) Er wünsche in der Gemüthsstimmung erfunden zu werden, daß er zu Gott sagen könnte: Er habe seine Gebote nicht übertreten, seine Einrichtungen nicht getadelt: Er sey krank oder arm gewesen, oder von der Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen gewesen, weil Gott es so gewollt hätte. Deßhalb habe er es nicht einmal gewünscht, und sey nicht trauriger geworden. Sein Gesicht sey nicht getrübt, er sey zu allem, was Gott befohlen hätte, bereit gewesen. Er werde folgen, wenn er ihn aus der Gemeinschaft mit Menschen abrufe, und ihm danken, daß er ihn in derselben leben lassen, seine Werke zu schauen, und ihn zur Zufriedenheit mit seinen Verfügungen geführt habe.

Ich leugne es freylich nicht, daß es mit dem Vertrauen auf Gott, welches endlich in förmlichen Fatalismus ausartete, wobey alle Freyheit und Thätigkeit des Menschen aufhörte,

1) Arrian. Lib. 3. Cap. 5.

übertrieben wurde: Aber, worin haben es die Menschen bis auf jetzige Zeiten nicht übertrieben! Ist nicht ein solches Factum noch jetzt der Glaube eines großen Theils der Menschen? Indessen beweiset doch selbst diese Uebertreibung, wie allgemein und stark das Vertrauen auf Gottes Vorsehung gewesen sey. Wahrlich, der Glaube an die Vorsehung machte von jeher die besser gebildeten Völker getrost, und erfüllte sie mit Kraft auszudauern, worüber vorzüglich das stoische System Belege giebt, die wir wahrlich zu jetzigen Zeiten nicht besser finden können. Mit welcher edlen Resignation sagt nicht Brutus [1]) er wolle seinem Vaterlande die Freyheit wiedergeben, wenn er siegte, aber wenn Gott sein Vorhaben nicht beglücke, denn halte er dafür, daß er sich aller weitern Versuche enthalten müsse.

Was den Glauben an die Fortdauer des Menschen nach dem Tode betrifft, so scheint dieser Glaube mit den Fortschritten der Vernunft gleichen Schritt gehalten zu haben. Ich will nicht erwähnen, was in dem Volksglauben, und in den Gebräuchen bey den Bestattungen der Todten, die so viel Ahndung einer bessern Zukunft enthalten, hierüber angetroffen wird: ich habe es nur damit zu thun, zu zeigen, daß, so fabelhaft auch die Vorstellungen davon noch waren, dieser Glaube doch in die Handlungen der Menschen überging, und die großmüthigste Aufopferung, und den edelsten Patriotismus bildete, und selbst der ganzen Staatsverfassung Sanktion und Festigkeit gab. Was man, sagt Juvenal [2]) von den abgeschiedenen Seelen, von der Unterwelt, und deren Strafen sagt, halte du für Wahrheit, denn das war der Glaube aller großen Männer die für ihr Vaterland starben, des Curius, der Scipionen,

1) Plutarch. in Bruto. 2) Iuven. Sat. 2. v. 149.

Digitized by Google

des Fabriz und Camills: das glaubten die Streiter von Cremera, und das Heer, welches bey Cannae für das Vaterland aushauchte. Das war die nehmliche Stimmung der edlen Griechen, die bey Thermopylae mit ungezweifelter Erwartung ihres Todes sich aufopferten. Muth! rief Leonidas seinen Mitstreitern, denn heute kommen wir zu den Göttern. Und so bietet die Geschichte mehrere Beyspiele dar. Es würde sich, sagt Cicero [1]) ohne die große Hoffnung der Unsterblichkeit niemand dem Tode geopfert haben. — Themistocles und Epaminondas konnten ja in ungestörter Ruhe bleiben, aber er wisse nicht, wie das Ahnden der Zukunft alle Menschenalter belebe, und bey den größten Köpfen und erhabensten Seelen am meisten angetroffen werde. Man dürfe dieß Ahnden nur hinwegnehmen, um die Thorheit derer recht relevant zu machen, die ihr Leben unter Gefahren und Arbeiten hinbrächten. So mag es freylich wohl mit dem Menschen seyn. Es ist eine Stimme in ihm, die nie ganz gedämpft werden kann, und bey tausend Veranlassungen immer wieder laut wird, vorzüglich alsdenn, wenn Begebenheiten und Umstände eintreten, die die ganze Kraft und Anstrengung besserer Menschen erfordern. Man kann sich daher nicht verderblicher für sein Zeitalter machen, als wenn man diese laute Stimme unter seinen Mitmenschen dämpfet. Plutarch erzählt im Leben des Pyrrhus, daß Fabriz den Feinden der Römer die Epikurische Philosophie angewünscht habe, um sie ganz zu erniedrigen. Doch ich muß einlenken, und zu den Belegen die ich geben wollte wieder zurückkehren. Eine neue Geburt, ein anderer Zustand sagt Seneka [2]), erwartet uns. Siehe daher unerschrocken auf die entscheidende

1) Cic. tusc. quaest. l. 1. 2) Sen. Ep. 102.

Stunde, sie ist nicht die letzte für deine Seele, sondern nur für deinen Leib. — Der Tag, den du als den letzten fürchtest, ist die Geburtsstunde zur Ewigkeit. Wir halten die Seelen, druckt Cicero [1]) sich aus, nach der Einstimmung aller Völker für unsterblich. — Wie erfreuend und erhaben spricht nicht Therames, welcher unschuldig verurtheilt wurde: ich habe die große Hoffnung, daß der Tod mein Glück sein werde: denn wenn man den Tod als eine Veränderung der Wohnstätte in solchen Gegenden nennet, die von Verblichenen bewohnt werden, so ist ja das viel erfreuender, von denen zu scheiden, die sich für Richter ausgeben, und zu denen überzugehen, die mit Wahrheit Richter genannt werden, als Minos, Aeakus, Rhadamantus und Triptotolemus, diejenigen zu treffen, die rechtschaffen und in Aufrichtigkeit gelebt haben; mit einem Orpheus, Musaeus, Homer und Hesiodus umzugehen, solltet ihr meine Richter das nicht hochschätzen? Ich für mein Theil wollte öfter sterben, wenns möglich wäre, um dieses Glücks theilhaftig zu werden. — Wie müßte es mich freuen den Pelamides, Ajax, und andre, die durch den Ausspruch ungerechter Richter fielen, zu finden! Einen rechtschaffenen Mann könne kein Unglück treffen, er lebe oder sterbe. — Nie werden meine Angelegenheiten von den Göttern vernachläßigt, und selbst mein Tod kommt nicht von ohngefähr. Wer erinnert sich nicht des schönen Todes des Sokrates, und seiner so großen Hofnungen einer unsterblichen Fortdauer! Jedoch es sind der Beweise genug für meine Behauptung, um meine Leser nicht zu ermüden.

Es würde überflüßig seyn, über die Tugenden der Heiden weitläuftig seyn zu wollen. Wer kennt nicht den Aristides,

1) Cic. Tusc. quaest. l. 1. C. 14.

Epaminondas, Phocion, Timoleon, Sokrates, die Brutusse, Fabriz, Regulus, Antonin? Man nehme eine Tugend welche man wolle, so findet man unter den Männern der Vorwelt die größesten Muster; so daß wir uns noch jetzt nicht rühmen dürfen jene großen Muster zu übertreffen. Sey es Vaterlandsliebe, oder unerschütterliche Gerechtigkeit, Mäßigung, Wohlwollen, Gewissenhaftigkeit, Freundschaft, Treue, oder welche Tugend man sonst annehmen will, sie war vor Christo, und ohne Erleuchtung von ihm schon vorhanden, und beglückte die Welt. Der ist, sagt Cicero in seinen tuskulanischen Untersuchungen, der bessere Theil der Menschen, der seine Bestimmung darin setzt, Menschen zu helfen, zu beschützen und zu erhalten. Ich bin ein Mensch, sagt Terenz, und nehme an alle dem Antheil, was menschlich ist. Die Tugend ist nach dem Seneka erhaben, führt auf Gotteskenntniß und macht die Menschen würdig zur Gemeinschaft mit Gott.

Freylich müssen wir hierbey nicht von den engen Grenzen ausgehen, welche sich vorzüglich von einem Volke eines kleinen unbedeutenden Erdstrichs herschreiben. Man weiß es ja, wie unwissend und lasterhaft dieß Volk war, und doch mit besondrer Lieblingsschaft Gottes sich brüstete. Von diesem Volke haben es andre gelernt, die Tugenden ihrer nicht christlichen Mitmenschen herabzuwürdigen, gute Werke niederzupredigen, und den Glauben zu erheben. Nach übelverstandenen Begriffen war dieser Glaube alleinseligmachend: Eine jede nicht auf diesem Wege erlangte Tugend war zur Glückseligkeit unzulänglich. Wahrlich, übler kann man sich nicht an der Wahrheit versündigen, als wenn man ihr Gebiet so verenget, und in ganz willkürliche Grenzen einschließt! Nein das, was der Welt von jeher nützlich war, muß gut seyn, und einen jeden Menschen der es thut erfreuen, er lebe übrigens unter welchem Volke er wolle. Das ist der Grundsatz,

Digitized by Google

wie ihn selbst das Christenthum setzsetzt: Gott fürchten und Recht thun, sey allenthalben die Quelle der Glückseligkeit, aus welcher Menschen von Morgen und Abend schöpfen würden. Und diese Quelle sollte Gott dem einen, mehr an Formalitäten, als an Tugend hängenden Volke geöffnet, dem andern aber ganz unzugänglich gemacht haben? Sind sie denn nicht alle seine Kinder?

Die Folge aus diesem allen ergiebt sich von selbst, es ist die, daß die große Hauptsache in der Religion unter gebildeten Völkern nie gefehlt habe. Ist die Erkenntniß dieser Hauptsache durchs Christenthum allgemeiner, leichter zu erlangen, und berichtigter gewordn, so ist das das Werk der Vorsehung, die alles allmählig besser werden läßt, die es aber nie an Erweisungen ihrer weisen Güte hat fehlen lassen.

G. F. Treumann.

Digitized by Google

IV.

Die Nachtwandlerinn.

Eine Anekdote.

An der Fränkischen Grenze hatte sich ein Wirth, Robert genannt, so vortheilhaft postirt, daß er in wenigen Jahren ein schuldenfreyes Haus, volle Kammern und Keller, strömenden Zuspruch, ein niedliches Weib im Bette, getreue Nachbarn, ein für sein Metier leidlich reines Gewissen, — und mithin alle Erfordernisse beysammen hatte, die einen Mann von Erde hienieden glücklich machen können. Was ihn seit einiger Zeit noch allein drückte, war die Sage, die zuerst unter seinen Hausgenossen und bald auch unter den Nachbarn lief: daß es im obern Stocke seines Hauses irre gehe.

Diese Sage war also entstanden: Ein junger Kaufmann und weitläuftiger Vetter seiner Frau war auf seinen Reisen einst einige Tage bey ihm geblieben, und hatte sich unter seinem gastfreundlichen Dache gütlich gethan. Aber den Tag vor seinem Abschiede setzte er das ganze Haus in den fürchterlichsten Aufruhr. Mitten in der Nacht stürzte er im bloßen Hemde aus seinem Schlafgemach die Treppen herab, drang in die Wirthsstube und

Digitized by Google

schrie, daß alle Schläfer erwachten. Nur mit Mühe und mittelst niederschlagender Pulver konnte man seine empörten Geister wieder in Ordnung bringen. Er erzählte, als er wieder zu sich gekommen war: daß eine Todtengestalt mit einer Lampe in der Hand seine Thüre geöffnet, die Lampe aufs Gesims gesetzt, zweymal das Zimmer auf und ab gegangen, und endlich sich zu ihm aufs Bett gelegt. — Mehr haben ihn seine zerrütteten Sinne nicht wahrnehmen lassen. Er danke Gott, daß er noch Kraft genug gehabt, sein Bett zu verlassen, und ihre Hülfe zu suchen.

Der furchtsame Vetter war nach dieser Ereigniß durch nichts länger in dem Hause aufzuhalten. Er packte vielmehr des folgenden Tages seine fahrende Habe mit einer Hast zusammen, als ob er Depeschen über Krieg und Frieden mit sich führte, dankte, nahm Abschied, und kaum konnte seine schöne Base noch die Zusicherung von ihm erhalten, daß er auf der Rückreise wieder einsprechen wolle.

Dem Wirth wurmte das Abenteuer, weil die Ehre seines Hauses dadurch aufs Spiel kam. Er fand für gut, seinem Gesinde vorerst aufs strengste zu untersagen, daß sie weder in noch außer dem Hause ein Wörtlein über die Sache ausbrächten, wobey er ihnen Leibes- und andere Strafen androhte; und nun behielt er sich vor, sobald er sich von dem ersten Schreck ein wenig erholt hätte, die Gespenstergeschichte in eigner Person näher zu untersuchen.

Nach Verlauf einiger Tage, die er sich zu diesem Vorhaben einräumte, schlich er sich sofort Nachts ganz leise von der Seite seiner schlafenden Bettgenossinn, nahm seinen handfesten Hausknecht Hans als Sekundanten, und betrat muthig, mit Wehr und Waffen versehen, im Schimmer der mächtigen Stalllaterne das gefürchtete Gemach. Die Laterne wurde mitten im Zimmer

Digitized by Google

aufgepflanzt, Hans vor den Eingang postirt, der Held nahm einen gegenüberstehenden Altvaterſeſſel ein. Schon fing der Schlaf an ſeine ſtille Gewalt über die kompfluſtigen Pernoctanten dergeſtalt zu äußern, daß der Wirth mitten im Geſpräch ſein Haupt neigte; als Hans die Treppe herauf einen dumpfen Sockentritt zu hören glaubte. Dieß wirkte wie ein Signalſchuß auf ſein ſchlaftrunkenes Auge. Er gab alsbald ſeinem Heren das Zeichen zum Angriff, und als der nicht hören wollte, verließ er ſeinen Poſten, rüttelte ihn wach, entblößte ſeinen Kirchweihdegen, und ließ ſich in der Angſt ſeines Herzens in demſelben Armſtuhl neben ihm nieder.

Der Wirth hatte ſich jetzt ſeine Sinne wieder zurecht geſetzt, und hörte ganz deutlich den nehmlichen Wandeltritt der Thüre zuſchweben. Ein Schlüſſelbund raſſelt am Schloß, die Thüre öffnet ſich, und hereintritt — eine Lampe in der Hand, im Nachthemd und mit losgebundenem Haar — eine Geiſtgeſtalt. Mit bleichem Antlitz, halben geſchloſſenem Auge naht ſie ſich dem Fenſter, ſetzt die Lampe nieder, geht zweymal ſeufzend in der Rund' umher, und ſchlupft mit einem Schauer unters Bette.

Wer war froher als der Wirth, da er offene Bahn vor ſich ſah? Er rüttelte ſeinen Gehülfen — welcher beym erſten Anblick des Geſpenſtes die Augen feſt verſchloſſen, und ſich mit allen Zeichen der Todesangſt der heiligen Dreyeinigkeit empfohlen hatte, — aus ſeiner fieberhaften Betäubung, und trieb ihn an, die Laterne zu ergreifen, und ihm vorzuleuchten. Aber er rüttelte umſonſt. Hans blieb zitternd an den Armſtuhl geklammert, ſah nicht, hörte nicht, und ſchien ſein Stündlein abzuwarten. Sonach ergriff der erſchrockene Wirth allein die Laterne, und eilte damit ſo ſchnell hinaus und die Treppen hinab, daß ſie im Gehen an der Wendelwand in Stücken zerſplitterte,

und durch ihr Geräusch die Krise des agonisirenden Hausknechts um ein großes vermehrte. Er flog rascher als in der Brautnacht seinem Ehebette zu, und vergaß sogar seine Kleider abzulegen, — so sehr war er mit seiner Herzhaftigkeit zerfallen.

Die Sonne des folgenden Morgens stand schon hoch am Himmel, als er seiner Ehehälfte, die zu ihm vors Bette kam, die klägliche Geschichte erzählte. Was sein Gewissen jetzt am meisten beunruhigte, war sein armer Sekundant. Er klingelte seine Hausgenossen zusammen, und forschte mit Fleiß von ihnen nach dem Unglücklichen. Aber niemand hatte ihn seit gestern gesehen. Mithin war kein anderer Rath als abermals selbst zu recognosciren, ob sich der Arme noch am Leben befände.

Das erfreuliche Tageslicht, das den Zaghaften beherzt macht, und alle Schreckbilder der Furcht zerstreut, kam der Entschlossenheit unsers Helden mächtig zu statten. Unter der Geleitschaft zweyer von seinen Leuten, und eines tüchtigen Spanischen Rohrs, für alle Fälle, — defilirte er sonach die Treppen hinauf, augurirte aus den Scherben der Laterne weislich die Nähe des verlornen Schafes, fand die Thüre der Unglückskammer noch weit offen, und seinen Hans lautschnarchend und hinuntergesunken am Lehnstuhl. Drob freute sich der Schalk, denn schon hatte er befürchtet, daß der Pursche wohl gar die Welt gesegnet haben möchte.

Ein Geheimniß lange zu verhalten, ist nur wenigen Menschen verliehen. Hat man Beyspiele, daß sie sogar durch die h. Kirche ausgekommen sind, wie viel mehr steht dieß in einem Wirthshause zu befahren? Das Abenteuer mit dem Vetter und dem Wirth fing sonach bald an, in unserm Grenzstädtchen zu cirkuliren. Zuerst lief es durch die Innung der Mägde und Hausknechte, und bald fand es aus Küchen und Kellern den Weg zu

den

Digitized by Google

den Tischen der Herrn. So konnt' es nicht fehlen, daß es nicht dem Kreislauf der Dinge gemäß durch Gäste wieder in das Wirthshaus hätte zurückkommen sollen. Der Wirth, der sein Ansehen dadurch gekränkt fand, begab sich unverzüglich selbst zum Bürgermeister des Orts, ließ die ganze Geschichte protokolliren, und bestand darauf, daß sie nun von Obrigkeits wegen untersucht werden sollte, wobey er sich zu allen und jeden Gebühren willig anheischig machte.

Durch Veranstaltung eines wohlweisen Magistrats wurden nunmehr ohne Aufschub sechs der entschlossensten Handwerker aufgeboten, welche sich bewaffnet unter Anführung des Stadtkorporals mit einbrechender Nacht in das Haus des Querulanten begeben, das quaest. Schlafgemach besetzen, und das Gespenst, als Störer der öffentlichen Ruhe, über Bord werfen sollten.

Sie fanden sich zeitig ein, stärkten sich durch einige Krüge edlen Fränklers zu dem bevorstehenden Strauß, und nahmen in der Mitternachtsstunde mit frohem Gemüth ihre Posten ein: — in welchem Vorhaben sie der Wirth durch seine Gegenwart nicht stören wollte, sondern sich vielmehr nach wohlverschlossenen Thüren ins Bette verfügte.

War dem Geiste für dießmal sein Widerpart zu zahlreich, oder hatte er wirklich das Haus geräumt: kurz er fand nicht für gut, sich den kampflustigen sieben Rittern zu zeigen. Unser Wirth fand diese vielmehr am andern Morgen in traulichverschlungenen Gruppen auf dem Boden liegend, und sie versicherten ihm einstimmig beym Frühstück, daß ob sie gleich bis zum Morgen gewacht, sich doch kein Mäuschen gerührt hätte. Die Kost des Klägers behagte ihnen inzwischen zu gut, als daß sie nicht ihrem wohlgenährten Führer hätten anliegen sol-

len, seinen Bericht dahin einzuleiten: „daß eine nochmalige Nachtwache nöthig erfunden würde.“

Der Aktus wurde sofort noch zweymal wiederholt, und da die Vollstrecker der löblichen Gerechtigkeit auch nach der dritten Nacht durchaus nichts verspürt haben wollten, Kläger nach dem Rathhause citirt. Man las ihm die dreymalige Berichtserstattung, sodann die Liquidationspunkte vor, und war erbötig: einen Rathserlaß ausgehen zu lassen, kraft dessen die Ehre seines Hauses in integrum restituirt, und allen und jeden bey resp. Geld- und Leibesstrafen verboten werden sollte, die Sache weiter in Anregung zu bringen — womit sich denn auch der Querulant begnügte.

Schon war die Gespenstergeschichte in dem Städchen verschollen, Gäste gingen wie vormals aus und ein, thaten sich gütlich bey dem mannhaften Robert, und erwähnten der obrigkeitlichen Siebenmänner nur noch bisweilen beym fröhlichen Gelag, um ihren Schutzpatron nach Landessitte zu necken. Siehe! da kam der junge Kaufmann mit einem Landsmann und Brodgenossen wieder von seinen Reisen zurück, und da ihm die älteste Tochter des Wirths (die wir vielleicht schon früher hätten aufführen sollen, die aber deshalb um nichts weniger schön war) schon das erstemal stark ins Auge gestochen hatte: so gedachte er des Worts, das er der Base Wirthinn gegeben, um der Tochter willen, und bestrich das Städtchen nicht ohne den festen Vorsatz, sich dießmal von dem fatalen Schlafzimmer in gehöriger Entfernung zu halten.

Freundlich ward er von Vetter Robert, freundlich von Base Wirthinn, am freundlichsten aber — wie wir nicht bergen wollen, — von Dorchen, dem schönen Töchterlein aufgenommen. Nach einigen herkommlichen Weigerungen wurde

Digitized by Google

dem Innhaber das Nachtquartier, und ein Aufenthalt von einigen Tagen zugesagt, wofern er dem Reisegefährten gleichen Schutz angedeihen lassen, und das verpönte obere Stockwerk aus dem Spiel lassen wollte.

Es konnte nicht fehlen, daß diese Aeußerung nicht den Fremden hätte neugierig machen, und die ganze Spukgeschicht der Länge nach wieder auf die Bahn bringen sollen. Nachdem sich dieser sonach von dem ganzen Hergang des Abenteuers genau unterrichtet, und die Versicherung erhalten hatte, daß seitdem den Hausgenossen, — außer einer abergläubischen Magd, die in einer Bodenkammer schlafe, — nicht das geringste von der Art mehr vorgekommen sey, so kündigte er der Gesellschaft seinen Entschluß an, sein Heil in dieser Sache zu versuchen, und bat sich von dem Hausherrn die Erlaubniß aus, das gefürchtete Gemach einnehmen zu dürfen.

Er nahm es nach manchen Warnungen und einem jovialischen Abendmahl wirklich ein, hing zwo geladene Pistolen an der Wand seiner Bettstatt auf, setzte eine Nachtlampe mitten auf den Tisch und legte sich schlafen. Nicht lange hielt es die Furcht gegen die ermüdenden Beschwernisse der Reise aus. Ein erquickender Schlaf breitete sich vielmehr schon vor der Gespensterstunde über ihn aus, und er erwachte spät am andern Morgen, — gestärkt an Herz und Sinn, und ungemein aufgelegt, seinen Reisegefährten wegen seiner Furchtsamkeit recht derb auszulachen. Er ließ es auch in der That nicht daran fehlen, und bestand darauf, daß ihm sein Freund in der folgenden Nacht Gesellschaft leisten sollte, und seine Entschlossenheit vor den Anzäpfungen der Hausgenossen, besonders in den Augen der schönen Wirthstochter zu retten.

Nach vielem Zureden drang der Fremde vornehmlich mittelst des letztern Grundes durch. Der Vetter begab sich mit ihm in der zwoten Nacht unter den herzlichen Besorgnissen des Töchterchens ins obere Stockwerk, kreutzte sich heimlich, als er das fatale Bette wieder ansichtig wurde, untersuchte die Pistolen, schürte die Lampe, legte sich hart an die Seite seines Freundes, und entschlief mit ihm mitten unter einem zerstreuenden Gespräch.

Stille war alles im Hause. Die Magd schlief auf ihrer Bodenkammer — in Gesellschaft des zahmen Hausviehes; die beyden Gäste ruhten sorglos mit verschlungenen Armen im obern Geschoß; der ehrsame Wirth mit seiner Familie im zweyten. Kein Odem ließ sich hören, kein Laut unterbrach die Stille der Nacht. Horch, da kams — mit dumpfem Tritt die Treppen herauf, und langsam näher und immer näher dem Schlafgemach .... Mit einem fürchterlichen Schrey erwacht der Fremdling und sieht dieselbe Gestalt, die ihm das erstemal das Haar emporgesträubt hatte, bleich über sein Antlitz herabgebückt. — Wenig fehlte, so hätte er seinen Schlafgenossen aus dem Bette gedrückt. Er schwang sich wie beflügelt über ihn hinweg, stürzte zur offenen Thür hinaus, und die Treppen hinab, — als rauschte das wüthende Heer hinter ihm her, — und flüchtete ins heilige Ehgemach.

Mit mehr Entschlossenheit, obgleich nicht weniger betroffen, gewahrte sein Freund die Gestalt; konnte sich aber eines Schauers nicht erwehren, als er sie zu sich ins Bette schlüpfen sah. Wenig fehlte, so hätte auch er den Kampfplatz geräumt. Indessen nahm er sich noch zusammen, sprang aus dem Bette, griff mit der einen Hand nach der Pistole, mit der andern

Digitized by Google

nach dem brennenden Lichte, zog sich ans Fenster zurück und erwartete den Angriff des Gespenstes. — Eine Stellung, worin sich seine Herzhaftigkeit nicht übel ausnahm! Da aber der Geist keine Notiz davon nahm, sondern ruhig wie ein Todter liegen blieb: so trat er wieder näher, wagt' es, hielt das Licht übers Bette hin, und forschte mit scheuem spähenden Blick nach dem Antlitz der Schlummergestalt: aber wie süß ward er überrascht, da er in ihr — Dorchen, die schöne Tochter des Wirths erkannte. Seine Furcht schwand, sein Gesicht hellte sich auf, Pistole und Leuchter kamen an ihre alte Stelle und er selber legte sich ohne Bedenken an die Seite des holden Gastes. In der That war ihm diese Entschädigung nach einem so mißlichen Abenteuer wohl zu gönnen. Auf seinen Arm gestützt bückte er sich über das reitzende Mädchen hin, und berauschte sein Auge lange in den Zaubern ihrer bloßgegebenen Schönheit. Diese stillen Betrachtungen brachten jedoch sein Blut in kurzem so sehr in Aufruhr, daß er sich mit Gewalt von seiner lieblichen Bettgenossinn losriß, einige Kleider umwarf, das Licht ergriff, und sachte das Gemach verließ, um den Hausherrn und seinen Freund herbeyzuholen. Schwer hielt es bey jenem, noch schwerer bey dem Entflohenen, ihn zu einer nochmaligen Besichtigung zu vermögen. Letzterer besonders erklärte es durchaus für eine Unmöglichkeit, seine noch zitternden Nerven diesem neuen Sturme auszusetzen. Die scherzhafte und zuversichtliche Art indessen, womit sein Gefährte von der Erscheinung sprach, und ein leichter Wink, den er der Wirthinn gab, bewog zuerst diese, und durch sie den Ehemann, einen neuen Versuch zu machen — und der furchtsame Vetter mußte sich endlich gleichfalls das Wagestück ge-

fallen lassen, wenn er sich nicht von einem Frauenzimmer beschämt sehen wollte.

So ging also der nächtliche Zug, langsam wie ein Feengeleite, die Treppen hinauf. Jeder trug ein Licht in der Hand, und der Anführer sowohl als der nachfolgende Hans waren zum Ueberfluß mit Vertheidigungswerkzeugen versehen. Sie betraten leise das Zimmer, blieben am Eingang stehen, und sahen erstaunt dem Fremden nach, wie beherzt er sich dem Bette näherte, und sie zu sich rückte. Die Wirthinn war die erste, die ihm folgte, die erste, die ihr — Dorchen in dem Geist erkannte. Lachend ergriff sie ihren Ehemann und Vetter beym Arme, schalt ihr Memmenherz derb aus, und zerrte sie vors Bette.

Groß war das Erstaunen, noch größer und niederschlagender die Scham der guten Leute als sie das Mädchen erkannten. Bey einem armen Sünder, der auf der Leiter Pardon rufen hört, kann der Uebergang vom Entsetzen zur Freude nicht größer seyn, als bey dem guten Vetter. Kaum konnt' er den lauten Ausbruch seiner Gefühle zurückhalten. „Hab' ichs nicht immer behauptet, daß Weiber, wenn es darauf ankömmt, oft mehr Muth haben, als die großsprechendsten Männer? — sagte die Wirthinn, und sah ihren Mann an. „Lob dem Fremden, von dem sich dein ganzer Heldenmuth herschreibt — entgegnete dieser. „Ehre wem Ehre gebührt — sagte der Vetter und küßte seinen Freund. „Wart, ich will dir's eintränken, du kleine Hexe! mich so in Schrecken zu jagen . . . schloß der Vater, und lächelte seine schlafende Tochter an.

Digitized by Google

Mitten unter diesen Debatten, welche mit leiser, gedämpfter Stimme geführt wurden, rafte sich das Mädchen vom Lager empor, ergriff ihr Nachtlicht, und verließ mit feyerlichem Schritt die Versammlung. Zwey leicht zu errathende Mitglieder wären durch diesen Aktus beynahe wieder in ihre vorige Krise zurückgefallen, und hätten ihre eigenen Sinnen Lügen gestraft — so schauerlich war der Anblick der Nachtwandlerinn. Hans, ob er gleich bisher alles mit angehört hatte, vergaß sich, als sie gegen ihn kam, so weit, daß er seinen Thürposten verließ, und in einem Odem zwey Stockwerke bis in die Bodenkammer der Magd hinaufrannte . . . Dorchen fand indeß ohne zu straucheln, den Weg in ihr Schlafgemach; Vater und Mutter versöhnten sich wieder im Ehebett, und der entzauberte Vetter legte sich mit unsäglichem Vergnügen auf die noch warme Stelle des liebenswürdigen Nachtgeistes.

Am andern Morgen war Dorchen die letzte beym Frühstück. Als sie ankam, hatte der junge Kaufmann bereits seine Herzensangelegenheit bey den Eltern hinterlegt, d. i. er hatte feyerlich um sie angehalten. Da er ein Verwandter des Hauses, von guter Familie, wohlhabend, und ihnen lange schon bekannt war; da ihm überdieß sein muthiger Reisegefährte nachdrücklich in seinem Anbringen unterstützte: so erfolgte die beyderseitige Einwilligung leicht und schnell, und die ganze Sache blieb nur noch auf das Jawort der Tochter ausgesetzt. Als diese jetzt ins Wohnzimmer trat, flog ihr der Jüngling entgegen, schloß sie in seine Arme, und fragte: „Willst du die Meine werden, so bin ich ewig der Deine?“ Sie wand sich los; sie blickte bestürzt und fragend ihren Vater an. „Wir haben nichts dagegen, — sagte dieser, — „frag dein eignes Herz!“ Sie eilte

in den Arm des Jünglings zurück, und ein Kuß war ihre Antwort.

So endigte sich die Gespenstergeschichte in einem Fränkischen Grenzstädtchen mit einer — Hochzeitnacht, welche im nehmlichen Zimmer und Bette gefeyert wurde, worin der Bräutigam kurz vorher Todesangst ausgestanden hatte. Dem Vernehmen nach rührten die nächtlichen Umgänge des Mädchens einzig von einer verschlossenen Leidenschaft für den schönen Vetter her, und es soll ihr im Verlauf ihrer Ehe nie mehr eingekommen seyn, ihr Bette in der Mitternachtstunde zu verlassen.

S.

Digitized by Google

V.

Darf eine moderne Statüe in modernem Kostüm dargestellt werden?

(In Bezug auf die Statüe equestre Friedrichs des Einzigen.)

Kunstverständige haben schon längst bemerkt, daß eine mit natürlichen Farben bemahlte Bildsäule, einen höchst unerträglichen Anblick gewähre. Die Täuschung, sagen sie zur Erklärung dieser Erscheinung, sey zu groß; die Erwartung, daß diese, der menschlichen so ähnliche Gestalt, auch menschliche Handlungen verrichten, auch sprechen und sich bewegen werde, zu gegründet; und der Mensch in dieser Hoffnung am Ende zu grausam betrogen, als daß er nicht über das Eingeschränkte der Kunst, die Größe des Künstlers vergessen, und Bedauern an die Stelle der Bewunderung bey ihm treten sollte.

So richtig diese Erklärungsart auch wäre, wenn die gedachte Erscheinung nur allein vor uns stände; so sehr möchte doch, in Verbindung mit andern, die Frage aufgeworfen werden können: was heißt die Täuschung sey zu groß? oder: kann Täuschung je zu groß, und in welchen Fällen kann sie es werden? — Dem De-

korationsmahler, der einen Tempel aus der Leinwand hervorspringen läßt, der für das, in dem Augenpunkt stehende Auge, die schönste Facade entwirft, wird gewiß nicht durch eben das Tadel erwachsen, was er eigentlich bewirken will. Von ihm wird niemand sagen: die Täuschung ist zu groß; die schöne Außenseite läßt auch ein schönes, brauchbares Innere erwarten; und der Betrug ist zu grausam. Von ihm wird niemand verlangen, die Grenzen seiner Kunst nicht zu erreichen, die Täuschung nicht so weit zu treiben, als er kann, damit die unangenehme Empfindung, getäuscht worden zu seyn, nicht hintennach in uns entspringe. — Oder, wenn die Schauspielerinn, eine Meisterinn in ihrer Kunst, uns durch die Vorstellung der Medea, von Mitleiden, zur Wuth, von Wuth zur Verachtung und zum Hasse, wirft; wenn sie in ihrer Gewalt hat, Geberden, Stimme und Kleidung und jede Kleinigkeit so nachzuahmen, daß der getäuschte Zuschauer für sie alle die Leidenschaften fühlt, die ihm die wirkliche Medea eingeflößt hätte: wird man sie der zu großen Täuschung halber tadeln? Schwerlich! denn der Künstler, der einen gewissen Umstand darstellen soll, muß ihn, ohne allen Abgang, so darstellen, wie er in der Natur angetroffen wird; und dann darf er gewiß keine Rücksicht auf die Empfindung nehmen, die nachher, durch die entdeckte Täuschung in uns entstehen mag, und die auch daher ganz außer seinem Wirkungskreise liegt. Je näher der Künstler seinem Vorbilde kommt, je mehr Merkmale er sich von demselben zuzueignen versteht, damit seine Darstellung mit der Sache selbst verwechselt werden müsse, je mehr Dank wird er verdienen, und je gewisser wird ihm der Beyfall des Kenners werden. Ist dieses aber, wie kann die bemahlte Bildsäule eine Ausnahme von dieser Regel machen, und die zu große Täuschung bey ihr Mißfallen erregen? Die Seelenlehre hat wahrlich nicht

Digitized by Google

eine solche Mannichfaltigkeit an Regeln, um so viele Ausnahmen haben zu müssen. Man erlaube mir daher, den Gesichtspunkt anzugeben, unter dem ich mir die Sache vorstelle.

Die Nachahmung der Natur, die in allen Kunstwerken beobachtet werden muß, kann dreyerley beabsichtigen. 1) Bloße Täuschung; 2) Täuschung und Erregung einer bestimmenden Leidenschaft; und endlich 3) bloße Erregung einer bestimmten Leidenschaft.

1) Die Putzmacherinn, die mit aller Sorgfalt eine Rose aus Flor verfertigt; der Künstler, der eine Kirsche aus Wachs formt, wollen beyde bloß täuschen. Die Rose aus Flor soll an dem Kopfe einer Dame die Stelle der natürlichen Rose vertreten, und die wächserne Kirsche bey einem Gastmal den Tisch zieren helfen. Beyden ist es um bloße Nachahmung zu thun, und hier soll nichts idealisirt, nichts so dargestellt werden, wie es sich der Künstler bloß dachte; sondern wie es wirklich ist. Daher aber würde jede Abweichung von dem Urbilde, der Natur, sollte sie auch verschönern, zweckwidrig seyn. Eben so würde der bildende Künstler, der die Ahnenreihe eines Fürsten etwa als Kabinetstück nach der Natur verfertigt, seinen Zweck verfehlen, wenn er idealisiren wollte. Er muß der Natur bis auf Kleinigkeiten treu bleiben, muß selbst das Kostüm beobachten, und seine Einbildungskraft in Schranken zu halten wissen. Denn hier ist es auf bloße Täuschung abgesehen. Wir sollen bey dergleichen Arbeiten, durch des Künstlers Hand zweifelhaft werden, ob wir die Natur selbst oder eine Nachahmung derselben vor uns haben; und je genauer daher die Nachahmung dem Urbilde entspricht, je weniger der Künstler verloren gehen ließ; je näher wird er den Grenzen seiner Absicht gekommen seyn. In dem Museo zu Kassel, wo der Stammbaum des Landgrafen nach dem Leben und in völliger,

Digitized by Google

farbiger, zu der Lebenszeit eines jeden, sittlichen Kleidung aufbewahrt wird, klagt niemand über zu große Täuschung und die daraus entstehende widrige Empfindung. Die Absicht ist hier zu täuschen, und hier giebt es kein anderes Maximum als die Natur selbst, keinen andern Maßstab zur Beurtheilung dieser Art von Kunstwerken, als die völligste, übereinstimmende Aehnlichkeit mit ihren Urbildern, und diese kann nie zu groß werden. Das nehmliche gilt von allen Künstlern, die die bloße Absicht haben zu täuschen, d. h. einen Gegenstand der Natur oder der Kunst, der zu dieser Zeit und in diesem Raume vorhanden war, in einer andern Zeit und einem andern Raume als wirklich darzustellen.

2) Der Schauspieler hingegen, der den Cäsar vorstellt; der Landschaftsmahler, der den Vesuv in dem Augenblick entwirft, wo dieser Feuer speiet, haben freylich beyde die Absicht zu täuschen; aber nicht der Täuschung halber, sondern um eine Leidenschaft zu erregen. Wir sollen durch den Schauspieler, Bewunderung für die Größe des Mannes, Mitleiden über seine Ermordung und Abscheu gegen seinen Mörder fühlen; wir sollen, durch den Mahler, bey dem Anblick dieses erhabenen Schauspiels der Natur, zwischen Furcht und Neugierde schwanken, sollen den Anblick wünschen, und ihn dennoch fliehen, und sollen zitternd die Augen schließen, indeß unsre Sicherheit sie zu öffnen uns wieder neuen Muth giebt. Daher aber müssen dergleichen Künstler auch mehr thun, als diejenigen, deren Absicht die bloße Täuschung gewesen. Sie müssen auch idealisiren, d. h. den Gegenstand in der Einbildungskraft so fassen, damit alles Fremdartige von der Darstellung entfernt werde, welches die Einbildungskraft des Zuschauers von der Absicht des Künstlers abwenden könnte. Der große Mann hat, eben so wenig wie die Natur, die Absicht durch seine Werke zu rühren. Wenn Kato sich zum Wohl seines Va-

Digitized by Google

terlandes hinopfert, will er nicht das Mitleiden seiner Mitbürger erregen; er übt die That, die er zu andern Entzwecken als nützlich anerkennt, ihrer selbst willen aus. Eben so wirft der Vesuv seine Lava nicht deshalb aus, um die benachbarten Einwohner in Schrecken zu setzen, oder ihnen ein erhabenes Schauspiel darzubieten. Daher aber kann es sich leicht zutragen, daß mit den wirklichen Handlungen oder den wirklichen Naturbegebenheiten, Nebenumstände verwebt sind, die die beabsichtigte Leidenschaft des Künstlers zerstören würden, wenn er sie genau so wieder geben wollte, als er sie empfangen hatte. Dazu muß er idealisiren. Da aber auch die Absicht des Künstlers ist, zu täuschen; da er den Cäsar nicht mit dem Mark Aurel, den Vesuv nicht mit dem Aetna verwechselt wissen will: so liegt ihm ob, genau so viele Merkmale in seiner Nachahmung aufzunehmen, als hinreichend sind, die vorgestellte Sache zu erkennen, und von andern zu unterscheiden. Kostüm und Theaterverzierung müssen in dem einen Falle, die Gestalt des Berges, die Farbe des Kraters und ein Theil der umliegenden Gegend, in dem andern beybehalten werden, damit die Täuschung vollkommen werde. Die Nachahmung, die hier zur Täuschung dient, und der Einbildungskraft des Künstlers Grenzen setzt, kann hier ebenfalls nicht zu groß werden; die Empfindung, das Bild statt den Mann zu finden nichts widriges enthalten, indem Nachahmung und Ideal zusammengehen müssen, um die bestimmte Leidenschaft hervorzubringen. Ohne die Nachahmung würde vielleicht die nehmliche Leidenschaft, aber nicht für den Mann oder über diesen Gegenstand empfunden werden.

Wenn aber 3) ein Volk, von den Thaten eines großen Mannes beseelt, angetrieben wird, ihm ein Denkmal zu errichten; wenn es von Ehrfurcht und Liebe durchdrungen, fühlt, daß das Andenken seines Landesvaters durch die Zeit, wie alle andere Dinge,

Digitized by Google

geschwächt werden könnte, und in einem Monument sein eignes Gefühl mit aller seiner Wärme verewigen will — dann will dieses Volk weder sich noch die Nachwelt täuschen. Es würde sich unglücklich fühlen, wenn der späteste Enkel das Bild für den Mann, durch seine Veranlassung, nehmen könnte. Es gleicht dem recht feurigen Liebhaber, dem das Gemählde seiner Geliebten viel zu viel Sinnliches enthält, um es dem Schattenrisse vorzuziehn. Er will nur den Schattenriß; will alles, alles durch seine Einbildungskraft ersetzen, was die Abwesenheit des geliebten Gegenstandes ihn vermissen läßt; will durch den Anblick eines kleinen unvollständigen Theils das Ganze herstellen; will bis aufs Innerste erschüttert seyn, und würde an dem Gemälde nur zu tadeln finden; bey der genauesten Aehnlichkeit nur kalt und ungerührt bleiben.

Hier würde die Täuschung zu groß werden, wenn die Bildsäule bemahlt wäre. Wenn die Einbildungskraft, von der Erwartung eines großen Anblicks gespannt, nichts hervorzuarbeiten findet; wenn sie durch die sinnliche Darstellung schon bis zu dem Punkte geführt wird, den sie erreichen soll, geht sie, um nicht müßig zu seyn, wie alle Dinge in der Welt, die ihre höchste Stufe bestiegen haben, den nehmlichen Weg zurück, den sie gekommen ist. Die bemahlte Bildsäule läßt ihr zum Ergänzen nicht den mindesten Spielraum; sie sieht den Mann, den sie sehn soll, ganz so wie er im Leben war; erfährt dadurch, daß er so gestaltet, so gekleidet gewesen; und müßte stehen bleiben. Das kann sie aber nicht: sie muß nach dem Associationsgesetz stets vor- oder rückwärts schreiten; und wird durch den nach dem Leben dargestellten großen Mann, ganz natürlich auf seine Handlungen und seine Thaten geleitet werden. Nun will sie die gleichsam lebende Bildsäule auch handeln und wirken lassen; will Augenzeuge

Digitized by Google

dessen seyn, was von ihm erzählt wird, und findet von allem dem nichts. Die gespannte Erwartung in Nichts aufgelöst, artet ins Lächerliche aus. Die Bildsäule, die Hochachtung für den Mann erwecken sollte, flößet Verachtung für sich ein. Wir wollten den Mann sehen und bey seinem Anblicke gerührt werden, und finden einen Stein, den wir wehmüthig und vielleicht gar mit der freylich ganz erbaulichen, aber gewiß nicht ästhetischen Betrachtung verlassen, daß wir doch alle sterben müssen!

Hier muß der Künstler bloß idealisiren, hier seine ganze Einbildungskraft aufbieten, um nicht zu täuschen, um ja nicht durch Aehnlichkeit die Wirkung zu hintertreiben, die er hervorbringen wollte; und hier alles das als fremdartig betrachten, was erst durch die Einbildungskraft des Beobachters ersetzt werden soll. Mag sie sich doch immer die Sache nicht so vorstellen, wie sie war; mag sie doch immer den Mann so ausputzen, wie sie will; das schadet dem Manne nicht. Die einmal in Schwung gesetzte Einbildungskraft wird ihm gewiß nur seiner Größe und Würde gemäße Kleidung verleihen, wird das Fehlende so ergänzen, wie sie den Mann gesehen zu haben wünscht, und wird dadurch Gelegenheit haben, ihn vergrößert, veredelt zu denken. Aber sie würde ihn verkleinern, herabsetzen müssen, wenn der Künstler ihr vorgearbeitet, und sie nichts zu ergänzen hätte.

Ehe ich weiter gehe, und die Anwendung meiner Meinung mache, erlaube man mir eine Bemerkung zur Bestätigung derselben beyzubringen. — Die Französischen Kunstrichter, die nach Batteux den Zweck der schönen Künste in die Nachahmung der Natur, also in Täuschung setzen; die von den Deutschen, die mit Baumgarten die Hervorbringung einer sinnlichen Vollkommenheit als den einzigen Zweck der schönen Künste ansehen; und endlich die mit Hr. Prof. Heidenreich, den schönen Künsten die

Darstellung eines bestimmten Zustandes der Empfindsamkeit als Zweck anweisen — alle diese, sage ich, müssen von den beyden Hauptregeln der Aesthetik: Ahme der Natur nach, und verschönere oder idealisire sie, nothwendig entweder eine oder alle beyde für unwesentlich ausgeben. Denn soll nach Batteux die bloße Nachahmung der Natur den Künstler schon krönen, soll Täuschung allein sein Augenmerk, der höchste Zweck seiner Kunst seyn; wozu die Natur verschönern, wozu Ideale sich schaffen? Er hat durch die bloße Nachahmung alles treulich geleistet, was er leisten darf; und würde durch jede Abweichung von seinem Urbilde, seinen Zweck verfehlen. Die Kunst, die solchergestalt zur bloßen Abschreiberin herabgewürdigt wird, kann, nach ihrem Zwecke, nicht beyde Regeln vereinigt wissen wollen. Denn sobald das Urbild verschönert wird, sobald die Nachahmung aufhört ähnlich zu seyn, hört der Künstler auch auf zu täuschen, die Nachahmung für das Urbild nehmen zu lassen und zernichtet so das, was er eigentlich bewirken soll.

Nach Baumgarten fällt dieser Einwurf freylich weg. Nach ihm wird die Regel von der Verschönerung der Natur von der äußersten Wichtigkeit Eben weil die Natur nicht immer sinnliche Vollkommenheiten hervorbringt, weil sie nie die Absicht hat, Leidenschaft zu erregen, muß sie, vermöge des einzigen Zwecks der Kunstwerke, vom Künstler verschönert werden. Aber von der andern Seite wird dadurch der Kunst ein viel zu enges Feld angewiesen. Der Ehemann, dem das Schicksal eine, der Gestalt nach, häßliche Frau zugetheilt hat, und der sie dennoch, ihrer übrigen Eigenschaften willen, liebenswürdig genug findet, um sie mahlen zu lassen; der Landesherr, der unter seinen Ahnherren einen ungestalten Bucklichen zählt, und der, als einen Beytrag zur Geschichte, diesen um

alles

alles in der Welt willen, nicht anders dargestellt haben möchte, als er wirklich war; der Kupferstecher, der zum Behuf des Anatoms, die innern Theile des Menschen, — von denen die Baumgartensche Schule gesteht, daß keine sinnliche Uebereinstimmung im Mannichfaltigen darin herrsche — nach der Natur, bis zur Täuschung ähnlich, zeichnet: — alle diese würden gegen den Zweck der schönen Künste handeln, und durch eine solche Darstellung sich um den Nahmen Künstler bringen. Denn wo die Natur keine sinnliche Vollkommenheit hervorgebracht hat, davon dürfte auch keine Nachbildung gemacht werden, das müßte verschönert werden, wenn es unter die Kunstwerke aufgenommen werden sollte.

Vollends aber sind nach Hrn. Prof. Heidenreich beyde Regeln als ganz unwesentlich zu betrachten. Der Zweck, den er den schönen Künsten anweiset, ist bloß subjektiv; die Empfindsamkeit die der Künstler darstellen soll, hat bloß Bezug auf seine Empfindsamkeit, und bekümmert sich keinesweges um die Wirkung, die diese Darstellung in andern hervorbringen wird. Wozu daher Nachahmung der Natur, wozu Verschönerung derselben? Mag er doch dem schönsten Weiberkopf einen häßlichen Fischschweif geben, die widersinnigsten, in der Natur nie beysammen gefundenen Dinge zusammenpaaren, das goldne:

Spectatum admissi risum teneatis amici?

ist für ihn von keinem sonderlichen Werthe. Denn ihn hat seine Darstellung in einen bestimmten Zustand der Empfindsamkeit versetzt, und wehe dem! der nicht mitempfinden kann. Welcher welchen Zustand der Empfindsamkeit stellt der Künstler dar, der eine ihm sehr gleichgültige Person sitzen läßt, und sie nach dem Leben ganz ähnlich mahlt; welchen der, der eine Kirsche aus Wachs, eine Rose aus Flor verfertigt? Endlich wodurch wird der Künstler von demjenigen unterschieden seyn, de

ganz trocken, ohne alle ästhetische Gefälligkeit, das Vergnügen erzählt, das er an einer Fleischpastete gefunden hat? Er stellt eben so gut, wo nicht mehr als Corregio in seiner Nacht, einen bestimmten Zustand der Empfindsamkeit dar.

Aber gesetzt auch, Zustand der Empfindsamkeit hieße beym Hr. Prof. Heidenreich so viel als empfindsamer Zustand; und so wäre der Zweck freylich objektiv, aber gewiß die Erklärung dieses Zwecks viel zu eng. Außer daß die schöne Kunst nur selten Zustände, sondern größtentheils Gegenstände darstellt; außer daß der Steinschneider, der Mechanikus ꝛc. die alle weder einen empfindsamen Gegenstand, noch empfindsamen Zustand darstellen, den Nahmen Künstler usurpiren müßten: würden noch überdieß unzählige Gegenstände zu empfindsamen Gegenständen werden, die es in der Natur nicht sind. Meine Lichtputze mit allen ihren respektiven Attributen, die nichts weniger als ein empfindsamer Gegenstand ist, würde es in dem Augenblicke werden, als ein Chodowiecki sie zeichnete. Denn nun ist sie ein Werk von der Hand eines Künstlers, und muß empfindsam geworden seyn.

Nimmt man aber die Nachahmung der Natur als Mittel an, um verschiedentlich drey verschiedene Zwecke zu erreichen, so scheinen mir die gedachten Schwierigkeiten alle hinwegzufallen. Ist Täuschung die einzige Absicht des Künstlers, so muß seine Einbildungskraft schweigen, um ihm ja nicht die mindeste Kleinigkeit, an dem ihm zur Nachahmung dargebotenen Gegenstande zu verändern. Er muß gleichsam mit philosophischer Kälte überlegen, was wahr und passend, oder was falsch und fremdartig sey. Denn hier hat seine Einbildungskraft nicht mehr zu thun, als sie beym Geometer zu thun findet, der eine mathematische Figur, ohne vorgelegtes Vorbild, zeichnet. — Soll hingegen außer der Täuschung noch eine bestimmte Leidenschaft erregt werden, so

Digitized by Google

muß von der Natur oder dem Vorbilde freylich so viel beybehalten werden, als zur Täuschung erforderlich ist; aber eben weil der Künstler auf die Einbildungskraft wirken will, muß er bey seiner Komposition nach ihren Regeln verfahren, und die Natur verschönern. Die Einbildungskraft, die nichts unvollendet läßt, sich stets ein Ganzes schafft, stets mehr sucht, als sie findet, und mehr findet als ihr gegeben wird, wünscht bey einem schönen Kopfe auch einen schönen Körper, zaubert alles Fremdartige, nicht Passende hinweg, und ist nicht eher befriedigt, als bis sie es so dargestellt hat. Sie schafft sich stets ein Ideal. Und diesem Ideal, mit Beybehaltung der Aehnlichkeit, muß der Künstler nahe zu kommen suchen, wenn er auf dem Wege vom Ideal bis zur sinnlichen Darstellung nicht mehr verlohren gehn lassen will, als durch die Einbildungskraft des Beobachters auf dem Rückwege, wieder aufgefunden werden kann. — Soll aber endlich ein Werk der Kunst bloß Leidenschaft erregen, so muß, wie wir gesehen, Täuschung aufs sorgfältigste vermieden werden; und dann hat es der Künstler nur mit dem Ideale zu thun. Immer muß er der Natur getreu bleiben, d. h. er darf nicht von der Aeußerung einer andern Leidenschaft Züge abborgen und sie der leihen, die er erregen will; nicht den Mann, für den er Ehrfurcht einzuflößen gedenkt, als einen Kleinmeister schildern; aber er kann alles hineintragen, was seine Erfahrung ihm als Mittel bewährt hat, die Leidenschaft zu erregen, um sie dadurch im höchsten Grade zu bewirken. Die Aehnlichkeit mit dem Vorbilde muß hier das letzte Augenmerk des Künstlers seyn, weil Aehnlichkeit nur die Wirkung schwächen würde.

Die Anwendung dieser Behauptung auf die Statüe equestre Friedrichs, ist leicht. Die Gründe, die eine bemalte Bildsäule als zweckwidrig finden, wenn durch sie eine Leidenschaft im hohen

Grade erregt werden soll, müssen auch das moderne Kostüm verwerfen. Man würde dadurch noch immer zu wenig idealisiren, noch zu sehr das Vorbild darstellen. Aber wenn Ihm, Ihm dem Einzigen eine Bildsäule errichtet werden soll; Ihm dessen Ehre am Himmel glänzt und nur mit dem Einsturz des Weltalls erlischt; Ihm dessen Ruhm mit jedem Neugebornen, ein neuer Bewundrer geboren wird, und durch Jahrtausende nur vermehrt werden kann — wenn Ihm eine Bildsäule errichtet werden soll: wer wagt es da der Natur in Kleinigkeiten treu bleiben zu wollen? wer wagt es Ihn zur Garderobe seines Jahrhunderts zu machen, an Ihm die Kleidertracht eines bestimmten Standes anzuhängen? War Kleidung bey Seinem Leben für Ihn das Wichtigste? sah man auf Seine Kleidung wenn man Ihn sah? Und Künstler und Nachwelt sollen einen Augenblick den Mann über seinen Putz vergessen? — Und welche Kleidung will man Ihm geben? Die des Helden! Aber war er denn nur Held? Er war — o! er war Er! Wie wenig zeigten wir dann von unsrer Achtung gegen Ihn, wenn wir Ihn durch eine gleiche Kleidung mit uns, zu uns herabwürdigten! wie unwürdig wären wir dann mit Ihm gleich gekleidet zu seyn, wenn wir unsern tiefen Stand unter Ihm nicht fühlten, und uns — o des Stolzes! — uns dessen würdig wähnten! Von Ihm muß der Künstler sich ein Ideal schaffen, in welchem Mensch und Vater und Held und Gesetzgeber und alles sich vereinigt, was je Gutes, Edles, Großes und Erhabenes in einem Manne vereinigt gewesen. Er muß Ihn, wenn er nicht tief unter seinem erhabenen Urbilde stehen bleiben will, so darstellen, wie ein jeder Ihn denkt, wie ein jeder einen König wünscht, ohne Mängel und ohne Tadel — mehr als Mensch.

Nur weil die Alten es lebhaft fühlten, wie wenig der, dessen wohlthätigen Einfluß auch die Nachwelt segnen wird, in dem ge-

Digitized by Google

wöhnlichen Kostüm dargestellt werden darf, nur deßhalb, glaube ich, haben sie viele derselben als Götter gebildet. Die Zeitgenossen einer Ceres, eines Aeskulaps, haben diese gewiß nicht für Götter gehalten. Sie sahen es aber, wie tief sie unter jenen ständen, wie wenig sie den Namen Mensch verdienten, wenn jene auch nur Menschen wären, und ihre Einbildungskraft schuf ein Wesen höherer Art, einen Gott aus dem Gegenstande der Verehrung.

Aber, wird man sagen, warum soll die Nachwelt den Mann nicht sehn, wie er hienieden unter uns wandelte? Warum Ihn nicht in der Kleidung darstellen, die ehrwürdig für uns war, und es auch für die Nachwelt seyn wird? warum die Bildsäule in spätern Zeiten der Gefahr aussetzen, nicht für die des Deutschen Friedrichs erkannt zu werden? — So gegründet diese Einwürfe auch scheinen mögen, so wenig ich auch bey jedem andern, minder wichtigen Monumente, dagegen einzuwenden hätte; so wenig wollen sie mir doch einleuchten, sobald von dem Denkmale Friedrichs die Rede ist. Denn Ihn der Nachwelt ganz so zu geben, wie wir Ihn sahn; so gekleidet in jener edeln Einfalt, ohne Anspruch und ohne Prunk, ist, wie jeder, der die Kleidung des Einzigen kannte, leicht einsieht, völlig unmöglich. Es ist unmöglich die Empfindung von Erhabenheit in die todte Bildsäule zu übertragen, die bey uns, durch den lebendigen Anblick der geringfügigen Kleidung an dem großen Manne, hervorgebracht wurde; unmöglich Ihn so zu zeigen, wie es Ihm beliebte sich uns sehn zu lassen, indem der Kontrast, der zwischen Ihm und Seiner Kleidung obwaltete, bey uns Bewunderung, aber bey der Nachwelt vielleicht eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringt. Die gespannte Erwartung, mit der man zu der Bildsäule gehen wird; die Begriffe von Hoheit und Würde, die man mit diesem Manne verbindet, und von deren Glanze man auch die Statue

umgeben zu seyn glaubt — alles dieß muß, durch den Anblick seiner einfachen Kleidung zerstört werden, würde eine Erwartung in Nichts auflösen, und gewiß nicht die beste Wirkung machen.

Unmöglich, sagte ich, aber auch unnütz! Der Nahme des Einzigen steht auf zu sichern Gründen, jede Kleinigkeit von Ihm wird von uns als Heiligthum aufbewahrt, und der löbliche Wetteifer der Schriftsteller und der Künstler ist zu groß, um besorgen zu dürfen, das je das Andenken dieses erhabenen Fürsten und seines wahren Kostüms verlohren gehn könnte. Berlin kann untergehn, aber der Nahme Friedrichs bedeutet Ewigkeit. Wenn schon der Urenkel unsers Kindeskindes von einem jetzt noch unbekannten Flecken der Erde auf die Trümmer Berlins mitleidig herabblicken wird, wird der Nahme Friedrich es von Verachtung retten, wird der Nahme Friedrich der Stolz des Deutschen Volkes, der Ruhm des Brennen seyn. Dieser Namen, dem Fußgestell eingegraben, schützt das Denkmal vor Verwechselung, trotzet der Zeit.

Aber wenn nicht in Brandenburgischer Kleidung, in welcher Kleidung denn? Etwa in der Hermannstracht? Bewahre! Der Mann, der durch seinen Zaubergeist Deutschlands Biedersinn mit Frankreichs feiner Sitte zu verbinden wußte, darf nicht wie der rohe Krieger, wie der angehende Mensch gekleidet erscheinen. Es wäre Verletzung der schuldigen Achtung, Herabwürdigung seiner Majestät und Verdunkelung seines vollstrahlenden Glanzes, wenn zwischen Ihm und Herrmann, auch nur zu der entferntesten Vergleichung, Gelegenheit gegeben würde.

Das Altgriechische Kostüm, die Kleidung der Natur, nackt, wäre freylich dann gut, wenn die Statüe zu Fuße errichtet werden sollte. Aber außer andern Unbequemlichkeiten, die eine nackte Figur mit sich führt, ist dieser Vorschlag bey einer Statüe equestre ganz unbrauchbar. Daher schlüge ich den Ordensmantel vor, der dem

Digitized by Google

Künstler Gelegenheit verschaffen würde, seinen Fleiß an den Tag zu legen, und unter dem die Einbildungskraft Spielraum genug hätte, sich die einfachste oder prächtigste Kleidung zu schaffen. Das Haupt könnte dann gar füglich unbedeckt und mit fliegendem Haar gebildet werden, anstatt daß zur Deutschen Kleidung der Hut gehört, der die Stirne bedeckt. Mit der Linken den Zügel des Pferdes haltend und dem Zeigefinger der Rechten auf den Theil des Mantels zeigend, auf dem das suum cuique eingegraben ist. Das würde den Geist des Mannes bezeichnen, der als Held und Landesvater, Ruhe und Vergnügen aufopferte, um jedem das Seine zu geben.

L. Bendavid.

Digitized by Google

VI.

Der Schwindelgeist.

Ne mihi fas audita loqui.

Virg.

Jüngst saß ich einsam vor Theresens Bad
Und spielte da mit einem Rosenkranz,
Den ich so eben fand; da ging bey mir
Ein frommer Mönch (von ächter Art!) vorbey.
Er sah mich an, ging fort; doch kam er bald,
Und setzte sich zu mir. „Ein Fremder? Gelt,
„Mein Sohn?“ sprach er mit sanftem Ton zu mir. —
„Ja wohl, mein Pater; und sehr weit zu Hause.“ —
„Ich merk es wohl; dein Mund verräth dich schon.
„Suchst du Gesundheit hier? Doch scheinst du frisch.“ —
„O ja, seit ich ein Wiener worden bin,
Flieh' ich sehr oft in dieses Städtchen her;
Denn hier bin ich vergnügter, als zu Wien,
Wo Aug' und Ohr so oft beleidigt wird.“ —
„Die ausgelaßne Stadt! Ich glaub' es gern;
Es schmerzt auch dich, daß sie so lästig ist.

Digitized by Google

Wohl dir! Ich seh, du bist noch unverführt;
Bist noch auf gutem Weg. Doch Deinesgleichen
Hat in und außer Wien fast alle schon
Ein böses Licht auf einen falschen Weg
Des Heils gelockt; und die sind ewig hin!
Schon gut! sie werden es einst tüchtig büßen.
Was heilig ist und ewig bleiben wird,
Verlachen sie: kein Glaube herrschet mehr!
Vorzeiten, ach! da war's hierin ganz anders.
O Zeit, o gute Zeit, wo bist du hin, —
Da Wir noch hoch in Ehren lebten? Wo?
Du bist vorbey!" — „Wohl wahr, sie ist vorbey;
Erträglich scheint mir doch auch diese noch." —
„Erträglich? Ja, wenn uns die vorige
Nicht stets im Sinne wäre! O wenn ich
Sie dir beschreiben möchte; doch ich schweige." —
„Gut! gut!
Wie schön ist nicht ein langes Leben!
Ich muß den Mann, dem grauer Haare Last
Die Scheitel drückt, ich muß ihn lieben und
Verehren; so auch Sie, Ehrwürdiger.
Wie hätt' ichs auch (o sagen Sie mir's doch!)
Zu machen, um so alt, wie sie zu werden?" —
„Ich will dir's sagen; du mußt mäßig leben,
So wirst du alt, und gut — beleibt, wie ich. —
Nur Schade, daß Ihr Andre dieß nicht wollt,
Was Wir so weislich thun! Ja Mäßigkeit,
Und Ordnung! Aber wer hat Sinn für diese

Zwey schöne Tugendschwestern? Niemand! Ach,
Mein Kind, die ganze Welt zerrüttet itzt
Ein böser Schwindelgeist, erzeugt von eitler
Philosophie, die jedes Herz verdirbt,
Und zum Verderben aller Christenseelen
Der böse Feind (bewahr Uns Gott vor ihm!)
Erfunden hat; denn, glaube mir, es steht
Nicht recht mit dieser Wissenschaft! Sie ist
Der blinden Heiden teuflische Geburt.
Und dieser Schwindelgeist, (den Einige
Aufklärung nennen wollen!) ist ein Feind
Der schönen Ordnung, weisen Nüchternheit.
Die Ordnung wahrlich ist ein gutes Ding;
Daher hat sie auch bis zur Pünktlichkeit
Bey uns geherrscht; die gute Wirkung siehst
Du noch an mir. So alt ich bin, so ist,
Du siehst's, mir dennoch wohl und gut." — „Und haben
So oft doch fasten müssen!" — „Freylich wohl;
Und eben drum. Ey weißt du nicht, wie gut
Auf Fasten alles schmeckt?

Da sehe man a)
Den schönen Schwindelkopf und seine Weiber.
Die hat wohl auch der Schwindelgeist verrückt.
Sonst würd' er traun! durch diese nicht sein Geld
Und Seelenheil verlieren, und bey uns
Für seine Seligkeit besorglich seyn. —

a) Dies gilt einem vorübergehenden Chevalier mit seiner Schönen.

Digitized by Google

Und jenes Fräulein mit dem blauen Buch,
(Das dort in jener Laube lies't, und o —
Gewiß ein sündlich Werk!) das würde auch
Statt lesen, wahrlich beten. O der bösen,
Verdorbnen Welt! Ach keine Frömmigkeit!
Kein guter Wille mehr! Man folgt uns nicht,
Man sieht nicht mehr auf uns!

„„Das könnten Sie b)
„„Im Ernste meinen? Nein; ein Vorurtheil.
„„Die Kirche, wie ichs just bewiesen habe,
„„Und gar der Staat, bedarf nun ihrer nicht;
„„Wohl aber ihrer Güter; und er sie, —
„„Die Pfleger und die Frucht des Aberglaubens, —
„„Sie nicht aus ihren Höhlen treiben dürfen? — —
„„Bekennen Sie's: die Franken durften, ja
„„Sie mußten sie dem Wohl des Staates opfern.
„„Wann waren sie dem Licht des Geistes und
„„Der Freyheit gut? Ich weiß es, niemals, denn
„„Ihr Stamm gedeiht im Schoß der Dummheit nur.
„„Man höre nur, wie sie jetzt schreyen, toben;
„„Die Welt sey zügellos: warum? weil sie
„„Sich nicht so tief, wie einst, vor ihnen bückt. —
„„O möchte doch ein andrer Joseph bald,
„„Aus unsern Staaten diese Hummeln jagen!“ c) —

b) Also Einer von zween Vorübergehenden, von deren Unterhaltung der Verfasser und der Herr Pater dieß Fragment mit anhören.

c) Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor etc.

„Was der nicht alles spricht, o Zeit, o Sitten!
Wie ärgerlich! Sieh, was die Laffen da
Von Vorurtheilen, Freyheit, Aberglauben,
Nicht alles faseln. Und das lernen sie
Itzt von den rasenden Franzosen, die —
Vom Teufel ganz gewiß besessen sind!
Daß doch die Polizey nicht solche Bursche
Gleich bey der Flanke packt und derb zerklopft.
Ich wollte sie! — Doch, wie gesagt, auch die
Verrückt der Schwindelgeist. Ein tolles Ding!
Es spukt schon überall, und, ach! sehr laut.
Hätt' er nur nicht auch Einige von Uns
Ergriffen! O, die Welt wird übel fahren;
Du wirst es sehn! Wenn's nicht bald besser wird. .“ —
„Das Gegentheil scheint mir gewisser.“ — „Ja?
Macht er nicht alles rührig, und verwirrt?
Wohin sein Same fällt entstehen Stürme;
Ein Saus und Braus. Er sollte nützen? Schön!
Verdirbt die Sitten, und benimmt sogar —
Den frommen Leuten ihren wahren Glauben.
Und ach in diesem Punkt ist man schon weit. .
Weh uns! der jüngste Tag ist nicht mehr fern!“ —
„O bis zu dem mag jenes Weingebirg
Noch vielmahl blühn.“ — „Will's Gott, ich wünsch' es wohl.“ —
„Verdirbt die Sitten? also meinen Sie
Die würden schlimmer.“ — „Ja, die werden schlimmer
Von Tag zu Tag; das kannst du selber sehn.
Denn kommen nicht der Kranken täglich mehr?

Digitized by Google

Die zwar, (weiß Gott!) nicht alle krank sind,
Doch leider durch ihr lustig Leben werden. —
Fürwahr, sie kommen nicht, um da zu beten!“ —
„Wie fein bemerkt! Doch könnten sie auch das?
Dieß ist ein heitrer, angenehmer Ort;
Und in der That auch ganz geschickt dazu,
Uns zu vergnügen, und dieß schöne Bad,
Gesund zu machen. Dank der großen Frau, [4])
Die es uns bauen ließ; sanft ruhe sie!“ —
„Ja und mit Recht; ach, immer werden Wir
Ihr Angedenken segnen, und umsonst
Uns ihre Zeiten stets zurücke wünschen!
Doch die nicht so von Ihrem schlimmen Sohn.
Sieh da, mein Kind, ein trauriges Exempel,
Wie weit der Apfel oft vom Stamme fällt.
Sie war so fromm und mild; und Er? —
Er ganz das Gegentheil; war ungestüm,
War wild, war ohne Herz, war gierig, — ach!
Das können wir ihm ewig nicht vergessen!
Das war zu arg, uns gar so stark zu zwicken;
Und wohl nicht schön, Uns plündern, unsre Sitze
Zerstören, ja Uns gar ausrotten wollen!“ —
„Er konnte das?“ — „Der tolle Schwindelkopf!
Geist wollt' ich sagen. — Der verleitete
Ihn ganz allein des Herren fromme Diener
So zu verfolgen, wie Er böslich that. —
Der Himmel ist gerecht, drum straft er Ihn.

4) Maria Theresia.

Er mußte wohl; so ungebührlich Uns —
Die Klöster nehmen, und sie zu profanen
Gebrauch entweihn, und Unsre Keller — ach!
Und unsern Wein" — „der euch nicht wenig oft
Begeistert haben mag!" — „Ein so unchristlich
Vergehen hat den Tod zu wohl verdient." —
„Sie haben Recht, Ehrwürdiger! Daß Er
So viele Weingebirge Ihnen nahm, —
Die sie zum Dienst des Herrn so gut gebrauchten,
That er nicht gut!" — „Nun freue dich mit mir;
Der vielgeliebte Leopold wird bald — —
Er, unser Vater, wird es besser machen!
Wie wollen wir dann alle wieder froh
Im Weinberg Unsers Herren dienen! O,
Der goldnen Zeit, die Uns beglücken wird!

Ich sah ihn an und mußte lächeln; Er
Bedachte sich, stand auf, und: „Lebe wohl,
Mein Sohn!" — Er ging, ich sah ihn lange nach,
Und seufzte tief. *)

Baaden 1790.

Gluchoff.

*) Odimus accipitrem, quia semper vivit in armis,
Et pavidum soletos in pecus ire lupos.

Ovid.

Register

des dritten Bandes.

September.

I. Gedichte. Seite 1

II. Ueber das gesellschaftliche Leben in Rom. Fortsetzung; von Herrn von T—us. 18

III. Ist Fortschreiten nur Mittel zur Glückseligkeit, oder höchster Zweck der Menschheit? Von Herrn L. Bendavid. 29

IV. Der Blumenfreund in Venstädt. Von Herrn Rektor Starke. 43

V. Ueber die Grenzen der Aufklärung; von Herrn Rektor Fischer.

VI. Ueber das Elysium der Griechen; ein Brief an eine Freundinn. Von Hrn. Rektor Bodenburg. 75

VII. An die Freude; von Herrn Kanonikus Gleim. 85

VIII. Der würdige Erzbischoff; von Hrn. Doktor Kramer. 87

Oktober.

I. Sinngedichte; von Herrn Geheimen Rath von Göthe. Seite 89

II. Kurze Geschichte des protestantischen Gottesdienstes in Halberstadt; von Hrn. Consistorialrath Streithorst. 96

III. Die Zegri's; eine Spanische Novelle. 133

IV. Kabbalistische Fragmente. Von Herrn L. Bendavid. 146

V. Die vertheidigte Legalität der Briefverbrechung und Unterschlagung. 165

Digitized by Google

November.

I. Ode auf das neue Preußische Gesetzbuch. Von Herrn Prediger Jenisch. Seite 177

II. Die Bildsäule des Pabstes Klemens des Zwölften in Ankona. Von Hrn. Hofrath Moritz. 181

III. Ueber die Theodicee. Von Hrn. Salomon Maimon. 191

V. Ueber die Pariser Theater. Von Hrn. Hofrath Schulz. 213

IV. Denkmal Deutscher Dichter und Dichterinnen. Dritter Gesang. Von Hrn. Legationsrath von Kleist. 231

VI. Ueber das Bedürfniß der Mittheilung. Von Hrn. Consistorialrath Streithorst. 243

VII. Ueber Edelmuth und Großmuth. Von Hrn. Delbrück. 252

VIII. Ueber die Vereinfachung der menschlichen Kenntnisse. Von Herrn Hofrath Moritz. 269

December.

I. Ueber den Werth und die Grenzen des Adels. 273

II. Die Kunst, sein Glück in sich selbst zu finden; an Rosalia. Eine Epistel von Herrn Tiedge. 292

III. Daß die Hauptsache in der Religion auch außer dem Christenthume statt finde. Von Herrn Prediger Treumann. 317

IV. Die Nachtwandlerinn. Eine Anekdote. 333

V. Darf eine moderne Statüe in modernem Kostüm dargestellt werden? Von Herrn L. Bendavid. 345

VI. Der Schwindelgeist; von Gluchof. 360

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF

FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM

CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23.1891 APRIL 11.1918

TIFFANY & CO.

Digitized by Google